33

~~L. germ. 247~~

La(b)4 25/33

Wieland

C. M. Wielands

sämmtliche Werke.

Bibliothek
der Philos.-theol.
Hochschule
Passau

Dreiunddreißigster Band.

Leipzig.

Verlag von Georg Joachim Göschen.

1840.

136046479

Staatl. Bibliothek Passau

Vermischte Schriften.

Von

C. M. Wieland.

Leipzig.
Verlag von Georg Joachim Göschen.
1840.

Ueber

Alexander Dows Nachrichten

von den

Fakirn in Ostindien.

Ich wünschte wohl von jemand, der in der Wissenschaft des Möglichen weiter gekommen wäre als ich, unterrichtet zu werden, ob es natürlicher Weise möglich sey,

„daß ein Mann seinen Arm in Einem fort so lange in die Höhe halte, bis er ganz steif wird, und sein ganzes übriges Leben hindurch in dieser Stellung bleibt?" —

und wie hoch wohl der besagte Mann mit seinem steif emporstehenden Arm sein ganzes übriges Leben bringen würde?

Ingleichen, ob es möglich sey

„daß ein Mensch seine Fäuste so fest zusammendrücke, bis ihm die Nägel in die flache Hand einwachsen, und auf der obern Hand wieder heraus kommen?"

Item:

„ob einer dadurch, daß er sein Gesicht immer über die Schulter dreht, es endlich so weit bringen könne, daß sein Kopf mit dem Gesicht rückwärts stehen bleibe?"

Herr Alexander Dow, Oberstlieutenant in Diensten der Englischen Ostindischen Compagnie, versichert uns sehr ernsthaft, daß die Hindostanischen Fakirn die Leute seyn, die alles dieß möglich machen können. Er sagt uns zwar nicht, daß er diese Fakirischen Zeichen und Wunder mit eignen Augen gesehen und mit gebührender philosophischer Hartgläubigkeit beobachtet habe: allein, da er sich viele Jahre lang in Hin-

dostan aufgehalten, und in den wichtigsten Capiteln seines Buches als ein Mann von vielem Verstand erscheint, so läßt die positive Art wie er sich über die Wirklichkeit derselben ausdrückt, nicht anders denken, als daß er seine Nachrichten von den Fakirn für historische Wahrheit angenommen wissen wolle.

In der That ist es auch mit dem besten Willen von der Welt (den wir andern ungereisten Leute mitbringen, wenn wir uns hinsetzen die Erzählungen solcher großer Wanderer zu lesen) nicht allemal möglich, über unsre Vernunft so völlig Meister zu werden, als es die Herren Wanderer oft zu wünschen Ursache haben. Es gibt gewisse Dinge, die man einem Erzähler nicht glauben kann, und wenn er uns auch, wie dort Lucian, bei den Grazien, den Göttinnen der Gefälligkeit, beschwüre, ihm unsern Glauben nicht zu versagen.

Eine kleine Vorsichtigkeitsmaxime, die besagter Lucian den Geschichtschreibern empfiehlt, ist keinem unentbehrlicher, als dem, der als Augenzeuge auftritt, um uns Nachrichten von weit entfernten und wenig bekannten Völkern mitzutheilen. „Wenn (sagt er) dem Geschichtschreiber auch zuweilen ein Mährlein in seinen Weg läuft, so mag er's immer erzählen, nur nicht als ob er wollte, daß wir's ihm glauben, sondern es dahin gestellt seyn lassend, so daß jeder die Freiheit behält, davon zu glauben was ihm gut däucht.“

Von einem Schriftsteller, dessen Werk (wie der Deutsche Vorbericht zu Dow's Reisebeschreibung sagt) ein classisches Ansehen in der Geschichte bekommen soll, kann man eine solche Behutsamkeit um so mehr fordern, da es unstreitig gar nicht vonnöthen ist, daß die Anzahl der classischen Unwahrheiten, so wie sie auf der einen Seite täglich abnimmt, auf der andern täglich wieder mit neuen recrutirt werde.

Man kann freilich mit eben so gutem Grunde fragen, was ist unmöglich, als Pilatus fragte: was ist Wahrheit. Aber gleichwohl sollte ein Mann bedenken, daß ein großer Unterschied ist, ob er von jemand erzählt: er habe sich auf einem Seil auf den Kopf gestellt; oder, er habe, nachdem man ihm den Kopf abgeschlagen, seinen Kopf, wie die heilige Regula zu Zürich, unter den Arm genommen und sey frisch auf und davon gegangen.

Anmerkungen

über

Alexander Dows Nachrichten

von der

Religion der Braminen.

So apokryphisch obige Erzählungen des Herrn Dow von den Fakirn seyn mögen (wiewohl sie im Grunde wenig mehr sagen, als was andre ältere Wandersmänner auch schon erzählt haben), so sind sie doch nicht das einzige, weßwegen ich eben nicht so gar eilfertig seyn möchte, seinem Buche ein classisches Ansehen einzuräumen. Der zuversichtliche Ton, womit er uns bereden will, daß wir von den Missionarien und Reisebeschreibern übel betrogen würden, wenn sie uns die Religion der Hindous als wahren Götzendienst, und die Theologie der Braminen als einen verworrenen Klumpen abgeschmackter Mährchen und kindischer Allegorien vorstellen, scheint mir wenigstens eben so verdächtig, und macht eine Warnung, seinem Vorgeben nicht ohne die schärfste Prüfung Glauben beizumessen, um so nöthiger, je mehr er sich durch eine Behauptung, welche die Ehre der Menschheit zu retten scheint, eines günstigen Vorurtheils bei seinen Lesern versichert.

„Wir halten es, sagt Dow, für einen ausdrücklichen Irrthum, der aus der Eitelkeit der Anhänger besonderer Religionssysteme entstand, daß jemals zu einer Zeit oder in einem Lande die menschliche Vernunft so verdorben gewesen sey, daß sie das Werk der Hände, anstatt des Schöpfers des Ganzen, angebetet habe. Aufmerksame Forscher des menschlichen Ge-

müths werden finden, daß der gesunde Menschenverstand in den Sachen der Religion unter allen Nationen ziemlich gleich getheilt ist. Die Offenbarung und die Philosophie haben zwar (wie man bekennen muß) einige von den abergläubischen Auswüchsen und Ungereimtheiten abgeschnitten, welche natürlicher Weise in schwachen Gemüthern in einer so geheimnißvollen Materie entstehen: allein es ist gar sehr zu zweifeln, ob der Mangel an diesen nothwendigen Verbesserern der Religion jemals eine Nation in grobe Abgötterei gezogen habe, wie viele unwissende Eiferer vorgegeben haben."

Wenn Dow mit dieser Stelle sonst nichts hätte sagen wollen, als dieß: es sey niemals keinem Menditen eingefallen, seinen heiligen Bock, keinem Pelusier seine Meerzwiebel, keinem Neger seinen Fetisch, und keinem Einwohner diesseits oder jenseits des Ganges irgend einen von seinen dreißig Millionen Göttern, für die erste ewige Grundursache aller Dinge zu halten; — so hätte er freilich etwas gesagt, dessen Gegentheil noch keinem Menschen zu behaupten eingefallen ist. Aber dann hätte es ebensowohl ungesagt bleiben mögen. Denn wem ist unbekannt, daß die Abgötterei, womit (hauptsächlich durch Schuld der Priesterschaft) der größte Theil des menschlichen Geschlechts von jeher angesteckt war und noch ist, nicht in der Läugnung einer ersten geheimnißvollen Grundursache, sondern in dem, was Shaftesbury Dämonismus nennt, bestehe; d. i. in abgöttischer Verehrung einer Menge vorgeblicher Untergottheiten, Schutzgeister, guter und böser Dämonen, und in dem Aberglauben, den man mit den Bildern dieser Götter, oder auch mit den Namen und Symbolen der ersten Grundursache treibt. — Nichts ist gewisser, als daß unter allen gut oder übel policirten Völkern, von den Aegyptiern bis zu den Japanern, kein einziges gewesen, dessen

Priester oder Gelehrte nicht eine geheime Theologie gehabt hätten, worin das Daseyn einer ersten Grundursache angenommen und von den mancherlei Ausflüssen derselben sowohl, als von den Mitteln wieder in sie zurückzufließen, von Göttern und Geistern, Himmeln und Welten, Seelenwanderungen, periodischer Vernichtung und Wiedererschaffung der Dinge u. s. w. viel hochtönendes, fanatisches, nonsensikalisches Zeug geschwatzt worden wäre. Es ist also weder etwas Sonderbares noch Unbekanntes, daß die Vedas und Schasters, oder die heiligen Bücher der Braminen von dergleichen metaphysisch-allegorisch-phantastischem Plunder voll sind, und Dow hat uns darüber nichts Wesentliches gesagt, was die Malabarischen Missionarien, La Groze, Mignot, und andre nicht schon lange gesagt, und zum Theil weit besser auseinandergesetzt hätten.

Das System des Ausflusses aller Dinge aus Gott liegt allen morgenländischen Religionen (die jüdische ausgenommen) zum Grunde; aber da kein ander System dem Dämonism und Fanatism beförderlicher, noch in jeder Betrachtung geschickter ist, die Herrschaft betrügerischer Priester über die unterdrückte Vernunft abergläubischer Laien fester zu gründen, so hat die Religion wenig dadurch gewonnen.

Was hilft es also, um die allgemeine, auf unläugbare Zeugnisse gegründete Meinung von dem höchst abgeschmackten Götzendienste der Ostindianer zu vernichten, wenn uns Dow sehr ernsthaft versichert, „daß die Braminen, gegen die Vorstellung, die man sich von ihnen in Europa bilde, unveränderlich die Einheit, Ewigkeit, Allwissenheit und Allmacht Gottes glaubten; daß die Vielgötterei, deren man sie beschuldige, nichts mehr als eine symbolische Verehrung der göttlichen Eigenschaften, und alle die unzähligen Götter, die in Indien unter unzähligen Namen verehrt werden, nichts als ver-

schiedene Benennungen der Eigenschaften (richtiger der Ausflüsse und Modificationen), der ewigen Grundursache seyen?" — Wird die Theosophie der Braminen dadurch besser? Ist der größte Theil unter ihnen darum weniger unwissend oder fanatisch? Werden die zahllosen Völkerschaaren um den Ganges darum weniger auf die kläglichste Weise von ihnen betrogen? Wimmelt Indien darum weniger von Pagoden, ungeheuern Götzenbildern, Amuleten und Lingams, Wahrsagerei und Zeichendeuterei? Und verdienen die Braminen weniger den Vorwurf, daß sie schnöde Diener des Aberglaubens und eines der Gottheit höchst unwürdigen Dienstes sind, weil sie von den Thorheiten selbst nichts glauben, in welchen sie, um ihres Gewinnes willen, die übrigen Laien gefangen halten?

Man kann die Priester aller abergläubischen oder dämonistischen Religionen in drei Gattungen eintheilen, die man um ihrer äußerlichen Gleichförmigkeit willen nicht mit einander verwechseln muß.

Die erste, und vielleicht die zahlreichste, besteht aus Schwachköpfen, die, weil sie selbst betrogen sind, den Namen der Betrüger nicht verdienen. Es sind Blinde, die andern Blinden den Weg weisen, blöde, unerleuchtete Köpfe, die sich nie haben einfallen lassen, zu zweifeln, ob der Unsinn, den sie lehren, auch wohl — Unsinn seyn könnte; kurz, die selbst so unwissend und abergläubisch sind als der Pöbel, den sie treulich und ohne Gefährde, in seinem wohlhergebrachten Aberglauben unterhalten.

Die andre Gattung besteht aus Schlauköpfen, für welche die Religion weder eine Angelegenheit des Verstandes noch des Herzens, sondern bloß eine einträgliche Profession ist, durch die man, mit wenig Mühe, und allenfalls ohne die

mindesten Verdienste, sich die größten Vortheile der politischen Gesellschaft, Ansehen, Einfluß, Reichthümer und Wollüste verschaffen kann. Diese Herren wissen sehr wohl, was an allem dem Gaukelwerk ist, womit sie das unwissende, verblendete Volk bethören; sie lachen heimlich selbst über die feierliche Rolle die sie dabei spielen, denken aber: die Welt will betrogen seyn, und wird betrogen werden, ob wir oder andre diejenigen sind, die dabei gewinnen; eben so mehr sind wir auch dabei.

Die dritte Gattung endlich (so klein an der Zahl sie auch seyn mag) sind ehrliche Leute, die zwar gegen Vernünftige kein Geheimniß daraus machen, daß sie das Ungereimte und Widersinnige ihres vulgaren Religionssystems so gut als irgend ein Mensch fühlen, aber keine Möglichkeit vor sich sehen, es zu ändern, und da sie nun einmal, es sey nun durch die Geburt (wie die Braminen), oder durch den Zusammenhang der Dinge genöthigt sind, sich zu einem Orden zu bekennen, dessen Mißbräuche und verkehrtes Betragen sie höchlich mißbilligen, keinen andern Weg, in erträglichem Frieden mit sich selbst zu leben, sehen, als sich der Weisheit und Tugend aufrichtig zu befleißigen. Diese redlichen Priester (und es gibt davon ganz gewiß am Ganges so gut als an irgend einem andern Fluß in der Welt) halten sich, mit Verwerfung aller offenbar ungereimten Erfindungen des Betrugs und Fanatism, bloß an die einfachsten Grundsätze der ältesten und allgemeinsten Religion, und, da es nicht in ihrer Macht steht, die albernen Mährchen, womit die Schädel des Volks und ihrer Collegen angefüllt sind, zu vernichten, so bemühen sie sich, solchen wenigstens durch allegorische Deutung einen erträglichen Sinn zu geben.

Es scheint, Herr Dow habe während seines langen Auf-

enthalts in Indien einige Braminen von dieser letzten Gattung — dergleichen man sonderlich zu Benares häufiger findet als anderswo — kennen gelernt, und es ist sehr rühmlich, daß er diesen wackern Männern — die man nicht unbillig die Philosophen unter den Braminen nennen kann — Gerechtigkeit widerfahren läßt. Aber um ihrentwillen eine so günstige Meinung von dem Religionssystem der Braminen überhaupt zu fassen, und diejenigen blinde Eiferer zu schelten, welche für etwas nicht Zweifelhaftes halten, daß der Mangel der christlichen Offenbarung und einer gesunden Philosophie die Indianer in sehr grobe Abgötterei gezogen habe, dieß war nun wohl zu viel.

Dow meint, es wäre eben so lächerlich, wenn man „von den ungelehrten Stämmen den wahren Zustand der Religion und Philosophie der Indianer erwarten wollte, als es an einem Muhamedaner in London lächerlich seyn würde, wenn er sich über die geheimnißvollen Lehren des christlichen Glaubens auf die Nachrichten eines Büttels oder Gerichtsdieners verlassen wollte.“ — Aber er verstellt durch diese Wendung den wahren statum controversiae gar sehr. Fürs erste muß die Religion mit der Philosophie nie vermengt werden, wie Dow immer thut. Man kann ihm zugeben, „daß einige Meinungen, die in den Vedams vorgetragen werden, nicht unphilosophisch sind.“ — Dieß gilt von der Theosophie aller Völker, und wird von niemand geläugnet. Aber die Rede ist vom Zustande der Religion in Indien, und dieser muß weder nach den Begriffen etlicher aufgeklärtern Braminen, noch nach den Nachrichten eines Büttels oder Gerichtsdieners, wohl aber nach der wirklichen Beschaffenheit des Glaubens und Gottesdienstes bei den ungelehrten Stämmen und bei dem größten Theil der Braminenkaste selbst beurtheilt werden. Denn wenn etwas

lächerlich ist, so wär' es das, wenn jemand z. B. von der Religion des Englischen Volks nach der Religion eines Hume oder Gibbons, oder von dessen Sitten nach den Sitten der besten Gesellschaft, oder von dessen Regierung nach den Lobsprüchen gedungner Apologisten der Minister, und nach den Geburtstagsoden des belorbeerten Hofpoeten urtheilen wollte.

Was hilft es dem Indianer, der sich in einer dumpfigen Pagode vor dem Bilde des Brincha oder Brama hinwirft, der in Gestalt eines Kindes, auf einer Wasserblume sitzend und eine Zehe im Munde habend, abgebildet ist; was kann es ihm frommen, daß die Braminen sich unter diesem Brincha eine allegorische Vorstellung denken, die im Grunde wenig gescheidter ist als was der Indianische Laie dabei denkt? Brincha, sagen sie, bedeutet die Weisheit Gottes, und er wird als ein Kind vorgestellt, um dadurch eine gewisse Periode anzudeuten, wo die Weisheit und die Absichten Gottes wie in ihrem Kindeszustande erscheinen werden. Er schwimmt auf einer Wasserblume, oder einem Blatte derselben, um die Unbeständigkeit der Dinge, welche zu der Zeit seyn wird, anzuzeigen. Er saugt an seiner Zehe, um uns zu erkennen zu geben, daß die unendliche Weisheit von sich selbst besteht; und die Stellung, welche der sitzende Brincha dadurch bekommt, daß er an seiner Zehe saugt, ist ein Sinnbild des endlosen Cirkels der Ewigkeit. — Wahrlich! eine herrliche Methode, Philosophie und Religion vorzutragen! Die vollkommenste, die man nur erdenken kann, wenn die Absicht ist, ein Volk zu verwirren, in ewiger Kindheit zu erhalten, und in einen Irrgarten von Aberglauben und Phantasterei zu führen, aus dem er sich nie wieder soll herausfinden können.

Was für köstliche Schätze von Theologie, Metaphysik,

Politik, Moral, Physik, Chymie und Alchymie könnte man nicht durch eine Deutung in diesem Geschmack aus den Mährchen meiner Mutter Gans, aus Lucians wahrer Geschichte, aus der Historie von König Laurin dem Gezwerg und seinem Rosengarten, kurz aus allem was je Albernes gedichtet worden ist, herausziehen?

Doch Herr Dow erkennt selbst, daß die vorgeblichen Allegorien, womit die heiligen Bücher der Braminen angefüllt sind, „die große Quelle seyen, wodurch die Religion des gemeinen Volks in Indien verderbt worden" und am Schlusse seines Verzeichnisses der Götter bei den Indiern, gesteht er aufrichtig, „daß die Betrügerei der Priester in Indien nicht weniger als in andern Gegenden und zu allen Zeiten beschäftiget gewesen sey, von der Neigung der Menschen zum Aberglauben Vortheil zu ziehen." — Nur hätte er bedenken sollen, daß auf diesen Umstand bei der Frage: „in welchem Zustande ist die Religion der Indianer? alles ankommt." Die Metaphysik der Braminen kann hier um so weniger zu ihrem Behuf angeführt werden, da sie aus derselben ein Geheimniß machen, in welches keinem Sterblichen, der nicht von ihrer Kaste ist, hineinzusehen erlaubt wird. Priester, die aus dem Wenigen, was an ihrer Theologie wahr ist, dem Volk ein Geheimniß machen, hingegen nichts Angelegner's haben, als dasselbe in seinen irrigen, abgöttischen und abergläubischen Einbildungen und Gebräuchen zu erhalten, verdienen keinen bessern Namen als Götzendiener.

Briefe an einen Freund über eine Anekdote

aus

J. J. Rousseau's

geheimer Geschichte seines Lebens.

1780.

1.

Wie bald das Publicum die Mémoires de J. J. Rousseau oder die geheime Geschichte seines Lebens, die dieser außerordentliche Mann in der Handschrift hinterlassen hat, zu sehen bekommen wird, kann ich Ihnen nicht sagen.

Ehmals war mein Verlangen nach diesen geheimen Nachrichten so ungedultig als das Ihrige nur immer seyn kann. Ich erwartete ein Werk von ganz andrer Wichtigkeit, als die Εις Έεαυτον des guten Kaisers Marcus Aurelius oder die Confessionen des heiligen Augustinus. Es würde, dachte ich, wenigstens eben so frei und offenherzig wie des weisen Narren Cardanus Buch de vita propria, aber um ein großes Theil erbaulicher für die gefühlvolle, und unterhaltender für die philosophische Classe von Lesern seyn. In der That, was könnte einen denkenden Menschen, der im ganzen Weltall nichts Näher's hat, nichts Größer's kennt als seine eigene Gattung, mehr interessiren, als von einem Menschen wie Rousseau in das Heiligthum seiner Seele eingeführt, zum Vertrauten seines Selbstbewußtseyns gemacht, und zu den Geheimnissen eines Herzens zugelassen zu werden, das in einer Zeit, wo Tugend für die meisten ein leerer Name ist, so voll Glauben an die Tugend, in einer Zeit, wo der Witz alles zu Wahrheit oder Lüge stempeln darf, so voller Liebe

zum Wahren und Guten gewesen war? Wer wollte nicht einen Mann kennen lernen, der mitten im achtzehnten Jahrhundert, mitten in Paris, den Muth hatte, mit dem Geist und der Wohlredenheit eines Seneca, ein zweiter Epiktet zu seyn — den Muth hatte, allen den Vortheilen freiwillig zu entsagen, die ihm die seltensten Talente durch einige Gefälligkeit gegen den Geist und die Sitten seiner Zeit hätten verschaffen können — einen Mann, der es wagen durfte, sich allen Folgen der Parodoxie auszusetzen — in einem Zeitalter, wo ein freier, wahrer und guter Mensch das größte Paradoxon ist; wo conventionelle Begriffe alles entscheiden; wo sogar Augen und Ohren bestochen sind, immer auf die Seite der Mode zu stimmen, und nichts für schön gilt weil es schön ist, sondern weil es für die nächsten acht Tage dazu erwählt ist; kurz, wo reine Wahrheit, reiner gerader Menschensinn, dem feinern Theile der Welt oft lächerlich, immer anstößig ist.

Wer sollte nicht wünschen, diesen Mann so genau als möglich kennen zu lernen, der, ohne jemand zu beleidigen, noch etwas von den Menschen zu verlangen unter denen er lebte, bloß dadurch mit jedermann in Collision kam, weil er nach seinem eignen Herzen lebte und nach seiner innern Ueberzeugung schrieb; einen Verehrer des Christenthums, den alle Religionsparteien von sich stießen; einen Philosophen, der allen Philosophen, einen freidenkenden Mann, der allen Freigeistern, einen frommen Mann, der allen Andächtigen verhaßt war? Einen Mann, den alle Welt viele Jahre lang verfolgte, verlästerte, verdammte und verbannte, ohne einen andern Grund angeben zu können, als weil er in seinem Leben das war, was man nun nach seinem Tode bewundert, und was sein Andenken jetzt selbst der Nation, die ihn einst verkannte, ehrwürdig macht? Kurz, einen Mann, den man vor zehn

Jahren gekreuzigt haben würde, wenn Kreuzigen noch Mode wäre, und zu dessen Grabe man jetzt wallfahrtet?

Wer wollte einen solchen Mann nicht kennen lernen? nicht von ihm selbst hören, mit was für Anlagen, durch was für Umstände, durch welche Stufen und geheime Entwicklungen, mit welchen Gefahren, Aufopferungen, Kämpfen, Abwechselungen von moralischem Gewinn und Verlust, und so weiter, er das geworden, was er war? Wie lehrreich, wie interessant muß es seyn, diesen Mann seinen Zeitgenossen und allen folgenden Jahrhunderten, mit jener ihm so ganz eigenen Freimüthigkeit, mit jener alle Eitelkeit und Selbstheit überwiegenden Wahrheitsliebe, die geheime Geschichte seines Lebens, das zarte Gewebe der Entwicklungen seines Geistes und Herzens, die unverfälschte Geschichte seiner Erfahrungen und Wahrnehmungen, seiner Verirrungen, Fehler und Tugenden, seiner Leiden und Freuden, kurz, die Geschichte nicht dessen was er schien oder gern gewesen wäre, sondern was er wirklich in seinem eignen Bewußtseyn war, erzählen zu hören!

So dacht' ich ehmals, und hätte gern alle philosophischen Werke des letzt verwichenen Jahrzehnts darum gegeben, Rousseau's Memoiren nur Einen Tag früher lesen zu können.

Aber, ich gestehe Ihnen unverhohlen, seitdem ich die unselige Anekdote von J. J. Rousseau im ersten Stücke der Ephemeriden der Menschheit vom Jahre 1780 gesehen habe, hat sich meine Ungeduld mächtig abgekühlt; und ich fürchte mich jetzt, aus aufrichtiger Theilnehmung an der Ehre der Menschheit, vor der Bekanntmachung der geheimen Beichte, welche dieser außerordentliche Mensch von seinem Leben hinterlassen haben soll, eben so sehr, als ich solche vormals beschleunigt zu sehen wünschte. Welch eine Anekdote, großer

Gott! Und was wird aus dem moralischen Nutzen der Schriften und des Beispiels des weisesten und tugendhaftesten Mannes unsrer Zeit (wofür ihn so viele gehalten haben) werden, wenn er uns — (wie nach einer solchen Probe nur allzu sehr zu besorgen ist) — noch mehr dergleichen geheime Geschichtchen zu vertrauen hat!

Wem kann die Beschaffenheit der menschlichen Natur so unbekannt seyn, daß er nicht voraussehen sollte, was die Folgen dieser Anekdote bei dem größern Theil der Leser, zumal der jungen Leser, der Rousseau'schen Schriften seyn müssen? Die Menschen sind nun einmal so gemacht. — Der reiche Seneca, der, mit dem Vermögen eines Generalpachters, verächtlicher vom Reichthum spricht als Epiktet selbst, wird uns nie überzeugen; und der Mann, von dem man weiß, daß er sich von einer unzüchtigen Dirne losgeschworen hat, wird nie mit Frucht von der Keuschheit predigen. Wir wollen, daß der Lehrer der Tugend selbst untadelig sey. Wir verzeihen ihm (und auch dieß nicht gern) Schwachheiten, Uebereilungen, Mißtritte: aber es gibt Laster, deren uns kein guter Mensch fähig zu seyn scheint; und der widrige Eindruck, den eine überlegte, mit Falschheit und Grausamkeit verbundene Schandthat auf das allgemeine natürliche Gefühl macht, ist unauslöschlich.

Um wie viel stärker muß dieser Eindruck erst seyn, wenn die schwarze That in einem Alter begangen wurde, wo die Menschen sonst am besten sind; wo das Herz am weichsten, das Gefühl am zartesten ist, und alle Triebe, die unsrer Seele zu Wächtern und Schutzengeln ihrer Unschuld gegeben wurden, noch mit ihrer ursprünglichen vollen Kraft wirken! Wer in diesem Alter einer überlegten Bosheit, einer Lüge, von der er weiß daß sie einen Unschuldigen unglücklich machen

wird, fähig ist, ist ein hassenswürdiges Geschöpf. Das allgemeine Menschengefühl spricht das Urtheil über ihn, daß er ein äußerst bösartiges Herz haben müsse; man fühlt sich geneigt, ihn, um einer einzigen solchen Handlung willen, der Giftmischerei, des Vatermords und jeder andern Unmenschlichkeit fähig zu halten; und von diesem Augenblick an ist es um alles moralische Gute geschehen, daß ein solcher Mensch, als Schriftsteller, als Sittenlehrer, als Zeuge und Beispiel der Wahrheit und Tugend, hätte wirken können.

Ich frage einen jeden, der sich von seinen eignen innersten Gefühlen Rechenschaft geben kann — wenn er sich zum Beispiel den Sokrates von Jugend an als den weisesten und tugendhaftesten Mann seiner Zeit gedacht, und sich (wie bei den meisten, die einige Erziehung genossen haben, der Fall seyn wird) an diese Vorstellungsart nun einmal gewöhnt hat — ich frage, wie wird ihm zu Muthe, wenn er liest: „der Physiognomist Zopyrus — als er (ohne zu wissen, daß der Mann, den er vor sich hatte, Sokrates war) befragt wurde, was er, nach seiner Physiognomie, von ihm halte? — habe geurtheilt, daß er ein der Unzucht und dem Trunk ergebenes Brutum sey?"

Die Rede ist hier nicht, ob und wie fern aus dieser Anekdote Einwürfe gegen die Zuverlässigkeit der Physiognomik gemacht werden können? — sondern bloß davon: ob nicht bei jedem, der die besagte Anekdote in seinem Cicero (de Fato c. 5) oder anderswo gelesen hat, sogleich eine widrige unangenehme Empfindung und der Gedanke entstehe: „es sey nicht wahr! Sokrates könne nicht so ausgesehen haben; Zopyrus habe sich entweder schlecht auf die Physiognomik verstanden, oder die ganze Erzählung sey eines von den albernen Mährchen, deren das lügenvolle Griechenland so viele auf Unkosten

seiner Weisen ausgeheckt hat." — Und ich frage ferner: ob nicht die Antwort, welche Sokrates (nach dem Zeugnisse des Philosophen Alexander von Aphrodisias) gegeben haben soll: „er sey alles das, was Zopyrus von ihm sage, von Natur gewesen, und bloß durch die Philosophie zu einem bessern Manne gemacht worden," einen noch widrigern Eindruck auf uns macht, als selbst das physiognomische Urtheil des Zopyrus? Ob es uns nicht unangenehm und beinahe unmöglich ist, uns den Sokrates als einen Mann zu denken, der von Natur, und wenn ihn die Zaubrerin Philosophie nicht umgeschaffen hätte, ein viehischer Kerl gewesen wäre? — Oder, falls wir uns genöthigt sähen, die historische Wahrheit der Erzählung anzuerkennen, ob Sokrates durch dieses Geständniß nicht einen großen Theil unsrer Achtung und unsers Glaubens an seine Tugend verlieren würde? Und gleichwohl sind die natürlichen Laster, zu denen er sich vermöge dieser Anekdote bekannt haben soll, nicht (wie jenes dessen sich Rousseau selbst anklagt) von der schwarzen Art, die unsern ganzen innern Menschen empört, und uns an einem Wesen unsrer Gattung so unnatürlich dünkt, daß wir sie nur mit einer durchaus bösartigen teuflischen Natur ohne Mühe zusammen denken können!

Ich gestehe Ihnen, daß ich mich mit dieser Vorstellung, beim ersten Anblick der Rousseau'schen Anekdote, in eine Verlegenheit gestürzt sah, aus der ich mir nicht anders zu helfen wußte, als — daß ich mir die Wahrheit der That geradezu wegläugnete. „Es kann nicht wahr seyn, rief ich, und ich will es nicht glauben, wenn auch zehntausend Zeugen aufträten, und es aus Rousseau's eigenem Munde gehört zu haben versicherten!"

Allein dieser Unglaube war am Ende doch ein zu schwa=

cher Behelf, als daß ich, bei etwas kühlerm Blute, mich nicht genöthigt fühlen mußte anzuerkennen, es könnte doch wahr seyn, und „der merkwürdige Reisende,“ dem die geheime Geschichte des menschlichen Herzens „ein Gegenstand der ernsthaftesten Betrachtung ist,“ könnte doch wohl Glauben verdienen, wenn er versichert, diese häßliche Anekdote in den Rousseau'schen Memoiren selbst gelesen zu haben — und er verdiene wirklich um so mehr Glauben, da es ihm anfangs damit ergangen war wie mir auch, und „sein Herz sich bei Erzählung dieser Anekdote so empörte, daß er sich geneigt fand, sogar die Existenz der Memoiren zu bezweifeln.“

Sie begreifen nun leicht, wie mir werden mußte, da ich mir den einzigen Ausweg abgeschnitten sah, auf dem ich der abscheulichen Association zweier so unverträglicher Ideen, wie Rousseau und ein Bösewicht, entfliehen konnte. Die Traurigkeit, die mich überfiel, hatte etwas Schmerzhafteres als ich Ihnen zu beschreiben im Stande bin. Nicht als ob es mir just um J. J. Rousseau selbst so sehr zu thun gewesen wäre, mit dem ich, wie Sie wissen, niemals in einiger Verbindung gestanden. Aber es schmerzte mich um des schwarzen Schattens willen, den es nicht nur auf die Jugendgeschichte dieses dennoch großen Mannes (wie ihn Herr B., der Erzähler der Anekdote, nennt), sondern auf seinen ganzen Charakter, und auf die wohlthätigsten seiner Schriften wirft. Was hilft es uns, daß Rousseau dennoch ein großer Mann war, wenn er nicht ein guter Mann war? Es kränkte mich um der Menschheit willen, für deren Zierde ich ihn gehalten hatte. Es kränkte mich, daß für die Leute, die nicht an die Tugend glauben, ein Beispiel weniger in der Welt seyn sollte, welches sie, auch wider ihren Willen, genöthigt hatte, heimlich zu glauben und zu zittern.

Nur die durch Eifersucht vergiftete Liebe hat die Art, alles begierig aufzuraffen, was den Eifersüchtigen in einem Argwohn bestärken kann, dessen Gewißheit er doch für sein größtes Unglück hält. Er fürchtet sich vor der schaudervollen Entdeckung, und hat doch keine Ruhe in seinen Gebeinen, bis er sie gemacht hat. Da dieß hier nicht mein Fall seyn konnte: so fing ich an mich auf allen Seiten nach einem Schimmer von Möglichkeit umzusehen, die That, die nun nicht länger zu läugnen war, auf eine nur einigermaßen leidliche Art zu erklären, mir wenigstens nur in etwas begreiflich zu machen, wie ein Mann wie Rousseau, in seiner Jugend dazu habe gebracht werden können, so eine That zu begehen?

Natürlicher Weise war jetzt mein erster Gedanke, die Anekdote noch einmal, mit kälterm Blute als es das erstemal möglich war, durchzulesen; und da mußte mir denn freilich in die Augen leuchten, daß der Abscheu, von dem sich das tugendhafte und menschenfreundliche Herz des Erzählers beim Anblick einer so auffallend häßlichen Handlung durchdrungen fühlte, vermuthlich unvorsetzlicher Weise, sich in die Erzählung selbst ergossen, und daß er sie also nicht mit der philosophischen Kälte, welche Lucian mit so vielem Rechte von jedem Geschichtserzähler fordert, und die hier ganz vorzüglich nöthig war, sondern mit der Wärme eines gefühlvollen Sittenpredigers, und beinahe möcht' ich sagen in dem Ton eines Advocaten, der die Sache des beleidigten Mädchens vor Gericht zu führen gehabt hätte, vorgetragen habe. Urtheilen Sie selbst! Hier ist die Erzählung, wie sie in den Ephemeriden zu lesen ist, von Wort zu Wort.

„Rousseau entwendete in seinen jüngern Jahren einem vornehmen Manne, in dessen Hause er sich befand und zum

Theil erzogen wurde, ein prächtiges mit Gold gesticktes Band. Das Band wurde bald vermißt. Man faßte Verdacht wider Rousseau; man stellte Untersuchungen an, und war wirklich so weit gekommen, es bei ihm zu entdecken. Man stellte ihn darüber zur Rede; aber er verantwortete sich mit „einer Dreistigkeit, die oft eben so gut die Larve eines sichern Bösewichts als das Geständniß der ruhigen Unschuld ist.“ Rousseau schien wegen des wider ihn gehabten Verdachtes ganz befremdet, sagte mit „überzeugender Gelassenheit“ aus, er habe das Band von einem Dienstmädchen des Hauses, welches sich Mariane nannte, zum Geschenk erhalten, und bürdete also dieses Laster derjenigen auf, die er liebte, und der er das nämliche Band zugedacht hatte, „vielleicht um sie dadurch zu unedeln Gunstbezeigungen geneigt zu machen; denn eine so lasterhafte Handlung hätte sich sonst unmöglich mit einer tugendhaften Liebe vertragen können.“ Mariane wurde also des Diebstahls beschuldigt, und Rousseau „konnte so sehr Bösewicht seyn,“ seine Aussage gegen sie ihr ins Gesicht zu bestätigen. „Das arme unschuldige Mädchen, das vielleicht die edelsten Empfindungen für Rousseau gefühlt hatte, stand da wie vom Blitz gerührt; ihr Gesicht erblaßte, sie zitterte am ganzen Körper; ihre Wehmuth brach in Thränen aus, ihre schluchzende Stimme stammelte einige schwache Entschuldigungen und Versicherungen ihrer Unschuld. Aber das half nichts. Mariane wurde verkannt. Ihres schuldlosen Herzens Aeußerungen von namenlosem Erstaunen und Entsetzen wurden für untrügliche Merkmale eines überführten und strafbaren Gewissens angenommen. Rousseau sah Marianen leiden und schwieg. Die Bosheit siegte und die Unschuld wurde gänzlich zu Boden gedrückt. Das unglückliche Dienstmädchen wurde mit Schimpf und Schande belegt, und sogleich aus

dem Hause gejagt. Es hat alsdann niemand mehr erfahren, wo sie hingekommen, noch was aus ihr geworden ist.“

Erlauben Sie mir zuvörderst etliche Bemerkungen über diese Erzählung und die Art des Vortrags.

Fürs erste fällt sogleich in die Augen, daß die Erzählung nicht ganz unmittelbar und lauter, ohne Beimischung fremder Zusätze, aus der Quelle, nämlich aus Rousseau's Memoiren selbst, geflossen. Sie ist nicht daraus abgeschrieben; sondern scheint aus einem nicht mehr ganz getreuen Gedächtniß erzählt, und schon durch mehr als Einen Mund, oder mehr als Eine Feder gegangen zu seyn. Daher die beiden Vielleicht, welche wohl schwerlich in einer reinen und simpeln Geschichtserzählung zu billigen sind, und hier eine desto schlimmere Wirkung thun, da sie offenbar dazu dienen, weichmüthige Leser noch mehr für die leidende Mariane einzunehmen und wider den jungen Bösewicht Rousseau aufzubringen.

Zweitens ist nicht aus der Acht zu lassen, daß wir von Marianens Unschuld keinen andern Beweis haben, als Rousseau's Selbstanklage und freiwilliges Bekenntniß. Wäre dieses nicht da, so hätte der Erzähler alle die rührenden Farben und Ausdrücke, womit er das Bild dieses Mädchens und ihres unglücklichen Schicksals ausgemalt hat, gebrauchen können, und Mariane könnte doch die Diebin gewesen seyn. Ein Französischer Sachwalter, der die Vertheidigung einer schuldigen Mariane, unter den nämlichen Umständen, übernommen hätte, würde sich eben dieser Farben, eben dieser schönen und herzrührenden Prosopopöie bedient haben, um die Richter zu ihrem Vortheil einzunehmen. Der getreue und ganz unparteiische Geschichtserzähler hätte sich also entweder dieser Farben und Figuren gänzlich enthalten, oder

Drittens auch dem sich selbst anklagenden Rousseau gleiche

Gunst widerfahren lassen, und uns mit eben so starken und rührenden Bildern das Schreckliche seiner Lage schildern sollen — seine Bangigkeit am Rande des Abgrunds, in welchen er durch eine einzige, leichtsinnigerweise begangene Sünde zu stürzen so nahe war — den entsetzlichen, vielleicht mit Höllenqualen verbundnen Kampf in seiner Seele, zwischen dem was einem edeln Gemüthe das schrecklichste ist, Furcht vor Schande und Vernichtung seiner ganzen moralisch-bürgerlichen Existenz, und dem natürlichen Abscheu vor dem Gedanken, sich auf Kosten einer armen Unschuldigen zu retten, ja, ein Mädchen das er liebte zum Schlachtopfer für seine Selbsterhaltung zu machen. Ich meines Orts gestehe, daß ich mir keinen entsetzlichern Gemüthszustand zu denken weiß, als denjenigen, worin ein Mensch wie Rousseau zwischen zwei solchen wider einander drückenden Gewichten seyn mußte!

Es war um so billiger, daß der Erzähler auf diesen gewiß höchst natürlichen und zur Sache gehörenden Umstand hätte Rücksicht nehmen sollen — da

Viertens der arme Rousseau sein eigner Ankläger, d. i. zugleich Kläger und Beklagter, und also alles Schutzes, aller Vertheidigung, welche die Gesetze sonst dem Beklagten angedeihen lassen, beraubt ist; folglich auf unsrer Seite eine Art von Pflicht der Menschlichkeit obwaltet, uns seiner gegen ihn selbst anzunehmen. Ich will jetzt diesen Gedanken nicht so weit treiben, als er sich, wenn es hier nicht bloß um reine Wahrheit zu thun wäre, treiben ließe. Indessen können wir uns doch nicht enthalten zu denken, daß ein Mensch — und (was die Sache noch viel bedenklicher macht) ein Mensch wie Rousseau — ein Mann von so feuriger Einbildungskraft, von so zartem und gleichsam wundem Gefühl, ein so sonderbarer, so paradoxer, dabei so äußerst hypochondrischer Mann —

wenn er sich selbst eines schändlichen und grausamen Verbrechens beschuldigt, mehr als irgend ein andrer eines Sachwalters bedarf, welcher alles geltend mache, was dem sich selbst verlassenden, sich selbst hassenden, und also nichts weniger als unparteiischen Beklagten zum Vorstand gereichen, und seine Schuld wo nicht heben, doch in etwas erleichtern kann.

Aber so sehr hatte sich der Abscheu vor der That selbst und das Mitleiden mit der armen Mariane (an deren Statt ihm seine Einbildung, wie es scheint, ein gar rührendes Ideal unterschob), so sehr hatte sich dieser doppelte Affect des Erzählers bemächtigt; daß er — anstatt nur einen Ausdruck, nur ein Wort zu Gunsten des armen Rousseau einfließen zu lassen —

Fünftens sogar den Verdacht in uns erweckt, daß dieser die schwarze That ohne Kampf mit sich selbst, ohne innerliches Leiden, nicht im Drange der äußersten Noth worin sich ein junger Mensch seiner Art sehen kann, sondern mit kaltblütiger Bosheit und mit einer Gleichmüthigkeit, die unter den vorliegenden Umständen mehr teuflisch als stoisch scheinen muß, zu begehen fähig gewesen sey — wie die Ausdrücke: Rousseau konnte so sehr Bösewicht seyn — Rousseau sah Marianen leiden und schwieg — die Bosheit siegte — deutlich genug zu erkennen geben.

Ich glaube also, liebster Freund, daß wir vor allen Dingen das Geschehene (worauf doch alles ankommt) von allen fremden, oder wenigstens die Sache gar zu einseitig vorstellenden Ausdrücken und Einschiebseln reinigen müssen; und dann möchte es wohl auch Pflicht, nicht gegen Rousseau wenn Sie wollen, aber gewiß Pflicht gegen die Menschheit seyn, die wir an ihm so gut beleidigen können, als er sie an Marianen

beleidigte — die Erzählung durch Hinzudenkung alles dessen zu ergänzen, was uns eine lebendige und psychologisch wahre Vorstellung von der Lage und dem Gemüthszustande, worin Rousseau die That begangen, geben kann. Sie wird noch immer schwarz genug bleiben, um gerechten Abscheu zu erwecken, wenn ich auch alles gesagt haben werde, was sich, nach meiner Vorstellungsart, nicht sowohl zur Entschuldigung Rousseau's, als zu dem Ende sagen läßt, damit begreiflich werde — wie er unter diesen Umständen, ohne darum ein hartherziger Bösewicht, ein Teufel in Menschengestalt, ja (vielleicht), wie er, ohne darum weniger Rousseau zu seyn, eine solche That habe begehen können.

2.

Sie haben, werther Freund, die Anekdote von Rousseau in den Ephemeriden der Menschheit nun selbst gelesen, und Sie geben in einem Tone, worin ich ein wenig Ironie zu spüren glaube, zu erkennen, daß Sie kaum erwarten könnten, wie ich es machen würde, um meinen Clienten (wie Sie sagen) von dem schwarzen Flecken, den er seiner Ehre durch die Offenbarung der abscheulichen Anekdote zugezogen, weiß zu waschen.

Nicht weiß zu waschen, mein Freund! dazu habe ich mich nicht anheischig gemacht! Die Frage soll auch hier nicht seyn, ob Sie oder ich in dem nämlichen Falle das nämliche gethan, oder uns auf eine ehrlichere Weise aus dem Handel gezogen hätten? Vielleicht ja — wiewohl die gute Meinung, die wir von unserm eignen Herzen haben mögen, in Rück-

sicht auf einen besondern Fall, worin wir uns nie befunden, nichts entscheidet — also vielleicht ja, oder, wenn Sie wollen, nicht vielleicht, ohne daß wir darum Ursache hätten uns über Rousseau zu erheben. Rousseau war nicht weniger Mensch, als irgend einer von denen, die seine That abscheulich finden. Noch mehr, Rousseau war gewiß in einem hohen Grade mehr Mensch, das ist, hatte mehr von dem, was (in einem einzigen Individuo vereinbart) den edelsten und vollkommensten unsrer Gattung ausmachen würde, als neunundneunzig von hunderten, die über ihn urtheilen.

„Und doch konnte Rousseau — so sehr Bösewicht seyn?“ — Nicht Bösewicht, lieber Freund — nur so sehr Mensch! — Und ich bitte Sie, ärgern und entsetzen Sie sich nicht über diesen Ausdruck. Es ist der Ausdruck einer durch die Annalen der Menschheit und die Biographien der besten Menschen (insofern man keine moralischen Romane daraus gemacht hat) längst bestätigten Wahrheit. — „Wer ist so weise, daß er nicht zuweilen ein Thor sey? Wo ist der Tugendhafte der nicht zuweilen lasterhaft handle?“ sagt einer der tiefsten Kenner und wärmsten Liebhaber der Menschheit, die jemals gelebt haben. Eine aufs äußerste gestiegene Leidenschaft kann jeden Menschen, der nicht zu schwach zu einer solchen Leidenschaft ist, auf einen Augenblick zum Unmenschen machen. Aber ein junger Mensch, der aus Furcht der Schande die Handlung eines Bösewichts begeht, ist darum noch kein Bösewicht. „Dieselbe Kraft, die dieß Laster hervorgebracht — gebt ihr nur eine andre Richtung, andre Gegenstände, und sie wird Wundertugenden verrichten.“ — Ein wahres und wichtiges Wort! Möcht' es nur besser erkannt und rechter Gebrauch davon gemacht werden!

Ich möchte wohl wünschen, damit wir uns um so viel

richtiger in die Lage des jungen Rousseau hinein denken könnten, daß man uns von seinem eigentlichen Alter, zur Zeit da sich diese Begebenheit zutrug, etwas Bestimmteres gesagt hätte. Denn auch das ist doch wahrlich nichts weniger als gleichgültig, ob er zwanzig, funfzehn oder zwölf Jahre alt war, als er die böse That beging. Mir scheint es vermuthlich, daß er noch sehr jung, vielleicht noch unter vierzehn gewesen; und der Umstand, daß er in dem Hause des vornehmen Mannes, wo er sich damals befand, „zum Theil erzogen wurde," ingleichen die Entwendung eines goldgestickten Bandes um ein Dienstmädchen des Hauses, in welches er verliebt war, damit zu beschenken; ja selbst diese sogenannte Liebe zu einem Dienstmädchen im Hause scheint dieser Vermuthung keinen geringen Grad von Wahrscheinlichkeit zu geben.

Es braucht eben keines großen Aufwandes von Einbildungskraft, um zu begreifen, wie der Instinct in einem jungen Menschen von diesem Alter sich (ohne daß er selbst recht wußte was es war) für ein vielleicht ganz artiges, sanftes, junges Dienstmädchen, mit dem er in Einem Hause lebte, bestimmen konnte. Vielleicht (weil wir uns doch in Ermangelung genauerer Nachrichten mit dergleichen Vielleichts behelfen müssen) spielte der Instinct dem guten Mädchen den nämlichen Streich; eines verführte das andre ohne es zu wollen, ohne zu verstehen was sie fühlten, ohne zu wissen wohin es sie führen konnte. Kurz, der junge Mensch war dem Mädchen gut, und das Mädchen war dem jungen Menschen gut, ohne daß man nöthig hätte zu vermuthen, daß Zaubermittel oder besondere Verführungskünste dazu gebraucht worden wären. Der junge Mensch hätte, wie auch dieß sehr natürlich ist, dem Mädchen gerne was schenken mögen: und weil er so arm als eine Kirchenratte war, und vermuthlich die

Begriffe, die er dreißig oder vierzig Jahre später in seinem Discours sur l'inégalité entwickelte, damals schon in ihm keimten, so glaubte er, in einem Augenblicke von Leichtsinn, vielleicht nicht sehr unrecht oder nur ein sehr kleines Sündchen zu thun, wenn er den vornehmen und (wenigstens in seinen Augen) reichen Leuten, bei denen er wohnte, ein goldnes Band — dessen Abwesenheit sie schwerlich vermissen würden, das vielleicht lange ungebraucht in einer Schachtel gelegen — entwendete, um es einem artigen Mädchen zu schenken, bei dem es besser angelegt wäre.

Ich will nicht hoffen, daß mich jemand beschuldigen werde, ich wolle dem Diebstahle das Wort reden. Aber, da es hier um eine etwas genauere Erörterung einer wichtigen moralischen Erscheinung zu thun ist, so wird mir doch wohl erlaubt seyn, zu erinnern: daß die Entwendung einer Kleinigkeit dieser Art, und überhaupt jede Zueignung einer Sache die uns gefällt oder die wir gebrauchen können, ohne Rücksicht wessen Eigenthum sie sey — nicht unter diejenigen Verbrechen gehöre, mit denen ein natürlicher Abscheu, ein natürliches Gefühl von Unrecht und Schändlichkeit verbunden ist. Im Gegentheil alle Menschen sind (wie man an den Kindern sieht) von Natur geneigt, die ganze Welt, mit allem was darin ist, für ihr Eigenthum anzusehen. Die Heiligkeit des Unterschieds zwischen Mein und Dein ist ein Gefühl, das erst durch die Association entsteht, erst durch die Erziehung in den Menschen gebracht wird; so wie jener Unterschied selbst, ohne die Sanction positiver Gesetze, nur etwas sehr Schwankendes ist. Daher ganz allein kommt es, daß die Einwohner der Südseeinseln, weil sie noch immer in einer Art von Kindheitsstande und auf einer der ersten Stufen des geselligen Lebens stehen, so gutherzig, unschuldig und von aller Uebelthätigkeit entfernt sie

in andern Stücken seyn mögen, durchaus so schwer dazu zu bringen sind, den Diebstahl für ein Verbrechen zu halten, oder die Idee des Unrechts und der Schande damit zu verbinden. Bloß durch diese Association, an welche wir unsre Kinder von der zartesten Jugend an gewöhnen und gewöhnen müssen, und durch den Eindruck, den die Verknüpfung der Vorstellungen von Zuchthaus, Halseisen, Staupbesen und Galgen mit dem Worte Diebstahl und jeder Verletzung der Eigenthumsrechte auf ihre Einbildungskraft macht, bringen wir es dahin, sie von der Otahitischen Gleichgültigkeit gegen diese Rechte abzugewöhnen.

Es ist daher begreiflich, wie sogar Kinder aus den höhern Classen der Gesellschaft, bei denen dieser Theil der Erziehung zufälligerweise verabsäumt worden, oder welche nie Gelegenheit gehabt, von der Unverletzlichkeit des Eigenthums eines andern sehr tiefe sinnliche Eindrücke zu bekommen (ein Fall, der, wenigstens zur Seltenheit, begegnen kann), selbst in dem Alter, worin wir uns hier den jungen Rousseau denken, und ungeachtet sie das Gebot, du sollt nicht stehlen, oft gehört und mechanisch hergebetet haben, gleichwohl, ohne darum ein bösartigeres Herz zu haben als andre, sich wenig Bedenken machen werden, in einem Hause wo sie erzogen worden — und daher gewohnt sind, tausend Dinge, deren Gebrauch ihnen frei steht, als ihr Eigenthum zu betrachten — etwas Eßbares, oder ein Band, oder eine andre solche Kleinigkeit, sich heimlich zuzueignen, wenn sie große Lust dazu haben, und sich einbilden, daß die Entwendung unentdeckt bleiben werde.

Doch wozu halte ich mich so lange bei diesem Umstande auf? Der junge Rousseau that unstreitig sehr unrecht daran, daß er das goldgestickte Band entwendete, um sein Mädchen damit zu beschenken: aber das ist es nicht, was die Herzen

aller, welche die Anekdote hören oder lesen, gegen ihn empört. Bloß die Niederträchtigkeit — sich, da der Verdacht der Entwendung auf ihn fiel, von der Schande und Strafe, die er zu befürchten hatte, durch falsche Anklage des armen unschuldigen Dienstmädchens loszulügen — die Hartnäckigkeit, bei dieser Lüge im Angesicht des Mädchens zu beharren — die Hartherzigkeit und Grausamkeit, die (wie uns däucht) dazu erfordert wurde, ihn fähig zu machen Marianen — deren Unschuld er kannte, die er liebte, von der er geliebt war, und die er vorsetzlich zum Schlachtopfer für seine eigne Sicherheit machte — leiden, unterdrücken, mit Schimpf und Schande aus dem Hause jagen, und dadurch wahrscheinlicherweise auf immer unglücklich machen zu sehen, und unbewegt zu bleiben: dieß ist's, was jedes Herz gegen den jungen Menschen aufbringen muß, was uns mit Abscheu und Grausen erfüllt, was wir ihm nicht verzeihen können.

Und doch — die That ist freilich von der häßlichsten Art (und wehe ihm, wenn er sie jemals in seinem ganzen Leben sich selbst hätte verzeihen können!) — aber doch — versuchen wir's wenigstens, ob es uns möglich ist, uns an seine Stelle zu setzen, und ob wir nicht finden werden, daß er, aller Einwendungen unsers Gefühls ungeachtet, noch weit mehr mitleidens- als verdammenswürdig ist.

Es gibt von Zeit zu Zeit unglücklich Geborne, die vom Schicksale recht ausdrücklich zu einem immerwährenden Leiden an ihrem äußern und innern Menschen verurtheilt zu seyn scheinen; Leute, die man versucht ist, für lebendige Beweise des alten Brachmanischen Glaubens anzusehen, und, zu Rechtfertigung der Härte des Schicksals gegen sie, beinahe selbst zu glauben, daß sie bloß zur Abbüßung ihrer in einem vorigen Leben begangenen Verbrechen wieder in einen menschlichen

Leib eingekerkert worden. Von ihrer Geburt an scheinen sich alle Umstände wider ihr Glück verschworen zu haben. Mit einem angebornen edeln Stolz, mit der stärksten Neigung zur Unabhängigkeit, mit der feurigsten Ruhmbegierde, mit einem gefühlvollen, zum Wohlthun, zur Freigebigkeit, zu einer gewissen Großheit in allen Dingen geneigten Seele, kurz, mit dem was unsre Alten ein fürstliches Herz nannten — mit Eigenschaften, die den Sohn eines Königs zieren würden, ihnen aber zu ihrem Unglücke verliehen scheinen — sind sie, von Kindheit an, zu einer Abhängigkeit und Beschränktheit verdammt, die, in dem Maße, wie ihr Charakter sich entwickelt und erstarkt, zu einer ewigen Quelle von Demüthigungen und Leiden werden. Alle Augenblicke werden ihre innersten Gefühle bald gegen ihr Schicksal, bald gegen einander selbst empört; und ihr Leben ist ein immerwährender Streit ihrer edelsten Neigungen mit ihrem Unvermögen, des lebendigsten Selbstgefühls mit einem nicht weniger mächtigen Gefühl für andre, ihres Edelmuths mit ihrer Armuth, ihres Stolzes mit ihrer Dankbarkeit, ihrer unbiegsamen Seele mit der Nachgiebigkeit, die ein Wohlthäter immer von demjenigen zu erwarten sich berechtigt hält, der seiner Gnade leben muß.

Man stelle sich einen jungen Menschen vor, der das Unglück hat, mit einer solchen innern Anlage, ohne Eltern, ohne Freunde, außer dem Schooße seines Vaterlandes, in einem Zustande, wo seine ganze Existenz von fremder Wohlthätigkeit abhängt, in dem Hause eines vornehmen Mannes erzogen zu werden, und erzogen zu werden nicht zur Dienstbarkeit, sondern auf eine liberale Art zu einer künftigen edeln Bestimmung, auf eine Art, die jede schöne und große Neigung in ihm entwickelt, seine Seele mit den erhabensten Ideen und Beispielen der alten Griechen und Römer erhitzt, kurz, erzogen

zu werden wie ein Sohn vom Hause — und sich gleichwohl durch tausend kleine Umstände alle Augenblicke erinnert zu sehen, daß dieß alles nur fremde Wohlthat, nur Almosen ist — daß es mit jedem Augenblick aufhören kann — daß der kleinste Zufall, der Tod des Wohlthäters, oder eine Veränderung in seinen Umständen, eine Erkältung seiner Zuneigung gegen ihn, ein Fehltritt der ihn seiner Gunst beraubt, hinlänglich ist, ihn in die weite Welt hinaus in die Classe der Elenden zu schleudern, die nicht wissen woher sie morgen ihren Hunger stillen sollen! — Welch eine Lage für einen Jüngling von der Art, wie wir ihn vorausgesetzt haben!

Und was müssen die natürlichen Folgen dieser Abhängigkeit seines Schicksals, dieses bänglichen Schwebens zwischen Furcht und Hoffnung (denn mit sechzehn Jahren ist man noch kein Stoiker), dieses unaufhörlichen Widerspruchs zwischen seinem Herzen und seinen Umständen seyn!

Man denke nur einen Augenblick an die Collisionen, die in einer solchen Lage bei tausend Gelegenheiten entstehen müssen! — Gesetzt auch, der Wohlthäter sey ein edler und gut gesinnter Mann, der überhaupt die Hochachtung und Liebe des jungen Menschen eben so sehr verdient als seine Dankbarkeit; am Ende ist er doch ein Mensch wie andre. Er wird seine Fehler, Ungleichheiten, Launen und Mucken haben; sein Verstand ist vielleicht beschränkter, sein Herz enger als des jungen Menschen: und wenn das auch nicht wäre, so macht schon die Verschiedenheit des Alters und der Umstände, und der große entscheidende Umstand, daß jener der Wohlthäter, dieser der Client, jener also der agirende, dieser der leidende Theil ist, einen sehr wichtigen Unterschied. Der Fall wird also vielleicht sehr oft kommen, wo die Ehrerbietung und Dankbarkeit, die der junge Mensch seinem Wohlthäter schuldig

ist, mit seiner eignen Ueberzeugung, seinem Gefühl, seinen Neigungen in Zusammenstoß gerathen wird. Er wird sich zuweilen vergessen, und die Rechte seiner Vernunft, seines Herzens, hitziger und standhafter behaupten, als es jene Pflichten zulassen, oder als es die Ausdehnung zuläßt, die ihnen der Wohlthäter gibt. In solchen Fällen wird man ihn vielleicht durch Vorwürfe zur Gebühr weisen, die für seinen Stolz um so kränkender seyn müssen, da er sich bewußt ist, daß sein Herz keiner Undankbarkeit fähig sey. Oeftere Kränkungen dieser oder ähnlicher Art werden eine gedoppelte Folge bei dem jungen Menschen haben: sie werden ihn, trotz seines natürlichen Stolzes, oder vielmehr eben deßwegen, schüchtern und behutsam machen; und das unangenehme Gefühl dessen was es ihm kostet, Verbindlichkeiten zu haben, die er nicht anders als auf Unkosten des empfindlichsten Theils seiner Eigenliebe erwiedern kann, wird ihm endlich die Dankbarkeit zu einer Last machen, die desto schwerer auf ihm liegen wird, je mehr er die Unentbehrlichkeit der Wohlthaten fühlt, die ihm diese Pflicht auflegen. Diese Schüchternheit, die so übel zu seiner natürlichen Freimüthigkeit paßt — dieses demüthigende Gefühl einer Abhängigkeit, die ihn in seinen eignen Augen erniedrigt — die Vorwürfe, die ihm vielleicht zuweilen sein eignes Herz macht, wenn er die Unmöglichkeit fühlt, seinen hohen und ungeschmeidigen Geist zu einer Gefälligkeit zu bringen, die er aus Liebe zu seinem Wohlthäter zu haben wünscht, wiewohl der bloße Gedanke ihn empört, daß sie als Schuldigkeit gefordert wird: alles dieß wird eine Art von geheimem Unmuth, und eine Anlage zu Bitterkeit, Menschenscheu und übermäßiger Empfindlichkeit der Eigenliebe hervorbringen; die Energie seiner Seele wird sich mehr in sich selbst hineinziehen, und das Gefühl für andre, das sonst bei

edeln Gemüthern in der ersten Jugend so lebhaft ist, wird unvermerkt von einem immer stärker werdenden Selbstgefühl überwogen werden, das in seiner Lage das einzige ist, was ihn aufrecht erhalten kann.

Aber auch dieß ist noch nicht alles. Der junge Mensch, von dem hier die Rede ist, bleibt, mit aller seiner herrlichen Anlage, doch allen seinem Alter und Geschlecht eigenen Fehlern unterworfen. Aber in dem Stande von Abhängigkeit, worin er lebt, wird gewöhnlich alles genauer genommen. Man fordert mehr, und übersieht weniger. Alles was im Hause ist, bis auf die Geringsten vom Gesinde, glaubt sich berechtigt, seine Aufführung zu controliren; und er ist überall (und um so mehr, weil sein Stolz, seine Ungeschmeidigkeit, ihm öfters, auch unverdienter Weise, Feinde machen) von Schalksaugen und Aufpassern umgeben, welche bereit sind, seinen kleinsten Vergehungen einen häßlichen Anstrich zu geben, und ihm durch geheime Anklagen oder laute Beschwerden Verdruß und Strafe zuzuziehen.

Auch dieser Umstand kann nicht ohne schlimme Folgen für seine Gemüthsart seyn, und sehr leicht zu einer Fertigkeit sich zu verbergen, oder im Nothfalle sich mit Läugnen zu helfen, Anlaß geben; wie man unter ähnlichen Umständen nur allzu häufig an Kindern wahrnehmen kann, deren angeborne Aufrichtigkeit auf diese Art gleichsam erschreckt wird, den natürlichen Abscheu vor der Unwahrheit verliert, und durch unmerkliche Stufen endlich, zumal wo es auf Selbstvertheidigung ankommt, der entschlossensten Lüge fähig wird. Und dieß wird bei unserm jungen Menschen um so gewisser der Fall seyn, wenn diejenigen von welchen seine Erziehung abhängt, vielleicht aus mißverstandnem Wohlmeinen, bei einem so eigenwilligen, stolzen, und der Hand, die ihn biegen will, so

kräftig widerstehenden Subject, eine Strenge vonnöthen glauben, die, wenn sie nicht mit der behutsamsten Weisheit gebraucht wird, gerade bei einem solchen Subject äußerst nachtheilig und oft grundverderblich ist.

Ich bin mit den besondern Umständen von J. J. Rousseau's Erziehung und erster Jugend nicht bekannt genug, um mit Zuversicht sagen zu können, daß er der junge Mensch sey, von dem ich hier gesprochen habe. Aber auch das wenige was ich davon weiß, mit dem was sich aus verschiedenen Briefen, die er in seiner Jugend geschrieben, abnehmen läßt, und mit dem Bilde seines Charakters, das allen seinen Werken eingeprägt ist, verglichen, macht es mir sehr wahrscheinlich; und ich glaube, daß wir bei dieser Erörterung, wo sich selbst Herr B. in den Ephemeriden ein paar Vielleicht erlaubt hat, wenigstens als Hypothese annehmen können, daß Rousseau in dem Hause, wo er die häßliche That begangen, ungefähr in einer solchen Lage gewesen sey.

Dieß vorausgesetzt, denken wir uns, wo möglich, in sein individuelles Selbst hinein, und stellen uns vor: wie, nachdem die leidige Entwendung des prächtigen goldgestickten Bandes, und die noch fatalere Entdeckung des corporis delicti geschehen war, einem jungen Menschen, wie J. J. Rousseau; einem Jünglinge von funfzehn oder sechzehn Jahren, in welchem der Keim von allem dem, was er in der Folge war, schon liegen mußte; — dem sein innerer Genius, wiewohl noch mit dumpfer Stimme, schon sagte was er werden könnte; — der einen angebornen Stolz (ohne den sich kein Cato, kein Epiktet, kein Ximenes, kein Rousseau, kein großer Mensch, von welcher Art es sey, denken läßt) durch diese Entdeckung der allerschmählichsten Demüthigung ausgesetzt sah; — in einem Augenblicke — durch eine einzige unbesonnene That — aber

eine That, an welche die eiserne Nothwendigkeit, die Erhaltung und das allgemeine Beste der menschlichen Gesellschaft, das was einem edel gebornen Menschen das Entsetzlichste ist, Schande, unauslöschliche Schande, geheftet hat; und der in diesem Einen Augenblicke, durch diese einzige Vergehung, sein ganzes gegenwärtiges und künftiges Glück, seine Erwartungen und Hoffnungen, alles was er ist und noch werden kann, mit Einem Worte, seinen guten Namen, seine Ehre, und mit ihr seine ganze bürgerliche und moralische Existenz unwiederbringlich zu Grunde gerichtet sieht — denken wir ihn in dieser Klemme, und stellen uns vor, wie einem Jüngling von dieser Art, mit dieser Empfindlichkeit, mit dieser äußerst wirksamen Einbildungskraft, dabei zu Muthe seyn mußte? ob sich eine grausamere Lage für ihn denken läßt?

Und wenn er nun, im ersten Augenblicke der höchsten Verlegenheit, am Rande des Abgrunds in den er den Augenblick darauf stürzen wird, in einem Momente, wo keine Ueberlegung, kein Streit der edlern Seele mit der selbstigen, stattfindet — wenn er da hastig nach dem einzigen Rettungsmittel greift, das sich ihm darbeut — läugnet, und — weil er nicht läugnen kann ohne die erste Lüge mit einer zweiten zu unterstützen — eine andre Person des Vergehens beschuldiget, dessen Geständniß ihm ärger als Tod ist — ist er (ich frage alle denkenden und fühlenden Wesen) ist er darum ein Bösewicht?

Muß ich mich etwa noch einmal verwahren, daß ich durch alles dieß seine Schuld nicht vernichten, nicht sagen will, daß er durch einen unwiderstehlichen innern Zwang schlechterdings so habe handeln müssen? — Alles was ich abzwecke, ist bloß: daß man sich lebhaft genug in seine Lage hineindenke, und nichts vergesse was seine Schuld erleichtern kann.

Man verzeiht einem Menschen, wenn er — mitten in den Wellen sein Leben auf einem Brette rettend, das nur Eine Person tragen kann — in dieser äußersten Noth einen andern, der eben dieß Brett ergreifen will, mit Gewalt in die See zurückstößt. Alle Lehrer des Naturrechts erklären es sogar für rechtmäßig. Soll ich Ihnen nach meinem Herzen sprechen? In meinem Inwendigen ist etwas das allen diesen Herren widerspricht; und ich kann dem Menschen nicht verzeihen, der nicht fähig ist, es darauf ankommen zu lassen, ob dieß Brett nicht zwei Menschen retten könne? dem sein eignes Leben so wichtig ist, daß er es nicht an die auch nur vielleicht mögliche Erhaltung eines andern setzen will.

Aber welchem edeln Menschen ist sein guter Name nicht lieber als sein Leben? In welchem edeln Menschen ist nicht die Furcht der Schande die heftigste, die unbezwinglichste, die grausamste aller Leidenschaften?

Freilich ist zwischen dem, der das einzige übrige Rettungsmittel seines Lebens gegen einen der es ihm entziehen will vertheidiget, wiewohl die gewisse Folge davon ist daß dieser letzte umkommen muß, und zwischen unserm Jüngling, der eine unschuldige Person anklagt um sich selbst der Schande zu entziehen, ein großer Unterschied. Aber können wir ohne Unbilligkeit vergessen, daß die Furcht vor dieser Schande eine Leidenschaft bei ihm seyn mußte, die alle andern Gefühle unterdrückte, ihn zu jeder Betrachtung, jeder Ueberlegung unfähig machte? Oder, wenn er in diesem Zustande ja noch einiger Gedanken fähig war, so halfen diese Gedanken bloß den Widerstand vernichten, welchen ohne Zweifel die Menschlichkeit in seinem Herzen gegen die Entschließung that, die er in der äußersten Verzweiflung genommen hatte. Wenigstens war es sehr natürlich (zumal in Rücksicht dessen was ich vorhin von

den vermuthlichen Wirkungen seiner Umstände auf seine Sinnesart gesagt habe), daß er ein unendlich stärkeres Gefühl von der Wichtigkeit der Erhaltung seiner eignen Ehre — von welcher, in seiner Lage, seine ganze Existenz abhing — haben mußte, als von der Wichtigkeit der Ehre des Dienstmädchens. Ein Flecken dieser Art konnte von der letztern abgewaschen werden; bei ihm war er unauslöschlich. Im Grunde betraf die Mauserei, deren er sie beschuldigte, eine Kleinigkeit. So kostbar das goldgestickte Band seyn mochte, so war es am Ende doch nur ein goldgesticktes Band. Das Mädchen stand vermuthlich bisher in gutem Ruf; dieß war das erstemal daß sie sich vergangen hatte, und er konnte hoffen daß man ihr verzeihen würde, was man ihm nicht verziehen haben würde. Und wenn er auch Verzeihung hätte hoffen können: wer sieht nicht, daß es einem jungen Menschen wie Rousseau unerträglich, unmöglich hätte seyn müssen, mit dem Bewußtseyn daß man ihm eine solche Handlung zu verzeihen gehabt habe — mit der täglichen Furcht, bei der kleinsten Gelegenheit, wo er sich das Mißvergnügen des Wohlthäters zugezogen hätte, Vorwürfe deßwegen hören zu müssen — mit dem Gefühl, wie sehr ihn das bloße Mitwissen des ganzen Hauses in allen Augen erniedrigen mußte — wer sieht nicht, sage ich, daß es ihm unmöglich seyn mußte, unter solchen Umständen länger in des vornehmen Mannes Hause zu bleiben?

Freilich alles dieß fand auch bei dem Dienstmädchen statt; aber doch gewiß, der mächtige Unterschied zwischen einem Jüngling wie Rousseau und einem alltäglichen Dienstmädchen machte auch hier einen großen Unterschied. Ich weiß wohl, daß dieser Unterschied vor dem bürgerlichen und peinlichen Richter in keine Betrachtung kommt, noch kommen darf: aber vor dem philosophischen Richtstuhl soll und muß er in Be=

trachtung kommen. Ich sagte mit Bedacht einem alltäglichen Dienstmädchen; denn allerdings hätte das Mädchen, möglicherweise, eine Pamela seyn können; und das hätte freilich ganz andre Verhältnisse gegeben. Aber dann wäre wahrscheinlich auch der Erfolg ganz anders ausgefallen. Wir müßten eine sehr schlimme Meinung von dem Verstand und Charakter des vornehmen Mannes, in dessen Hause die Scene dieser Geschichte lag, haben, oder er würde solchenfalls die Unschuld des Mädchens entdeckt, und Rousseau in dem unrechtmäßigen Mittel, wodurch er sich zu retten hoffte, sein Verderben gefunden haben.

Doch, wie wenn der vornehme Mann sich in dieser Sache wirklich einer unverzeihlichen Uebereilung schuldig gemacht, und das Mädchen wirklich eine Art von Pamela gewesen wäre?

Mich dünkt, mein Freund, ich sehe Sie sehr geneigt, sich diese Mariane unter einem Ideale zu denken, das Ihrem Herzen nicht erlaubt ganz unparteiisch zu seyn. Das rührende Gemälde, das Herr B. in den Ephemeriden von ihr macht, hat Ihre Einbildungskraft bestochen; und wer steht mir dafür, daß nicht sogar der sanfte, liebliche Name Mariane, mit dem, sobald man ihn hört, so viele schöne Eindrücke von zwanzig poetischen und romantischen Marianen (die neueste Mariane im Siegwart nicht zu vergessen) in der Seele anklingen, nicht mehr als Sie selbst glauben dazu beiträgt, Sie zu Gunsten dieses Dienstmädchens einzunehmen? Bald wollte ich wetten, daß Sie nicht halb so viel für sie empfinden würden, wenn sie Ursel, oder Margot, oder Kunigunde geheißen hätte! — Allein (ernsthaft zu bleiben) wir müssen uns in einem Falle wie dieser vor unsrer eignen Gutherzigkeit in Acht nehmen; und dem Interesse, das uns die leidende Un-

schuld einflößt, darf, wo es um unparteiische Gerechtigkeit zu thun ist, kein Einfluß gestattet werden. Wir wissen nichts Authentisches von der Person dieser Mariane, als daß sie ein Dienstmädchen im Hause war. Selbst der Umstand, daß der junge Rousseau eine Neigung auf sie geworfen hatte, beweist kaum, daß sie ein hübsches Mädchen war. — „Aber sie war unschuldig.“ — Unschuldig an dem Diebstahle, dessen Rousseau sie beschuldigte; dieß ist gewiß, da er selbst es sagt: — aber so unschuldig konnte die gemeinste Stallmagd auch seyn; und dieß ist noch kein Grund, sie für etwas mehr zu halten.

Verstehen Sie mich nicht unrecht, lieber Freund! Ich bin nicht so von aller Menschlichkeit entblößt, daß ich ein armes niedriges Dienstmädchen, deßwegen weil sie arm, oder niedrig, oder ein Dienstmädchen ist, für ein corpus vile halten sollte, an welchem man sich nicht versündigen, oder nur peccatilla begehen könne. Es gibt einen innern Adel, der sich wohl zuweilen auch bei einem armen niedrigen Dienstmädchen findet; einen Adel, der sie zwar nicht stiftsmäßig, aber auf der Wage des Heiligthums wichtiger macht als manche Königstochter. Allein wir haben nicht den geringsten Grund von der besagten Mariane so groß zu denken; und was ich hier sagen will, ist bloß: daß diese Mariane, weil sie ein menschliches Geschöpf, ein Mädchen und an dem Banddiebstahl unschuldig war, darum noch kein sehr vorzügliches, sehr liebenswürdiges und vortreffliches Mädchen seyn mußte — und daß die Beschaffenheit der Personen, an denen eine Sünde begangen wird, in der Sünde selbst einigen Unterschied macht. Denn das stoische „alle Sünden sind gleich,“ ist ein Paradoxon, das auf willkürlichen Abstractionen beruht, und in der Natur und Wahrheit ungegründet ist.

Ich will gern zugeben, daß, wenn wir alle Umstände

wüßten, und das Mädchen, von dem die Rede ist, genau kennten, Rousseau's Sünde vielleicht ungleich schwerer befunden würde, als jetzt, da wir so wenig wissen. Aber diese bloße Möglichkeit berechtigt uns nicht, sie zum Nachtheil des armen Rousseau durch einen Dichterkunstgriff in Wirklichkeit zu verwandeln. Kurz, wir haben keinen hinlänglichen Grund zu glauben, daß Mariane N. N. etwas mehr gewesen sey als ein gewöhnliches Dienstmädchen, wie es deren bei Hunderttausenden gibt; aber wir wissen, daß in dem jungen Rousseau schon damals der Embryo von einem so herrlichen Menschen lag, als unter zehnmal Hunderttausenden kaum Einer gefunden wird; und dieß macht, nach meinem Gefühl, einen Unterschied. Ich gestehe Ihnen, daß ich — vermöge einer Denkart, die ich für sehr menschenfreundlich halte — zwanzig solche Dienstmädchen im Nothfall darum gäbe, einen einzigen Rousseau zu erhalten; und daß ich's also dem Rousseau selbst um so eher verzeihen kann, wenn er, in einer der verzweifeltsten Lagen, worin sich ein junger Mensch seiner Art nur immer denken läßt, den Werth seiner eignen Erhaltung so stark fühlte, daß dieß Gefühl selbst das Gefühl der Ungerechtigkeit des Mittels überwog, wodurch er sich zu retten suchte. Ich bedaure ihn herzlich; denn ich bin gewiß, die innere Qual die er dabei ausstand, war unsäglich, wiewohl seine Furcht vor der Schande noch heftiger war. Ich beklage ihn; denn das Bewußtseyn, seine Existenz durch eine Uebelthat, vielleicht (wiewohl wider seine Absicht) mit dem gänzlichen Verderben eines armen unschuldigen Geschöpfes, erhalten zu haben, war hinlänglich, die Ruhe seines ganzen Lebens zu vergiften. Ich beklage ihn — und muß ihm verzeihen, was ich — mir selbst, was ich vielleicht zehntausend andern nicht verzeihen könnte.

Aber, habe ich, mit allem was ich bisher als sein Fürsprecher vorgebracht, erhalten, daß auch Sie, mein Freund, von der Strenge Ihres Urtheils nachlassen, daß auch Sie ihm verzeihen? daß auch Sie finden, daß er bei Begehung der traurigen That kein Bösewicht, sondern nur der individuelle Mensch J. J. Rousseau war?

Ich sehe Sie (däucht mich) verlegen — aber — „Nein, hör' ich Sie ausrufen — es ist unmöglich ihn zu entschuldigen! Man entschuldigt wohl zuweilen sogar einen Mörder — (und war nicht Rousseau hier ein Mörder? ermordete er nicht die Ehre des armen Mädchens, an der ihr ganzes Glück hing?) — Aber wenn zu einer an sich selbst schon verdammenswürdigen Handlung noch ganz besonders hassenswürdige Umstände, wie zum Beispiel Undankbarkeit, Grausamkeit, kaltblütige, fühllose Grausamkeit, hinzu kommen: so wird die That ganz abscheulich; die Menschheit empört sich gleich heftig wider den Thäter und die That. Und war dieß nicht (fahren Sie fort) der Fall des jungen Menschen? Er liebte Marianen, wurde vielleicht aufs zärtlichste von ihr wieder geliebt — und konnte das unschuldige Mädchen, das er liebte, eines Diebstahls anklagen, den er selbst begangen hatte? Er konnte ihr in die Augen sehen, konnte ihr Leiden, ihre Thränen sehen, und unbeweglich auf seiner Aussage bleiben? Konnte sehen, wie sie mit Schimpf und Schande aus dem Hause ins Elend gejagt wurde, und schweigen? — Wenn derjenige, der dieß kann, kein Unmensch ist —"

Verzeihen Sie, mein Freund, daß ich Ihnen ins Wort falle! Lassen Sie uns das Factum, das wenige was wir davon wissen, gereinigt von Einschiebseln und Vermuthungen, die der Erzähler um die Sache rührender zu machen hinzugethan, unparteiisch erwägen! Vielleicht findet sich's, daß es

bloß unsre Einbildung ist, die diese Umstände hinzudichtet welche (wie Sie sagen) das Verbrechen so äußerst grausam, und den Thäter so hassenswürdig machen.

„Er liebte Marianen, und wurde vielleicht aufs zärtlichste von ihr wieder geliebt.“ — Ich brauche nicht zu wiederholen, daß ich eine Vermuthung, die zu nichts dient, als einen desto schwärzern Schatten auf Rousseau zu werfen, nicht gelten lassen kann. Daß er ein Auge auf das Mädchen geworfen hatte, scheint sich auf sein eignes Bekenntniß zu gründen, und kann also nicht geläugnet werden. Wenn man diese Art von Zuneigung, die unter jungen Leuten verschiednen Geschlechts so gewöhnlich ist, und in diesem Alter eben so leicht auf diesen als jenen Gegenstand fallen kann, je nachdem sie durch die Umstände geleitet wird — wenn man, sage ich, dieß Liebe nennen will, so muß ich's leiden; und alles was ich dabei erinnern möchte, ist — daß Herr Adelung, indem er von dem alten Worte Minne in seinem Wörterbuche sagt: der Mißbrauch den man davon gemacht, habe verursacht, daß es mit allen seinen Ableitungen nach und nach verächtlich geworden, und endlich gar veraltet sey — großes Recht hat hinzuzusetzen: daß ein ähnliches Schicksal unserm Worte Liebe bevorzustehen scheine. Wenn es also Liebe heißen soll, was der junge Rousseau (man vergesse nicht daß er ein Knabe von funfzehn oder sechzehn Jahren war) für das Dienstmädchen Mariane fühlte, so war es wenigstens (wie Herr B. sehr wohl anmerkt) keine tugendhafte Liebe; wiewohl ich darum nicht gleich so weit gehen möchte zu vermuthen, daß Rousseau das goldgestickte Band dem Mädchen anfangs zugedacht habe, „vermuthlich um sie dadurch zu unedeln Gunstbezeugungen geneigt zu machen.“ — So arg war's doch wohl vermuthlich nicht! denn eine Liebe, die nicht

rein und edel genug ist, um den Namen einer tugendhaften zu verdienen, ist darum noch nicht lasterhaft. Kurz, diese Liebe war die Liebe eines jungen Menschen zu einem — Dienstmädchen im Hause; dieß ist alles was sich davon sagen läßt, und ein Wörtchen mehr würde zu viel seyn.

Es läßt sich also von diesem Umstande keine Folgerung, um Rousseau's Verbrechen schwärzer zu machen, ableiten. Daß das Mädchen „vielleicht die edelsten Empfindungen für ihn gefühlt," wird ohne allen Grund vorgegeben; und was er für das Mädchen fühlte, war doch wohl nur Liebe in dem Sinne, wie dieß Wort im sechsundzwanzigsten Buche der Deutschen Uebersetzung von Hallers Physiologie gebraucht wird. Wäre es eigentliche Liebe, Liebe in der einzigen Bedeutung, welcher dieses schöne Wort geheiligt seyn sollte, gewesen: so hätte ihm auch nur der bloße Gedanke sie anzuklagen nie zu Sinne kommen können; er würde, sogar wenn sie wirklich schuldig gewesen wäre, lieber jede Todesart erlitten, eher sich selbst des Diebstahls angeklagt, als sie verrathen haben.

„Aber so war es doch abscheulich, daß er fähig war, seine Aussage ihr ins Gesicht zu bestätigen — noch abscheulicher, daß er sie leiden sah und schweigen konnte. Wenn sie ihm auch ganz gleichgültig, wenn sie das geringste aller menschlichen Wesen gewesen wäre — genug, er wußte daß sie unschuldig war. Und da er nun die unglücklichen Folgen seiner Anklage (die er in der ersten Bestürzung vielleicht nicht vorhergesehen hatte) mit Augen sah: hätten nicht ihre Thränen seine Seele schmelzen, hätte ihn ihr Leiden nicht rühren, ihre schimpfliche Verstoßung nicht überwältigen sollen, lieber sich selbst aufzuopfern, als die Wahrheit länger zu verhehlen?"

Lassen Sie uns vergessen, mein Freund, was Sie oder ich in inem solchen Falle gethan hätten! Rousseau's Unglück war, daß der Banddiebstahl entdeckt wurde, und sein Verbrechen, daß er, um sich selbst von der Schande zu retten, das unschuldige Dienstmädchen anklagte. Dieß Verbrechen ist, selbst bei allem was ich zum Behuf des Verbrechers angeführt habe, häßlich genug. Aber daß er, nachdem er's einmal begangen, fest bei seiner Aussage beharrte, sagt uns weiter nichts, als daß es ihm nun moralisch unmöglich war, dadurch daß er sich selbst Lügen strafte, seine Schande und Züchtigung zu verdoppeln. Die Furcht vor der Schande treibt ihn (in der Verzweiflung sich auf eine andre Art helfen zu können) zu einem falschen Zeugniß; eben diese Furcht (die stärkste Leidenschaft, deren er nach seinem individuellen Charakter fähig ist) wirkt nun natürlicherweise fort, aber wirkt mit immer wachsender Stärke, in dem Maße wie die Umstände seine Schande vergrößern würden, wenn er sich selbst verriethe. Stärke des Geistes war das, womit ihn die Natur am reichlichsten begabt hatte. Was Wunder, daß er, in einer so dringenden Noth, alle seine Stärke zusammennimmt, um sich selbst nicht zu verlassen? Was für Ursache haben wir uns einzubilden, daß es ihm nichts gekostet habe? daß er nicht beim Anblick des unschuldig leidenden Schlachtopfers unaussprechliche Qual in seiner Seele ausgestanden? — Wir haben keine, dieß nicht zu glauben; denn daß er demungeachtet fest bei seiner Aussage beharrte, beweiset nur, daß diese Qual mit aller ihrer Heftigkeit nicht fähig war, seine stärkste Leidenschaft zu überwältigen.

Sagen Sie mir nicht, wir haben auch keine Ursache zu glauben, daß ihm Marianens Leiden so viel gekostet habe. Allerdings haben wir eine, und eine ganz unläugbare: Rousseau

war ein Mensch; war in einem Alter, wo sich's sogar von demjenigen, der in der Folgezeit der entschlossenste Bösewicht wird, nicht denken läßt, daß sein Herz schon verhärtet sey. Oder, wofern ja zuweilen solche Ungeheuer geboren werden, denen es, von Kindheit an, an allem natürlichen Gefühl für andre gebricht: so war doch Rousseau wahrlich keines von diesen Ungeheuern. Daß ein in der Bosheit grau gewordener Straßenräuber und Mörder bei dem Leiden der Unglücklichen, die er aufopfert, gleichgültig seyn kann, beweist nicht, daß es der junge Rousseau auch seyn konnte; so wenig als sein Beharren auf seiner Aussage beweist, daß er es war. Wer in sein Inwendiges hätte schauen können, würde aller Wahrscheinlichkeit nach gefunden haben, daß er bejammernswürdiger war, als das unglückliche Dienstmädchen selbst, die in ihrem Leiden doch den unverlierbaren Trost der Unschuld hatte.

Ich weiß nur zu wohl, mein Freund, wie leicht der große Hause daher fährt, um über die Sittlichkeit der Handlungen ihrer Nebenmenschen abzusprechen, und wie wenig Bedenken die meisten sich daraus zu machen pflegen, durch eilfertige, unüberlegte Urtheile dieser Art Schaden zu thun. Wir aber nicht also! — Ich erinnere dieß nicht gegen den mir unbekannten Erzähler der Anekdote: denn dieser hat offenbar die redlichste Absicht; und der Abscheu, womit diese Anekdote jeden fühlenden Leser beim ersten Anblick erfüllen muß, entschuldigt ihn hinlänglich, wenn er ihn auch zu sehr gegen den unglücklichen Rousseau erbittert hätte. Aber das vorliegende Beispiel würde einen über alle Maßen wichtigen moralischen Nutzen stiften, wenn auch nur einige dadurch veranlaßt würden, der ausnehmenden Schwierigkeit, eine individuelle sittliche Handlung richtig zu beurtheilen, schärfer nachzudenken, und von der tiefen Weisheit des christlichen

„richtet nicht" sich besser zu überzeugen. Werfe den zweiten Stein auf den Unglücklichen wer da will! Und werfe wer Lust hat auch den dritten auf mich — der, in diesem Pharisäischen Zeitalter, den Muth hat sich seiner anzunehmen, und den Edeln und Starken, den Mann, dem die billige Nachwelt einen Platz unter den Heroen unsers Jahrhunderts gewiß nicht versagen wird, wegen eines Verbrechens, dessen ein schwächerer, kleinerer Mensch nicht fähig gewesen wäre, mehr beklagens= als hassenswürdig zu finden! Mit einer von den alltäglichen Seelen, die es ertragen können, unter die werthlosesten Anthropomorpha, die auf ihre bürgerliche Unbescholtenheit trotzen dürfen, sich gedemüthigt zu sehen; mit einem weniger scharfen Gefühl für Ehre und Schande, mit weniger Stärke und Ausdaurungskraft, würde Rousseau dieß Verbrechen nicht begangen haben — aber auch nicht Rousseau gewesen seyn.

Das Buch der Schicksale ist vor uns verschlossen, mein Freund: und würde auch zuweilen einem Sterblichen ein Blick in seine geheimnißvollen Blätter erlaubt, so würde er sich wohl hüten, ihre unaussprechlichen Worte durch profanes Ausschwatzen zu entheiligen.

Also nur noch Eins, mein Bester! — Auch der Umstand, daß, nachdem die arme Mariane aus dem Hause des vornehmen Mannes gejagt worden, „niemand mehr erfahren hat, wo sie hingekommen noch was aus ihr geworden," ist (allem Ansehn nach) in der Absicht angeführt worden, wo nicht Rousseau's Schuld zu vergrößern, doch gewiß sein Verbrechen um so viel schwärzer zu machen.

Aber gesetzt auch, diese tiefe Nacht, die von nun an auf Marianens Schicksal lag, bedecke das Aergste — das arme verstoßene Mädchen sey hülflos umgekommen, oder habe sich

selbst ein Leid angethan, oder sey (was noch ärger wäre) aus Noth und Elend unter die Unglücklichen gerathen, deren eigentliche Benennung die keuschen Ohren so mancher Lucretien, an denen sonst nichts keusch ist, beleidiget, und deren Anblick auch die reinsten und sanftesten Seelen ihres Geschlechts zu einem das Mitleiden überwiegenden Abscheu nöthiget — und, wenn noch was Schlimmeres als dieß seyn kann, gesetzt, auch dieß sey Marianen widerfahren — wär' es gerecht, wär' es billig, den armen Rousseau dafür zur Verantwortung zu ziehen?

So wie zwei Menschen, indem sie das Nämliche thun, eine sehr verschiedene Handlung begehen können, so hängt oft auch an dem nämlichen Faden Glück oder Unglück. Da man von Marianens Schicksal nichts weiter erfahren hat, und also weder Gutes noch Böses davon weiß: bleibt es nicht eben so wohl möglich, daß es glücklich war, und daß gerade diese unverschuldete Verstoßung ihr, gegen alles Vermuthen und Hoffen, den Weg dazu bahnte? Wär' es etwa das erstemal, daß die Vorsehung, durch eine ganz natürliche Verbindung von Mittelursachen, wieder gut gemacht hätte, was menschliche Leidenschaften und Verirrungen schlimm gemacht? Und gesetzt nun, Rousseau hätte auf solche Weise, wider Wissen und Hoffen, die erste Veranlassung zu Marianens Glück gegeben: würden wir's ihm zum Verdienst anrechnen? Warum soll er also die unglücklichen Zufälle, die ihr vielleicht begegnet seyn mögen, zu verantworten haben? War ihre schimpfliche Verstoßung aus dem Hause des vornehmen Mannes etwan eine nothwendige, vorhergesehene, oder abgezweckte Folge seiner Anklage? Ist es nicht im Gegentheil sehr vermuthlich, daß Rousseau sich eingebildet haben mochte, die angebliche Entwendung des goldgestickten Bandes werde ihr

um so eher verziehen werden, da sie, allem Ansehen nach, bisher immer ein gutes, unbescholtenes Mädchen gewesen war? Wenn jemand die vielleicht unglücklichen Folgen ihrer Verstoßung vor dem Richterstuhle der Menschlichkeit zu verantworten hätte, so wäre es (däucht mich) der vornehme Mann selbst, der so streng und hartherzig war, ein armes Geschöpf, das sich immer wohl aufgeführt hatte, und jetzt zum erstenmale der Entwendung einer solchen Kleinigkeit nicht einmal überwiesen, sondern bloß beschuldiget wurde, ohne alles Mitleiden, und selbst wider alles Recht (denn das Zeugniß des einzigen jungen Menschen machte doch keinen genugsamen Beweis wider sie), mit Schimpf und Schande ins Elend zu jagen. Soll hierbei ja etwas auf Rousseau's Rechnung kommen, so ist es wahrlich an dem, was die nächste, wiewohl weder nothwendige noch abgezielte, Folge seiner That war, mehr als genug: aber ihm auch noch die zufälligen, von der Dazwischenkunft andrer Ursachen, von einem Zusammenhange der Dinge, in welchem wir alle nur blinde Werkzeuge sind, und (was nicht zu vergessen ist) auch von Marianens eigner Aufführung abhangenden, entfernten Folgen zur Last zu legen, wäre wider alle Billigkeit, und wider alle gesunden Begriffe von der moralischen Zurechnung.

Ich überlasse es nun, mein Freund, dem Urtheile Ihres Verstandes und Herzens, ob und wie fern ich das, wozu ich mich anheischig gemacht, geleistet habe. Aber eh' ich Sie ganz entlasse, muß ich Ihnen noch einen Zweifel von der erheblichsten Art bekannt machen, der mir dieser Tage gegen die Wahrheit der ganzen Anekdote, wovon bisher die Rede war, mitgetheilt worden ist.

Der Erzähler der Anekdote sagt: „diese Begebenheit ward ihm (dem Rousseau) durch sein ganzes übriges Leben zu einer

beständigen Folter; alle Freuden der Jugend die er genoß wurden ihm verbittert, so oft ihn sein allzugetreues Gedächtniß an das arme schuldlose Mädchen erinnerte, das er vielleicht ganz zu Grunde gerichtet; überall wo er nur hinblickte, schwebte ihm das Bild der unglücklichen Mariane vor Augen."

Ist dieß Wahrheit? — Nun, so sagen Sie mir, was wir von der folgenden Anekdote halten sollen, welche gleichwohl der Herausgeber des Christlichen Magazins würdig gefunden hat, sie aus einem Briefe eines ungenannten Freundes von Rousseau, worin die Umstände seines Todes erzählt werden, in das erste Stück des zweiten Bandes seiner Sammlung einzurücken.

„Welch ein Glück (läßt der Verfasser des Briefes den sterbenden Rousseau zu seiner Ehegattin sagen), welch ein Glück, meine Beste, zu sterben, wenn man sich nichts vorzuwerfen hat! — Ewiges Wesen, diese Seele, die ich dir nun wieder gebe, ist in diesem Augenblick eben so rein, als da sie aus deinem Schooße kam."

Merken Sie, mein Freund, daß dieß aus einer Geschichte der wahren Umstände von Rousseau's Tode genommen ist, die der Verfasser derselben den Herausgebern des Journal de Paris zusandte, um solche bekannt zu machen; wiewohl diese Bedenken trugen, sie einrücken zu lassen.

Der soll mir der große Apollo seyn, der diese zwei angeblichen Thatsachen als wahr zusammendenken kann! — Wie? dem Manne, dem überall wo er nur hinblickte das Bild der unglücklichen Mariane vor Augen schwebte, sollte sein allzugetreues Gedächtniß nun auf einmal so untreu geworden seyn, daß er fähig wäre, dem ewigen Wesen in dem letzten feierlichsten Augenblicke seines Lebens ins Angesicht zu

sagen: ich gebe dir meine Seele so rein wieder zurück, wie ich sie von dir empfangen habe?

Wenn beide Anekdoten wahr sind, so sind nur zwei Fälle möglich, worin Rousseau das ewige Wesen so zu apostrophiren fähig seyn konnte: entweder, er war in diesem Augenblicke schon aller Besinnung beraubt, und sprach im Wahnwitz — und daß dieß der Fall nicht seyn konnte, beweiset der ganze Zusammenhang der Erzählung (Seite 194, 195, 196 l. c.) augenscheinlich — oder Rousseau, der liebenswürdige Enthusiast für Wahrheit und Tugend, war der schändlichste Heuchler und der entschlossenste Atheist, den die Erde jemals getragen hat.

O ihr Anekdotenkrämer, welch ein schweres Gericht würde über euch ergehen, wenn ein Tag käme, wo die so oft von euch gemißhandelte, verunstaltete, und zur Lüge gemachte Wahrheit auftreten und um Rache wider euch schreien würde! Wann werdet ihr, von so häufigen täglichen Erfahrungen gewarnt, endlich einmal Behutsamkeit lernen!

Welcher von diesen beiden Erzählungen, die uns beide für Wahrheit gegeben werden, sollen wir nun glauben? Welche ist wahr?

Soll ich Ihnen meines Herzens Meinung unverhohlen sagen, mein Freund? — Keine von beiden!

Der sterbende Rousseau hat die vorgebliche prahlerhafte Apostrophe an das ewige Wesen nicht gesagt! kann sie nicht gesagt haben! Kein Mensch, kein Tugendhafter, kein Heiliger kann das zu seinem Schöpfer sagen! Denn noch keiner von ihnen allen hat seine Seele so rein zurückgegeben, als er sie empfangen hat. Und wenn es jemals einen ganz reinen Menschen gegeben hätte, so würde der so was nicht sagen. Der reinste Mensch, der je gewesen ist, sagte ganz einfältig:

„Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist!“ — Und dieß ist wahre Reinheit!

Aber es ist eben so wenig wahr, „daß die Begebenheit mit dem Dienstmädchen Mariane dem Rousseau sein ganzes Leben durch zur beständigen Folter geworden; daß ihm überall wo er hingeblickt das Bild der unglücklichen Mariane vorgeschwebt.“ — Das sind rednerische sentimentalische Vergrößerungen! Das hat der merkwürdige Reisende, dem die geheime Geschichte des menschlichen Herzens ein Gegenstand der ernsthaftesten Betrachtungen ist, gewiß nicht in Rousseau's Memoiren gelesen! Denn wenn ihm die geheime Geschichte des menschlichen Herzens so wichtig ist, so wird er wahrscheinlicher Weise auch in der natürlichen Geschichte der menschlichen Seele so unerfahren nicht seyn, daß er nicht wissen sollte, was vermöge der menschlichen Natur möglich ist oder nicht. So gefühlvoll wir uns auch einen Rousseau denken müssen, so lebhaft und energisch seine Einbildung war, so war er doch — kein schwacher Mensch: seine Seele hatte inneres Leben und Kräfte genug, um eine Wunde wieder zuzuheilen, die sie in der ersten Jugend empfangen hatte, wie tief sie auch seyn mochte. Eine Narbe mußte wohl zurückbleiben; und dieß war mehr als genug, ihm, so oft er sich dieser Begebenheit erinnerte, das Bewußtseyn seiner selbst zu verbittern: aber so weit als es Herr B. treibt, konnte es nicht gehen. Das wäre alles was man sagen könnte, wenn Rousseau das unschuldige Mädchen erst durch eine Reihe betrügerischer Kunstgriffe verführt, und dann, um seine Schande zu verbergen, ermordet hätte. — Er hatte sie, in einem Alter, wo er kaum mehr als ein Knabe war, fälschlich der Entwendung eines goldgestickten Bandes beschuldiget, und sie war deßwegen aus dem Hause, wo sie diente, gejagt worden.

Dieß war sein ganzes Verbrechen; und er mußte sich bewußt seyn, daß er es nicht aus muthwilliger Bosheit, sondern im Drang der Noth, und in einer Leidenschaft, die ihm die Augen vor den Folgen seiner Lüge verschloß, begangen hatte. Das nachmalige Schicksal des Mädchens war unbekannt. Einige Jahre lang konnte sein innerer Schmerz durch diesen Umstand geschärft werden. Aber natürlicher Weise mußten alle diese Bilder, durch die Mannichfaltigkeit und Wichtigkeit so vieler nachfolgenden Scenen seines Lebens, durch den vieljährigen Aufenthalt in Paris, durch die innere Stärke und immer angestrengte Wirksamkeit seines Geistes, binnen dreißig, vierzig und mehr Jahren nach und nach sehr viel von ihrer ersten Lebhaftigkeit verlieren: und, da es überdieß eben so möglich war, daß Mariane nicht unglücklich durch diesen Zufall geworden; so war es vermöge der Natur der Seele unmöglich, daß ein bloßes Vielleicht nach so vielen Jahren eine Wirkung auf ihn hätte thun sollen, die das Aergste ist, was er hätte leiden können, wenn er der vorsetzliche muthwillige Mörder oder Zerstörer eines schuldlosen Geschöpfes gewesen wäre.

Vergeben Sie mir, daß ich Sie so lange bei etwas aufgehalten habe, das kaum so vieler Aufmerksamkeit werth war. Wer weiß nicht, daß gerade um deßwillen beinahe keine einzige Begebenheit in der Welt rein erzählt wird, weil, in der sehr natürlichen Absicht, die Zuhörer desto besser zu unterhalten und die Sache desto rührender zu machen, jeder Erzähler (auch ohne sich dessen als einer ausdrücklichen Absicht bewußt zu seyn) die Backen voller nimmt, immer desto mehr von dem Seinigen hinzuthut, je mehr die Sache seine eigne Einbildung erhitzt — mit Einem Worte, unvermerkt zum Dichter wird? Möchten die guten Leute nur auch so billig seyn, und sich nicht der Erlaubniß quidlibet audendi, die

Horaz den Dichtern gibt, anmaßen wollen; oder wenigstens nur die Bedingung nicht vergessen, wodurch er diese Freiheit in die Gränzen der Natur und Wahrheitsähnlichkeit einschließt!

Als ich Ihnen vorhin sagte: Rousseau könne dem lieben Gott das Pharisäische Compliment unmöglich gemacht haben, womit ihm ein sogenannter Freund (einer von den dienstfertigen Freunden, deren Unverstand oft mehr schadet, als aller böse Wille eines Feindes) noch in seiner letzten Stunde Ehre machen wollte — erinnerte ich mich nicht sogleich, daß in der Relation des derniers jours de Mr. J. J. Rousseau et des circonstances de sa mort, welche Herr Le Begue de Presle, Doctor der Arzneiwissenschaft von der Facultät zu Paris, im abgewichnen Jahre zu Neufchatel drucken lassen, eine Stelle ist, die, wofern sie sich nicht ausdrücklich auf jene Ausstreuung, und ähnliche, womit das Publicum hintergangen worden, bezieht, wenigstens demjenigen ein neues Gewicht gibt, was ich darüber gesagt habe. Der ganze Aufsatz ist sehr lesenswürdig. Alles was uns Herr Le Begue von den letzten Tagen des edeln und in seinem Leben so sehr gemißkannten und gemißhandelten Mannes sagt, scheint aus den lautersten Quellen geflossen zu seyn; und selbst die Kürze seiner Nachricht von Rousseau's letzter Stunde leistet die Gewähr für seine Glaubwürdigkeit. „Madame Rousseau (sagt er), die in dieser Stunde ganz allein bei dem Sterbenden war, war viel zu unruhig und betrübt, um die eignen Worte und Ausdrücke der moralischen oder religiösen Gesinnungen, die ihr Mann noch äußerte, zu behalten.“ (Von ihr kommt also die emphatische Anrede an den Ewigen nicht her, die er in dieser letzten Stunde noch gehalten haben soll? Und wer konnte sie denn gehört haben, da sie, die doch allein bei ihm war,

nichts davon gehört hatte?) „Ich bin, setzt der Doctor le Begue hinzu, durch die genauesten Erkundigungen, die ich noch an seinem Todestage und an den nächstfolgenden eingezogen, gewiß worden, daß Rousseau in seinen letzten Augenblicken weder Prahlerei (Ostentation) noch Schwachheit von sich blicken lassen Alles was er äußerte, war Zuneigung zu seiner Ehegattin, Vertrauen zu Herrn Gerardin (dem Grafen von Gerardin, auf dessen Gute Ermenonville er starb), und Hoffnung auf die Barmherzigkeit Gottes."

Ich brauche Ihnen nun weiter nichts hierüber zu sagen, als daß Herr Le Begue de Presle ein Mann von bekanntem Ansehen und von solchen Eigenschaften des Geistes und Herzens ist, die keinen Zweifel zulassen, ob das wahr sey, was er für historische Wahrheit gibt; und daß seine Nachrichten, noch zu allem Ueberfluß, von Herrn J. H. de Magellans, einem gelehrten Portugiesischen Edelmann, in einem denselben beigefügten sehr interessanten Anhange bekräftiget werden.

Nachtrag
zu den vorstehenden Briefen
über
eine Anekdote J. J. Rousseau's.
1782.

Diese Apologie für J. J. Rousseau — insofern durch die im ersten Stücke der Ephemeriden der Menschheit von 1780 publicirte Anekdote, und die Art wie ein gewisser Herr B. sie erzählte (meiner Ueberzeugung nach), dem Andenken dieses großen Mannes ein Unrecht zugefügt worden war, das auf die menschliche Natur selbst zurückfiel — war beinahe zwei Jahre geschrieben und im Deutschen Mercur 1780 bekannt gemacht: als endlich die zu Genf im Jahre 1782 in zwei Bänden herausgegebenen Confessions de J. J. Rousseau suivies des Rêveries du Promeneur Solitaire, selbst erschienen, und die Sache zwischen dem sogenannten merkwürdigen Reisenden, dann dem Herrn B. und dem Herausgeber der Ephemeriden, an einem, und J. J. Rousseau, der Menschheit, und mir, ihrem gutherzigen Apologisten, am andern Theile, auf

eine Art, die keine Ausflüchte noch Einwendungen übrig ließ, zu Ende brachten.

Der merkwürdige Reisende hatte, seinem Vorgeben nach, die Anekdote in den sogenannten Rousseau'schen Memoiren (den Confessions also) selbst gelesen.

Herr B. hatte sie dem Herausgeber der Ephemeriden in einem Schreiben an denselben mit einer Wärme, die jedem unbefangenen Leser auffiel, und mit Umständen, welche die ganze Geschichte sehr verdächtig machten, mitgetheilt: und der Herausgeber der Ephemeriden hatte, aus Beweggründen, wobei vermuthlich sein menschenfreundliches Herz von einem falsch beleuchteten Raisonnement getäuschet wurde, geeilet was er konnte, dieses Schreiben mit einigen moralischen Nutzanwendungen drucken zu lassen, wodurch, meines Erachtens, die Sache wenig besser wurde.

Ich hatte zu meiner Vertheidigung des armen, so übel gemißhandelten Rousseau, damals keine andern Hülfsmittel, als einige Kenntniß des menschlichen Herzens (wenn anders eine langwierige, aufrichtige und genaue Beobachtung meines eigenen mir zu jener behülflich seyn konnte) und einige Data über J. J. Rousseau's Charakter, die mir seine allgemein bekannten Schriften an die Hand gaben. Beides hatte mich beinahe mit moralischer Gewißheit überzeugt: daß verschiedene Umstände in der Erzählung des ungenannten Reisenden und des Herrn B. der ihm nacherzählte, verfälscht und übertrieben seyn müßten; daß Rousseau's Vergehen, wofern auch die Hauptsache wahr sey, unter gewissen möglichen, wiewohl uns noch unbekannten Umständen, in einem weit mildern Licht erscheinen würde; und daß die Vielleichts des Herrn B. (welche alle gegen Rousseau gerichtet waren) möglicher Weise durch andere Vielleichts, die zu Verminderung seiner Schuld ge-

reichten, aufgehoben werden könnten. Da mir die Sache der genauesten und unbefangensten Prüfung höchst würdig schien, so hatte ich sie auf alle Seiten gewendet: und, weil ich es unmöglich fand, daß ein Mensch wie J. J. Rousseau jemals, geschweige in seiner ersten Jugend, ein so abscheulicher Bösewicht habe seyn können, als er wegen dieser That in Herrn B*s Augen erschien, so hatte sich mir eine Hypothese dargestellt, vermittelst welcher ich mir des jungen Rousseau Betragen in diesem Falle psychologisch und moralisch begreiflich machen konnte. Und das Resultat von diesem allem war: in einem hohen Grade wahrscheinlich zu finden, daß er dieser Vergehung wegen mehr Mitleiden als Abscheu verdient habe; mehr unglücklich als verdammenswürdig gewesen; kurz, daß er diese That nicht begangen habe weil er ein Bösewicht, sondern weil er ein Mensch war; ja, daß er sie vermuthlich nicht begangen haben würde, wenn er schon damals weniger Anlage zu einem edeln und großen Charakter in sich gehabt hätte.

Die Confessions de J. J. Rousseau, worin man nun diese ganze Anekdote aus der Quelle schöpfen konnte, rechtfertigten und bestätigten das Raisonnement und die Hypothese des Apologisten auf eine Weise, wovon man vielleicht wenig Beispiele hat. Einige individuelle Umstände ausgenommen (wovon sich durch keine philosophische oder dichterische Divination errathen ließ, daß der Erzähler in den Ephemeriden sie ganz wahrheitswidrig angegeben habe), traf alles so schön zu, daß der Apologist niemanden, dem er persönlich unbekannt ist, den Argwohn hätte verdenken können, er habe, schon damals als er Rousseau's Vertheidigung übernahm, eine Abschrift der Confessions in Händen gehabt, ohne es sich merken zu lassen.

Es fand sich nun, daß der Erzähler der Anekdote — nach

dem seltsamen Ausdruck des Herausgebers der Ephemeriden in einer im siebenten Stücke des Jahrgangs 1780 befindlichen Entschuldigung — Rousseau's Schatten durch eine etwas unrichtige Erzählung einer seiner jugendlichen Schwachheiten beleidiget habe. Und es zeigte sich nicht minder, daß der Apologist, in der Beschreibung des innerlichen Kampfes und Leidens, welche Rousseau (seiner Vermuthung nach) bei dieser, durch kindische Thorheit sich zugezogenen schrecklichen Verlegenheit ausgestanden haben mußte, alles so richtig getroffen, als ob er in seiner Seele gelesen hätte.

Die Umstände waren beinahe alle ganz von denen verschieden, die der Anekdotenmann angegeben hatte. Rousseau befand sich in einem Alter von ungefähr sechzehn Jahren zu Turin, wo er, durch die Veranstaltungen der allzu gutherzigen Madame de Warens und des frommen und bekehrsüchtigen Bischofs von Berner auf der einen, durch seine Jugend, Unbesonnenheit und unglückliche Lage auf der andern Seite, zum Uebergang in die Römische Kirche mehr betrogen als verleitet worden war. Da er, nach abgelegtem Glaubensbekenntnisse, von den Vorstehern des Proselytenhauses mit zwanzig Franken abgefunden worden war, und endlich seinem Leibe keinen andern Rath wußte, hatte er sich noch glücklich schätzen müssen, in dem Hause einer verwittweten Gräfin von Versellis als Lakai unterzukommen. Eine Zeit lang war der hauptsächlichste Dienst, den er bei dieser Dame zu verrichten hatte, Briefe zu schreiben die sie ihm dictirte, denn sie hatte eine weitläuftige Correspondenz, und ein Krebs an der Brust, von welchem sie grausam leiden mußte, erlaubte ihr nicht ihre Briefe selbst zu schreiben. Der Charakter der Gräfin war nicht so beschaffen, daß sie den verborgenen Werth ihres jungen Schreibers hätte ausfindig machen können; er blieb

ihr immer fremd. Ihr Hausmeister Lorenzi, dessen Frau, und ihre Nièce, Mademoiselle Pontal, die bei der Gräfin Kammerfrau war, wollten ihm übel, und thaten ihr Möglichstes, ihn von ihrer Gebieterin zu entfernen; und kurz, als die Gräfin starb, fand sich's, daß er von allen ihren Domestiken der einzige war, den sie in ihrem letzten Willen vergessen hatte. Ihr Neffe und Erbe, der Graf de la Roque, verbesserte indessen diese Vernachlässigung einigermaßen, indem er ihm bei seiner Entlassung aus dem Hause dreißig Livres gab, ihm das neue Kleid ließ, das ihm die Gräfin hatte machen lassen, und ihm versprach, daß er für ihn sorgen wollte. — Ich mußte den Lesern diese kleinen Umstände wieder ins Gedächtniß bringen, weil sie uns zu einem anschaulichern Begriffe der damaligen Lage des jungen Rousseau verhelfen.

Dieser Graf de la Roque war nun der vornehme Mann, von welchem in B*s Erzählung die Rede ist, und das Haus der Gräfin von Versellis war, unmittelbar nach ihrem Tode, die Scene der fatalen Anekdote, die unsre Aufmerksamkeit bisher beschäftigt hat. Es fand sich, da die Absonderung der Nippes der Kammerfrau von der Garderobe der Gräfin vorgenommen wurde, daß Mademoiselle Pontal ein kleines schon abgetragenes rosenfarbnes Band mit Silber vermißte. Rousseau — der bei seinem ehemaligen Lehrherrn, dem Petschierstecher Ducommun (aus Veranlassungen, die er mit einer für Eltern, Erzieher, Lehrherren und junge Leute sehr lehrreichen Umständlichkeit erzählt), sich die Gewohnheit zugezogen hatte, Naschwaaren, Obst, Kleinigkeiten, denen bloß seine kindische Phantasie einen Werth beilegte, und zuletzt alles was ihn tentirte, sich ohne Erlaubniß des Eigenthümers zuzueignen — ließ sich von allem, was er eben so leicht hätte nehmen können, nichts als dieses leidige alte rosenfarbne Band mit

Silber gelüsten; und da er nicht daran gedacht hatte es zu verbergen, so wurde es gar bald bei ihm gefunden. Den weitern Erfolg wollen wir Rousseau selbst erzählen hören. „Man wollte wissen woher ich's hätte. Ich wurde verwirrt, ich stotterte, und sagte endlich, indem ich feuerroth wurde, Marion hab' es mir gegeben. Diese Marion (Mariechen nicht Mariane) war ein junges Mädchen aus Maurienne, die seit einiger Zeit Köchin der verstorbenen Gräfin gewesen war. Sie war mehr als nur hübsch; sie hatte eine so schöne frische Farbe wie man sie nur auf den Gebirgen findet, und überdieß ein solches Air von Sittsamkeit und Sanftheit, daß man sie nicht ansehen konnte ohne ihr gut zu seyn; übrigens ein wackres tugendhaftes Mädchen und von der bewährtesten Redlichkeit. Man war also sehr erstaunt da ich sie nannte; und weil man nicht weniger Zutrauen zu mir hatte als zu ihr, so hielt man es der Mühe werth die Sache zu untersuchen. Man ließ sie auf der Stelle kommen. Die Versammlung war zahlreich und der Graf von la Roque selbst zugegen. Marion kommt, man zeigt ihr das Band, ich beschuldige sie mit unverschämter Dreistigkeit; sie steht bestürzt da, sie kann kein Wort herausbringen, und wirft mir einen Blick zu, der einen Teufel hätte entwaffnen müssen, und gegen den gleichwohl mein barbarisches Herz aushielt. Sie läugnete endlich mit Zuversichtlichkeit, aber ohne heftig zu werden; sie wandte sich an mich, ermahnte mich in mich selbst zu gehen, ein unschuldiges Mädchen, die mir nie etwas zu Leide gethan, nicht um ihren guten Namen zu bringen: aber ich bekräftige mit einer höllischen Unverschämtheit meine Aussage, und behaupte ihr ins Gesicht, daß sie mir das Band gegeben hat. Das arme Mädchen fing an zu weinen, und sagte weiter nichts zu mir als dieß: ach Rousseau! ich glaubte

Er hätte ein so gutes Gemüth! Er macht mich sehr unglücklich, aber ich möchte nicht an Seiner Stelle seyn. — Das war alles. Sie fuhr fort sich mit eben so viel Simplicität als Standhaftigkeit zu vertheidigen, aber ohne sich den mindesten harten Ausdruck gegen mich zu erlauben. Diese Mäßigung in Vergleichung mit meinem entschlossenen Tone that ihr Schaden. Es schien nicht natürlich, auf der einen Seite eine so teuflische Keckheit, und auf der andern eine so engelmäßige Sanftheit vorauszusetzen. Man schien unentschlossen zu bleiben wen man für schuldig halten sollte: aber die Vorurtheile neigten sich doch auf meine Seite. In der geschäftigen Unruhe, worin sich das Haus befand, nahm man sich nicht die Zeit, der Sache auf den Grund zu kommen; und der Graf von la Roque, indem er uns beide fortschickte, begnügte sich zu sagen: das Gewissen des schuldigen Theiles würde des unschuldigen strengster Rächer seyn. Seine Weissagung war nicht in den Wind gesprochen: es geht kein Tag vorbei, an dem sie nicht in Erfüllung ginge."

Es ist unmöglich, diese so naive Erzählung zu lesen, ohne daß unser Herz mit Wärme und Rührung für das gute liebenswürdige Mariechen Partei nähme. Aber davon ist jetzt nicht die Rede. Die Frage ist: wie verhält sich das Factum unter den Umständen, mit welchen es der einzige Zeuge desselben, Rousseau selbst, erzählt, zu dem, welches wir oben (im ersten Briefe) aus den Ephemeriden ausgezogen haben? Ich will nichts von der Verwandlung des prächtigen goldgestickten Bandes in ein armes kleines abgeschossenes Band Couleur de Rose et Argent sagen. — Aber, faßte man Verdacht wider Rousseau? War es mit der Untersuchung wirklich so weit gekommen, daß man es bei ihm entdeckte? Schien Rousseau wegen des wider ihn gehabten Verdachts ganz be-

fremdet? Bürdete er die That derjenigen auf, die er liebte? Hatte er ihr das Band schenken wollen, um sie vielleicht zu unedeln Gunstbezeugungen geneigt zu machen? Wurde das unglückliche Mädchen mit Schimpf und Schande belegt und aus dem Dienste gejagt? Hat alsdann niemand mehr erfahren was aus ihr geworden ist? — Und ist Rousseau um dieses alles willen ein Bösewicht?

Alles dieß verhielt sich in der Wirklichkeit ganz anders. Jungfer Pontal vermißte ihr Band; man suchte es, wie natürlich; man fand es gar bald bei Rousseau; er wurde auf der Stelle geholt und befragt; er gerieth in Verwirrung, stockte und sagte mit Erröthen, Marion hab' es ihm gegeben. Er war dieser Marion gut; aber sie war nicht die, die er liebte. Es war ihm nie eingefallen, sie mit diesem Bande zu unedeln Gunstbezeugungen bestechen zu wollen; sie wurde nicht mit Schimpf und Schande belegt, sondern, ohne daß der Graf de la Roque zwischen ihnen entscheiden wollte, bloß mit Rousseau und wie Rousseau aus dem Dienst entlassen; und wenn gleich Rousseau in der Folge nichts mehr von ihr gehört hat, der (wie er selbst gesteht und wie aus seiner folgenden Geschichtserzählung klar genug erscheint), wenn es ihm wohl ging, wenig an die Zeit, wo er neben der kleinen Köchin Mariechen Lakai im Hause der Gräfin Versellis gewesen war, dachte — so folgt daraus noch keineswegs, daß niemand mehr was von ihr gehört und gesehen habe.

Aber warum verfiel denn Rousseau — nicht in angenommener Befremdung, sondern in der Bestürzung, in der Angst, worin er war, da er plötzlich wegen seines Banddiebstahls zur Rede gesetzt wurde, auf den unglücklichen Einfall, gerade die unschuldige Marion anzugeben?

Vor allen andern Dingen müssen wir hier zum Grunde

legen, was freilich weder Herr B. noch der Apologist wissen konnte, bis es uns Rousseau, in der offenherzigen Beichte die er der Welt abzulegen für gut gefunden, selbst sagte: daß er damals (in seinem sechzehnten Jahre) noch ein großer Kindskopf war. Und das darf uns um so weniger befremden, da wir sehen, daß er es, mit allen in ihm schlummernden Talenten und großen schriftstellerischen Kräften, noch in seinem zweiunddreißigsten oft in einem beinahe unbegreiflichen Grade war. Dieß vorausgesetzt, hören wir seine eigene Beichte. Er hatte das Band, in seiner Otahitischen Sinnesart, genommen, weil es ihn gelüstete. Da er es hatte, und es für sich selbst zu nichts brauchen konnte noch wollte, fiel ihm ein, es Mariechen zu schenken; denn er, der allen lieben hübschen Mädchen und Weibern so herzlich gut war, ohne dabei Arges zu denken, war Mariechen gut, und hätte ihr gerne was zum Andenken geben mögen. Sie lag ihm also gerade damals im Sinne: und da er sich so plötzlich in dem Falle sah, entweder vor so vielen Zeugen einen Diebstahl zu gestehen, oder sich zu entschuldigen; so entschuldigte er sich, in der Angst, auf Unkosten der ersten Person die ihm einfiel, und beschuldigte sie, daß sie gethan hätte, was er hatte thun wollen. „Als ich sie hernach kommen sah (fährt er fort), so zerriß mir ihr Anblick das Herz; aber die Gegenwart so vieler Leute hatte mehr Gewalt über mich als meine Reue. Ich fürchtete die Strafe wenig; ich fürchtete nichts als die Schande: aber diese fürchtete ich mehr als den Tod, mehr als das Verbrechen, mehr als die ganze Welt. Ich hätte auf der Stelle in die Erde versinken mögen: aber die unüberwindliche Scham wurde über alle anderen Gefühle Meister; die Scham allein machte mich unverschämt; und je mehr ich mein Verbrechen erschwerte, je unerschrockner machte mich das Entsetzen vor

dem Gedanken es zu gestehen. Ich sah nichts mehr als den schrecklichen Zustand, öffentlich, in aller Gegenwart, für einen Dieb, Lügner, falschen Ankläger eines Unschuldigen, erkannt und erklärt zu werden. Eine allgemeine Betäubung beraubte mich jedes andern Gefühls. Hätte man mich zu mir selbst kommen lassen, ich würde unfehlbar alles entdeckt haben. Hätte mich der Herr von la Roque in ein anderes Zimmer genommen, hätt' er mir gesagt: richtet das arme Mädchen nicht zu Grunde; wenn ihr schuldig seyd, so gesteht es mir — ich hätte mich ihm auf der Stelle zu Füßen geworfen; dessen bin ich vollkommen gewiß. Aber, anstatt mir Muth zu machen, that man alles Mögliche um mir Angst einzujagen. Mein Alter ist auch noch ein Umstand, der billig in Betrachtung gezogen werden muß. Ich hatte kaum die Kinderjahre zurückgelegt, oder vielmehr ich war noch nicht viel mehr als ein Kind. In der Jugend sind schwarze Verbrechen, die es wirklich sind, noch sträflicher als in reifen Jahren: aber was an sich bloße Schwäche ist, ist es in diesem Alter weit weniger; und mein Vergehen war im Grunde doch nichts andres. Auch quält mich die Erinnerung daran nicht sowohl um des Uebels in der That selbst, als um dessen willen, was die Folge davon (für das arme Mädchen) war." — Aber gerade hierüber hat ihn seine Imagination (die ewige Peinigerin seines Lebens), wie ich oben gezeigt habe, mit unwahrscheinlichen Schreckbildern über alle Gebühr gequält. Die Entlassung der Marion aus dem Hause des Grafen de la Roque — wegen einer so armseligen Kleinigkeit als die Entwendung eines alten rosenfarbnen Bandes, die nicht einmal auf sie erwiesen war, sondern bloß auf einem verdächtigen Zeugnisse beruhte — konnte für ein so gutes Mädchen schwerlich die grausamen Folgen haben, die er sich vorstellte; und der Um-

stand, daß er in seinem Leben nichts wieder von ihr gehört, war mehr unglücklich für ihn selbst, weil er ihn sein ganzes Leben durch einer ängstlichen Einbildungskraft Preis gab, als daß sich mit Grunde daraus schließen ließe, er würde traurige Nachrichten von ihr eingezogen haben, wenn er sich genau nach ihr erkundiget hätte.

Wie sehr aber auch seine so ungewöhnlich lebhafte und geschäftige, romantische, alles aufs Aeußerste treibende, und so gern ins Schwarze malende Phantasie die bösen Folgen dieses einzigen Verbrechens, das eine Narbe in seiner Seele zurück ließ, vergrößert haben mochte: so war es doch von einem Herzen wie das seinige nicht anders zu erwarten, als daß er nie aufhören würde, sich selbst wegen des unglücklichen Fleckens in seinem Leben Vorwürfe zu machen. Demungeachtet behaupte ich ohne Bedenken, und ohne Furcht von einem tiefern Forscher des menschlichen Herzens deßwegen angefochten zu werden: daß — alle Umstände, welche Rousseau im ersten Buche seiner Confessions von seiner Kindheit und angehenden Jugend erzählt, vorausgesetzt — er entweder dieser individuelle J. J. Rousseau nicht seyn, oder ein physisches Wunder in ihm hätte gewirkt werden müssen, wenn er in jenem kritischen Augenblicke sich anders betragen haben sollte.

Ich überlasse nun dem Wahrheit liebenden Leser, dem alles was ihn zu genauerer Kenntniß des menschlichen Herzens führt, wichtig ist, seine eigenen Betrachtungen über die Anekdote der Ephemeriden, meine Briefe über dieselbe, und Rousseau's Selbstgeständniß und Selbstvertheidigung in den Confessions — einem an Stoff zu den interessantesten Betrachtungen so reichhaltigen Buche — anzustellen.

Wenn sich bei Vergleichung dieser drei verschiedenen Documente über einerlei Gegenstand zeigen wird, daß Rous=

seau's Apologist, durch die billige Voraussetzung daß wenigstens nicht alle Umstände in Herrn B*s Erzählung verfälscht seyn würden, öfters von derselben irre geführt, und auf zwar an sich richtige Schlüsse, aber doch Schlüsse aus unrichtigen Datis geleitet worden sey: so wird man nichtsdestoweniger finden, daß er seine Hauptabsicht, insofern sie von der historischen Wahrheit des Factums unabhängig war, nicht verfehlt habe; und daß diese ganze Verhandlung über eine Anekdote, die vor einigen Jahren so viel Aufsehen machte, noch immer nützlich genug wäre, wenn sie auch zu weiter nichts als einem Beispiele diente, mit welcher Behutsamkeit und Zartheit man im Urtheilen über die Triebfedern, Absichten und innere Moralität einzelner Personen und Handlungen verfahren müsse, und welche feine Instrumente, welch eine leichte Hand erfordert werde, um bei Zerlegung des menschlichen Herzens die zarten, oft kaum sichtbaren Fasern nicht zu zerreißen, die man entdecken will, und von deren oft sehr fein verwickeltem Zusammenhange die Erklärung der schwersten psychologischen Aufgaben abhängt.

son's Apologie, durch die billige Voraussetzung daß wenigstens nicht alle Umstände in Herrn B...'s Erzählung verfälscht seyn würden, öfters von Verfälschern erst geführt, und auf zwar an sich richtige Schlüsse, aber den Schluß aus unrichtigen Datis geleitet worden sey: so wird man nichtsdestoweniger finden, daß er seine Hauptabsicht, insofern sie von der historischen Wahrheit des Factums unabhängig war, nicht verfehlt habe; und daß diese ganze Verhandlung über eine Anekdote, die vor einigen Jahren so viel Aufsehen machte, noch immer wichtig genug wäre, wenn sie auch zu weiter nichts als einem Beyspiele diente, mit welcher Behutsamkeit und Zartheit man im Urtheilen über die Triebfedern, Absichten und innere Moralität einzelner Personen und Handlungen verfahren müsse, und welche feine Instrumente, welch eine leichte Hand erfordert werde, um bei Zerlegung des menschlichen Herzens die zarten, oft kaum sichtbaren Fasern nicht zu zerreissen, die man entdecken will, und von deren oft sehr fein verwickeltem Zusammenhange die Erklärung der schwersten psychologischen Aufgaben abhängt.

Ueber
die ältesten Zeitkürzungsspiele.

Die Erfindung der Würfel, und eines andern bei den Griechen üblichen Spieles, welches mit unserm Kegelschieben einige Aehnlichkeit hat, wurde keinem geringern als dem angeblichen Erfinder aller Künste und Wissenschaften, dem Theut oder Hermes der Aegypter, zugeschrieben. Wir haben davon das Zeugniß des Plato, der in seinem Phädros dem Sokrates eine Unterredung zwischen diesem Theut und dem Aegyptischen König Thamos in den Mund legt, welche er, ohne seinen Gewährsmann zu nennen, gehört zu haben vorgibt. So wenig Beweiskraft auch diese Stelle hat, so beweist sie doch, daß die Erfindung dieser Spiele sich in dem grauesten Alterthume verliert.

Ein anderes bei den Alten sehr übliches Fingerspiel, welches die Franzosen Mourre, die Italiäner Mora, die Lateiner digitis micare nennen, und welches aller Vermuthung nach mit einer sehr alten Art mit den Fingern zu rechnen zusammenhing, soll die schöne Helena erfunden haben, um sich und den Trojanischen Damen während der langen Belagerung von Troja die Zeit zu vertreiben. Diese Art zu rechn n, die, weil sie die natürlichste ist, vermuthlich auch die älteste war, wurde nach und nach immer weiter und endlich so weit getrieben, daß man durch die verschiedene Articulirung und Stellung der Finger bis auf eine Million zählen konnte.

Ich vermuthe, daß das Feine dieses Spiels in der Behendigkeit bestanden habe, womit man dem andern gewisse Zahlen vorfingerte, die er eben so geschwind errathen mußte. Doch wird es auch auf eine Art, die keine Kenntniß der Finger-Rechenkunst voraussetzt, gespielt, indem man bloß so behende als möglich mehr oder weniger Finger auf- und zuklappt, und den andern Gerad oder Ungerad? rathen läßt. Von welcher dieser Spielarten die schöne Tochter der Leda Erfinderin gewesen seyn mag, wissen wir nicht: aber das ist wohl gewiß, daß derjenige, der ihr diese Erfindung zugeschrieben, den Fürsten und Rittern am Hofe des alten Priamus wenig Ehre dadurch angethan hat.

Auf der andern Seite soll Palamedes im Lager der Griechen vor Troja zur Gemüthsergötzung der Achäischen Feldherren und Hauptleute, denen die zehnjährige Belagerung dieser Stadt vermuthlich nicht weniger müßige Stunden ließ als die Blokade von Gibraltar den Spanischen, die nämlichen Spiele erfunden oder vielleicht nur eingeführt haben, welche Plato dem Aegyptischen Theut beilegt.

Herodot (den die treuherzige Art, womit er seine Mährchen, so wie er sie gehört hatte, nacherzählt, in den Augen billiger historischer Kunstrichter nur desto glaubwürdiger macht) schreibt die Erfindung der meisten Ergötzungsspiele, die bei den Griechen üblich waren, einem uralten Lydischen Könige, Namens Atys, zu, der (nach Frerets Ausrechnung) wenigstens dritthalbhundert Jahre vor dem Trojanischen Kriege gelebt hat. Eine große Hungersnoth hatte das Reich dieses Fürsten aufs äußerste gebracht. Die Unmöglichkeit der gemeinen Noth abzuhelfen, drang ihn endlich auf ein Mittel zu denken, dem Volke wenigstens das Gefühl seines Elendes zu erleichtern. Zu diesem Ende erfand er (vermuthlich mit Hülfe

seiner Minister und schönen Geister) die besagten Spiele als ein Zerstreuungsmittel, das durch die Leidenschaften, die dabei erregt und beschäftigt werden, geschickt schien, ihre Aufmerksamkeit von dem Gedanken an ihren Zustand abzukehren. Das Volk wurde in zwei Classen abgetheilt, welche Tag um Tag entweder zu essen bekamen oder spielten. Heute spielte die eine Classe während die andre gespeist wurde; den folgenden Tag wurde der Tisch für die gestrigen Spieler gedeckt, und jene mußten indessen ihrem Magen mit Würfeln oder Ballschlagen die Zeit vertreiben. Freret, der dieser Anekdote in seiner Abhandlung über die Zeitrechnung des Lydischen Reiches Erwähnung thut, meint, es sey nicht natürlich, eine Hungersnoth für die Mutter von Ergötzlichkeiten zu halten. Aber es ist wenigstens nicht unnatürlicher, als die Dürftigkeit zur Mutter der Liebe zu machen, wie Plato in seinem Gastmahle thut. Und wer weiß, ob nicht wir selbst die Zeit noch erleben, wo irgend ein schlauer Plusmacher auf den Einfall kommt, diese alte Erfindung des Königs Atys von Lydien zur Grundlage einer neuen Finanzspeculation zu machen, welche die Einkünfte seines Herrn durch die bloße Abschaffung von 182½ Mahlzeiten des Jahrs, um drei bis vierhundert Procent — jährlich wenigstens, vermehren würde.

Wie dem auch seyn mag, so viel ergibt sich aus Homers Odyssee, daß das Spiel mit einer Art von steinernen Kegeln, die man Pessos nannte (das einzige an dessen Erfindung die Lydier keinen Anspruch machten), zu den Zeiten des Trojanischen Krieges unter den Griechen schon so gewöhnlich war, daß Minerva, wie sie in Gestalt des Königs Menthes Ulyssens Palast besucht, die Sponsirer der göttlichen Penelope vor der Thür über diesem Spiele antrifft. Athenäus gibt uns in seinen gelehrten Tischreden eine sehr deutliche Beschreibung,

wie die besagten Freier dieses Spiel gespielt hätten, und führt zu seinem Gewährsmann den Polyhistor Apion von Alexandria an, der es von einem Einwohner von Ithaka, Namens Kteson, unmittelbar gehört zu haben versicherte.

Es waren nämlich hundert und acht edle Herren, theils aus Ithaka theils aus den nächst gelegnen Inseln, welche auf die Gemahlin und die Güter des Ulysses Anspruch machten; und eben so viele Pessi, d. i. längliche, unten viereckige, und oben zugeründete Steine, brauchten sie zu diesem Spiele. Die Freier stellten sich in zwei Reihen gegen einander über, vierundfunfzig gegen vierundfunfzig, und eben so wurden auch ihre Steine gesetzt, so daß zwischen den beiden Schlachtordnungen ein leerer Platz blieb, in dessen Mitte ein besonderer Stein gesetzt wurde, der den Namen Penelope bekam. Diese Penelope war nun das Ziel, wonach die Herren in einer bestimmten Entfernung werfen mußten; und die Ordnung des Werfens wurde durchs Loos entschieden. Der erste, welcher so geschickt oder so glücklich warf, sie zu treffen und von ihrer Stelle wegzurücken, dessen Stein wurde an ihren Platz gesetzt, und er warf nun von diesem Standpunkte zum zweitenmale nach seinem eigenen Steine, der nun die Penelope vorstellte. Traf er sie ohne einen von den andern Steinen zu berühren, so hatte er gewonnen, und hielt's für eine Vorbedeutung, daß er der Glückliche sey, der zuletzt die Braut heimführen werde: und je öfter einer in diesem Spiele obgesiegt hatte, je höher stieg seine Hoffnung.

Dieses Spiel war also zugleich eine Art von Sortilegium, und wurde, wie es scheint, bei den Alten öfters zu diesem Ende gebraucht.

Homer gedenkt auch noch andrer Spiele, mit denen sich die Freier der schönen Penelope die Zeit kürzten: aber da sie

von der kriegerischen und gymnastischen Art sind, welche bei den Griechen, außer den lieblichen Spielen der Musen und Grazien (Gesang, Tanz, Musik und Theaterspielen), fast alle andern verdrängten, so gehören sie nicht zu meinem dermaligen Gegenstande.

Die vorerwähnte Sage, die den Palamedes zum Erfinder des beschriebenen Spieles mit den steinernen Kegeln macht, hat durch einen seltsamen Irrthum viele Gelehrte veranlaßt, diesen Griechischen Prinzen für den Erfinder des Schachspiels auszugeben. Denn es ist nicht abzusehen, was diesen Irrthum hätte veranlassen können, wenn er nicht daher entstanden ist, daß irgend einer (z. B. der Lateinische Uebersetzer des Aelians) das Griechische Pessi durch Latrunculi übersetzt hat, und daß unsre neuern Lateiner das Schachspiel ludum latrunculorum zu nennen pflegen, wiewohl das Soldatenspiel (welches bei den Römern diesen Namen führte) von dem Spiele der Homerischen Freier eben so verschieden ist als vom Schachspiele, wie sich's besser unten zeigen wird.

Das wahre Schachspiel ist aus einer viel spätern Zeit, und war in Europa vor den Kreuzzügen unbekannt. Es ist ein morgenländisches Spiel.

Die ersten abendländischen Schriftsteller, welche dessen erwähnt haben, sind die Verfasser der Rittergeschichten von der Tafelrunde; bei den Griechen aber ist die berühmte Prinzessin Anna Komnena die erste, die davon, unter dem Namen Zatrikion, als von einem Spiele spricht, das von den Persern zu den Griechen gebracht worden sey. Aber auch die Perser gestehen, daß sie nicht die Erfinder desselben sind, sondern es erst in den Zeiten des großen Khosru oder Kosroes (also gegen die Mitte des sechsten Jahrhunderts) aus Indien erhalten haben.

Ungefähr um eben diese Zeit, nämlich unter der Regierung des Wu-Ti, haben es auch die Sineser, laut ihres eignen Bekenntnisses, von den Indiern erhalten.

Unter diesen soll es, zu Anfang des fünften Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung, ein Bramine, Namens Nassir, Dahers Sohn, erfunden haben, um einen damaligen jungen und mächtigen König von Indien, Namens Behiib, oder Behram — der in den ziemlich gewöhnlichen Fehler der Könige, von sich selbst zu groß und von den Menschen unter ihnen zu gering zu denken, gefallen war — mit guter Art von der Wahrheit zu überzeugen: „daß ein Fürst matt werden muß, sobald er von seinen Unterthanen verlassen wird, oder keine mehr hat.“ Hundert andre wackre Leute, Rajas und Braminen, hatten dieß dem jungen Fürsten geradezu gesagt, aber waren damit so übel angekommen, daß mehrere ihre Freimüthigkeit mit dem Leben hatten bezahlen müssen. Die natürlichen Folgen einer solchen Art zu verfahren blieben nicht lange aus. Die unterdrückten Völker gaben bereits durch gefährliche Zeichen zu erkennen, daß ihre Geduld erschöpft sey, und die zinsbaren Fürsten kehrten schon Anstalten vor, sich diesen Umstand zu Nutze zu machen — als Nassir, der Sohn Dahers, auf den Gedanken kam, dem Könige über die unglücklichen Folgen, welche sein Betragen nach sich ziehen würde, die Augen zu öffnen. Nun hatten ihm aber die Beispiele seiner Vorgänger gezeigt, daß die Belehrung auf keine andre Weise von gutem Erfolge seyn würde, als wenn der Fürst sich solche selbst zu geben, und nicht sie von einem andern zu empfangen glauben würde. Er erfand also das Königsspiel; wo der Schach oder König, wiewohl der wichtigste unter allen Steinen, zu dessen Beschützung alle übrigen da sind, doch weder zum Angriff geschickt ist, noch sich selbst

gegen seine Feinde schützen kann, wenn seine Unterthanen nicht das Beste dabei thun; und wo die gemeinen Soldaten die wichtigsten Dienste thun, und eben deßwegen auch auf alle mögliche Weise geschont werden müssen, weil der unzeitige Verlust eines einzigen genug ist, den Untergang des Königs nach sich zu ziehen oder zu beschleunigen.

Das neue Spiel wurde bald überall bekannt. Der König hörte davon sprechen, und bekam Lust es von dem Erfinder selbst zu erlernen. Der Bramine wurde nach Hofe berufen, und fand, unter dem Vorwande, Sr. Hoheit die Regeln des Spieles zu erklären, Gelegenheit genug, ihm, auf eine feine und seine Eitelkeit nicht beleidigende Art, alle die großen Wahrheiten beizubringen, die er aus dem Munde der hofmeisterlichen Rajas und Braminen nicht hatte annehmen wollen. Kurz, der Fürst, dem es weder an Verstande noch Anlage zu edlen Gesinnungen fehlte, machte die Anwendung der Spiellectionen des Braminen Nassir auf sich selbst, änderte sein Betragen, gewann das Herz seiner Unterthanen wieder, und wandte dadurch alles Unglück ab, das sich über ihm zusammengezogen hatte.

So erzählen die Arabischen Autoren die Geschichte der Erfindung des Schachspiels: und man muß gestehen, wenn es gleich nur ein Mährchen seyn sollte, so ist es wenigstens gut erfunden, und die ganze Beschaffenheit dieses edeln Spieles stimmt aufs vollkommenste mit dem Zweck überein, der dem Erfinder beigelegt wird.

Vielleicht ist der Leser neugierig zu wissen, wie der König von Indien den Braminen Sissa oder Nassir für eine so schöne Erfindung belohnte. — „Sohn Dahers, sagte Behram zu ihm, ich erkenne, daß du ein Mann bist, in welchem der Geist der Weisheit wohnt: begehre frei was ich dir geben

soll, es sey so tief oder so hoch du willst; fordre bis zur Hälfte meines Reichs, es soll dir werden!"

Sissa, der Weise, beugte sich mit seinem Antlitz zur Erde, und antwortete dem Könige: mein Herr König, wenn ich Gnade gefunden habe vor deinen Augen, so gewähre mich dessen, was ich von dir bitten will. Siehe, ich habe die Tafel meines Spiels, die hier vor dir liegt, in vierundsechzig Felder abgetheilt. So befiehl nun deinen Knechten, welche über deine Getreidehäuser gesetzt sind, daß sie auf das erste Feld legen Ein Weizenkorn, auf das andre zwei, auf das dritte vier, auf das vierte acht, und so immer auf das nächstfolgende noch einmal so viel als auf das vorgehende, bis zum letzten der vierundsechzig Felder; und mein Herr der König lasse dieß meine Belohnung seyn!

Wie der König dieß hörte, gerieth er in einen großen Zorn, und verachtete den Braminen in seinem Herzen, sprechend: du hast nicht gefordert wie ein weiser Mann, sondern wie ein Narr. Meinst du etwa, daß ich nicht Macht genug habe dir etwas Großes zu geben, daß du etwas so Geringes von mir verlangst?

Allein der Bramine blieb dabei, daß ihm an der gebetnen Belohnung vollkommen genüge, und setzte hinzu, wenn es Sr. Hoheit ja zu wenig dünke, so möchte er ihm doppelt so viel geben lassen. Der König ließ also den Oberaufseher über seine Kornhäuser kommen, und befahl ihm, dem Braminen zu geben was er begehrt hatte.

Aber es zeigte sich bald, daß der weise Sissa seinem Herrn in dieser Bitte abermals eine indirecte Lehre hatte beibringen wollen. Denn der Oberaufseher über die Kornhäuser kam in kurzem wieder zurück, und versicherte: er habe zwar die Summe der Weizenkörner, die der König dem

Braminen zu geben befohlen, auszurechnen angefangen; aber solche, eh' er noch über die Hälfte der Zahl vierundsechzig gekommen, so ungeheuer groß gefunden, daß es ihm unmöglich sey fortzurechnen. Alles was er davon sagen könne, sey: daß alles Korn im ganzen Reiche nicht hinlänglich wäre, nur die Hälfte des Getreides zu bezahlen, welches der Bramine nach dem Versprechen des Königs zu fordern habe.

Jetzt ging dem König auf einmal ein Licht auf; er merkte was ihm der Sohn Dahers durch diese Bitte zu verstehen gegeben hatte, ließ ihn zu sich holen, umarmte und küßte ihn, und sprach: „Nun sehe ich daß die Weisheit Gottes in dir ist; von Stund' an soll mein Volk nach deinem Munde regiert werden, und du sollst das Brod an meinem Tische essen!“ — Und der weise Sissa (setzt der Rabbi hinzu) lebte mit dem Könige, und war ihm wie sein Freund und Bruder alle Tage seines Lebens.

Ich finde nicht, wie dieses Spiel in Indien und von seinem Erfinder genannt worden sey. Als es nach Persien kam, erhielt es daselbst den Namen Schatreng oder Schatrangschi, das Königspiel; und diesen Namen behielt es auch bei den Arabern, durch welche es vermuthlich in den mittlern Zeiten zu den Spaniern gekommen, die es Xadrang, oder auch mit dem Arabischen Artikel Al Xadres und Axadres nennen. Die Griechen, die es vermuthlich erst von den Arabern, vielleicht in den Zeiten der Kalifen zu Bagdad, kennen lernten, nannten es Zatrikion, die Franzosen le Jeu des Echecs, die Deutschen das Schachspiel (jene von dem Arabischen Schek oder Scheik, diese von dem Persischen Schah oder Schach), die neuern Lateiner Ludum Scachorum, und die Italiäner Scacchi.

Es ist unbegreiflich, wie ein so gelehrter Mann als

Saumaise war, ohne den Schatten eines Beweises aus Griechischen Schriftstellern, die Griechen zu Erfindern eines Spieles machen konnte, in welchem alles morgenländisch ist. Denn sein ganzer Beweis ist die seltsame Frage: wer weiß nicht, daß man die Erfindung dieses Spiels den Griechen schuldig sey? Von ihnen (setzt er eben so entscheidend hinzu) kam es zu den Persern. (Exercit. in Solin. p. 795.) Die Prinzessin Anna Komnena, die doch wohl besser wissen konnte was an der Sache war, sagt gerade das Gegentheil. Denn da sie in der Erzählung der Verschwörung der vier Gebrüder Anemaden und des schwachköpfigen Senators Salomon gegen den Kaiser Alexius, ihren Vater, des Umstandes, welchem dieser Kaiser die Entdeckung der Verschwörung und sein Leben zu danken hatte, erwähnt — nämlich, daß er gewohnt gewesen sey, wenn er des Nachts nicht schlafen konnte, mit einem seiner nächsten Verwandten Schach zu spielen — setzt sie hinzu: „Ein Spiel, welches bei den Assyrern erfunden worden, und von ihnen auf uns gekommen ist." Daß diese Prinzessin von dem wahren Erfinder nicht genauer unterrichtet war, benimmt ihrer Glaubwürdigkeit in der Hauptsache nichts: denn so viel bleibt immer gewiß, daß sie es hätte wissen müssen, wenn das Spiel Zatrikion Griechischen Ursprungs gewesen wäre, und daß sie solchenfalls nicht daran gedacht hätte es den Assyrern zuzuschreiben.

Ob der gute Bramine Nassir die Könige durch sein Königsspiel viel weiser und besser gemacht habe, wollen wir — nicht fragen: aber wenigstens darin hat er seinen Zweck erreicht, daß es viele Jahrhunderte lang ein Lieblingsspiel der morgenländischen Fürsten und Großen gewesen, und es noch auf diesen Tag ist. Von dem Kalifen Al-Amir, dem sechsten unter den Abbassiden, erzählt der Geschichtschreiber Elmakin

eine Anekdote, die für einen sehr heroischen Beweis seiner Leidenschaft für dieses Spiel gelten kann. Er spielte eben im Innersten seines Palastes mit seinem Liebling Kuter Schach, da einer von seinen Dienern ihn erinnerte, daß es Zeit wäre seine Aufmerksamkeit wichtigern Angelegenheiten zu widmen; denn die Feinde, welche Bagdad seit geraumer Zeit belagerten, wären im Begriffe sich von der Stadt Meister zu machen. — „Gut, ich komme ja, sagte der Kalif zu dem Officier, laß mich nur erst Kutern matt machen."

Man erzählt von unserm großherzigen Kurfürsten von Sachsen, Johann Friedrich, einen ähnlichen Zug, aber unter Umständen, die seinem Charakter zu größerer Ehre gereichen. Als ihn Kaiser Karl der Fünfte nach der unglücklichen Schlacht bei Mühlberg in seine Gewalt bekommen hatte, und, der Grundgesetze des Deutschen Reichs und seiner Wahlcapitulation uneingedenk, ihm durch ein aus Spanischen und Italiänischen Officieren bestehendes Kriegsgericht unter dem Vorsitze des abscheulichen Duca d'Alba den Proceß machen ließ: spielte der Kurfürst eben mit Herzog Ernst von Braunschweig, seinem Freunde und Mitgefangenen, Schach, da ihm Karl das von jenem ungerechten Kriegsgericht über ihn gefällte Todesurtheil ankündigen ließ. Der Kurfürst hielt einen Augenblick inne, aber ohne den mindesten Anschein von Bestürzung blicken zu lassen, gab er die Antwort eines Helden und eines guten Vaters; hieß darauf Herzog Ernsten, an dem der Zug war, fortziehen; spielte mit seiner gewöhnlichen Aufmerksamkeit heiter und kaltblütig fort, und freute sich, da er den Herzog matt gemacht, seines Sieges eben so herzlich, als ob nichts Widriges vorgefallen wäre.

Auch der große Asiatische Eroberer Timur, oder Tamerlan, war ein großer Liebhaber vom Schachspiele. Er spielte

aber nur das große, das auf hundert zweiunddreißig Feldern mit zweiunddreißig Figuren auf jeder Seite gespielt wird: das gewöhnliche mit sechzehn Figuren war ihm zu klein. Die Geschichte nennt sogar diejenigen mit denen er's gewöhnlich zu spielen pflegte, und unter diesen auch den Ala-Eddin oder Aladdin, der so geübt darin war, daß er immer ohne sich einen Augenblick zu besinnen, zog, und doch immer allen andern überlegen war. Timur, der auch im Schachspiel nicht gern den Kürzern zog, war doch so billig, dem Aladdin seine Ueberlegenheit zu verzeihen. Da ihm dieser einst in einem Meisterspiele viel zu schaffen machte und zuletzt auch den Sieg erhielt, rief Timur lachend aus: Aladdin, du hast gewonnen! Du bist unter den Schachspielern so einzig als Timur unter den Königen. Hingegen wird von dem berühmten Sultan Mahmud, Sebukteghins Sohn, Gahsni genannt, erzählt: daß er im Schachspiel eben so unerschöpflich an Kriegslisten und eben so unüberwindlich gewesen, als in dem eigentlichen Königsspiele, welches er mit den morgenländischen Fürsten seiner Zeit um Kronen und Länder spielte. Dieß gab einem Persischen Dichter, Namens Onsori, Anlaß, ihm in zwei Versen ein Compliment zu machen, das auf einen großen König unsrer Zeit anwendbar wäre:

Mit tausend Fürsten spielt der König Mahmud Schach,
Und jeden macht er auch auf andre Weise matt.

Das Schachspiel ist, seit den Zeiten, da die abendländischen Fürsten und Ritter es von ihren unglücklichen Kreuzzügen nach dem heiligen Grabe mitgebracht, auch in Europa lange das Lieblingsspiel der Großen gewesen. Daher kam es, daß man einem so königlichen Spiele durch die Kostbarkeit und künstliche Arbeit des Schachbretts und der Figuren

Ehre anzuthun suchte, und hierin mit den Morgenländern gleichsam wetteiferte; wie davon in königlichen und fürstlichen Kunst- und Schatzkammern (so wie noch in manchen altedeln Deutschen Familien, wo man die Reliquien der Vorfahren in gebührenden Ehren hält) noch häufige Beweise anzutreffen sind. Im Orient wurde die Pracht auch in diesem Stücke so weit getrieben, daß (nach dem Geschichtschreiber Medschdi) der Persische König Kosru, Perviz Sohn, ein Schachspiel, wo die eine Hälfte der Figuren von Hyacinth und die andre von Smaragd war, und ein andrer Persischer Monarch eines besaß, dessen mindester Stein dreitausend goldne Dinars werth war.

Einer von den alten Romanciers, deren Einbildungskraft immer noch über das höchste was sie vor Augen hatten weit hinaus ging, gibt uns in einer Erzählung von den Abenteuern, welche den vier Brüdern und Königssöhnen, Gauvain (oder Galwin), Agravain, Gueret und Galleret, auf ihrem Zuge nach dem verlornen Lanzelot aufgestoßen, eine Beschreibung eines Schachbretts und einer Art dieses Spiel zu spielen, die in einem romantischen Gedichte keine schlechte Figur machen würde.

„Galleret, der jüngste und artigste von diesen Brüdern, erblickt eines Tages, indem er aus einem Walde heraus reitet, auf einem nicht weit entfernten Hügel ein prächtiges Schloß; und indem er es mit Verwunderung betrachtet, kommt ein Fräulein aus demselben angeritten, die ihn sehr höflich anspricht, und ihn im Namen ihrer Dame, der Gebieterin dieses Schlosses, einladet, bei ihr auszuruhen, und nach der Tafel eine Partie Schach mit ihr zu spielen. Denn, setzte sie hinzu, vermöge der guten Erziehung die ein Ritter von euerm Ansehen ohne Zweifel erhalten hat, kann euch

dieß Spiel nicht unbekannt seyn. Galleret erwiedert mit aller Artigkeit eines Ritters von der Tafelrunde: er sey zwar kein großer Meister in diesem Spiele; wiewohl er's öfters an König Artus Hofe habe spielen gesehen, wo der König und die Königin Genievre, und Lanzelot und Galwin und die übrigen Ritter in müßigen Stunden sich gewöhnlich mit demselben zu ergötzen pflegten; indessen sey er auf allen Fall bereit, dem Fräulein zu folgen wohin sie ihn führen würde. Diese brachte ihn also nach dem Schlosse, wo er von der Fee Floribelle, einer großen, schönen und sehr muntern Dame, freundlichst empfangen wurde. Nach der Tafel führte ihn die Dame in einen prächtigen Saal, wo er (wie sie sagte) alles zu dem Schachspiel, wozu sie ihn eingeladen hatte, bereit finden würde. Galleret machte ein Paar Augen von der ersten Größe, wie er einen Echiquier vor sich sah, dergleichen er noch keinen in seinem Leben gesehen hatte: denn der ganze Saal stellte das Schachbrett vor. Er war mit großen Quadersteinen von schwarzem und weißem Marmor gepflastert, welche die Felder des Schachbretts ausmachten; und die Figuren, welche theils von Elfenbein, theils von Ebenholz zu seyn schienen, waren alle in Lebensgröße, und außerordentlich prächtig aufgeschmückt. Ihre Waffenrüstungen waren von geschmelztem Gold, und, eben so wie ihre Kleidung, mit Perlen und Edelgesteinen von großem Werthe reichlich besetzt. Vorzüglich schimmerten die beiden Könige und Königinnen in einer ganz verblendenden Herrlichkeit. Die Läufer, die man damals Alsins oder Bannerträger nannte, stellten Soldaten zu Fuß vor, aber von Kopf bis zum Fuß bewaffnet, und trugen prächtige Fahnen, von zwei verschiednen Farben in der Hand, in welche zwei verschiedene Devisen mit Gold und Perlen gestickt waren. Die Springer saßen als Ritter

auf Pferden von gediegenem Golde, und man konnte nichts Reicheres sehen als ihre Rüstungen, Waffen und Pferdedecken. Die Thürme wurden von goldnen Elephanten getragen. Die simpeln Pions oder Bauern wurden endlich durch Soldaten zu Fuß vorgestellt, die mit Streitärten bewaffnet waren, und so martialisch aussahen, als ob sie das Zeichen zum Angriff kaum erwarten könnten. Aber das Seltsamste bei dem allen war, daß der große Zauberer, der Werkmeister dieses wundervollen Schachspiels (eben so geschickt wie Homers Vulcan), diesen Figuren die Eigenschaft gegeben hatte, sich auf bloße Berührung mit einem Stäbchen, welches der Spielende in der Hand hatte, von selbst nach dessen Befehle zu bewegen, und den Platz einzunehmen, den er ihnen anwies. Die Dame des Schlosses unterrichtete den Ritter zu seinem großen Erstaunen von dieser eben so bequemen als wunderbaren Art Schach zu spielen, und trug ihm hierauf ein Spiel an, mit der Bedingung: daß, wofern er obsiegen würde, er diesen kostbaren Echiquier zusammt dem Schlosse und der Dame obendrein gewonnen haben, hingegen, wenn er das Spiel verlöre, auf Lebenslang ihr Sklave seyn sollte. Der junge Ritter erschrack zwar ein wenig über diesen Antrag; doch ermannte er sich sogleich wieder, und erklärte sich bereit, das Abenteuer zu unternehmen; voller Hoffnung (wie die Jugend sich immer mehr zutraut als sie sollte), daß ihm das Schachfeld, das Schloß und die Dame nicht entgehen könnte. Das Spiel fing also an. Die Dame gab ihm ein weißes Stäbchen, mit welchem er die Figuren berührte, und ihnen befahl wie sie gehen sollten: ein gleiches that die Dame mit einem schwarzen Stäbchen. So wie die Figuren berührt wurden, schienen sie sich zu beleben, hoben ihre Streitärte, Lanzen, Fahnen oder Schwerter, und bewegten sich mit krie-

gerischen Gebärden an den angewiesenen Platz, als ob sie auf ihre Gegner losgingen, trafen aber einander nicht eher, bis in dem Augenblicke, da nach den Gesetzen des Spiels eine Figur genommen werden mußte. Diese Art zu spielen gefiel dem jungen Ritter so wohl, daß er immer frischer auf seine Gegnerin losging; aber nicht lange, so nahm das Spiel eine Wendung, die seiner Geschicklichkeit nicht so viel Ehre machte als seinem Muthe. Kurz, er befand sich matt eh' er's sich versah, und es blieb ihm also kein andrer Ausweg übrig, als seine Revanche von der Dame zu verlangen. Sie bewilligte ihm solche zwar, doch mit der Erklärung: daß sie nicht länger als bis zu Sonnenuntergang, und also höchstens drei Partien würden spielen können. Auch haben wir, setzte sie hinzu, hier noch ein andres Gesetz, und das ist: daß wer eine Partie auf den vierten Zug verliert, keine Revanche fordern kann. Der junge Galleret ließ sich alles gefallen, spielte mit aller Aufmerksamkeit deren er fähig war, gewann die Partie, verlor aber die dritte als die entscheidende, und mußte sich also gefallen lassen, entwaffnet in ein Gefängniß abgeführt zu werden, wo er den Trost hatte eine Menge andrer Ritter anzutreffen, die ihre Freiheit wie er verspielt hatten; und wo er sich so lange gedulden mußte, bis sein Bruder Galwin so glücklich war die Dame durch den Echec du berger auf den vierten Zug matt zu machen, und, nach verschiedenen andern Abenteuern, den jungen Galleret endlich in den Besitz der schönen Floribelle und ihres Schachspiels zu setzen."

Wenn die Ritterbücher und Fabliaux des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts historischen Glauben in irgend einem Punkte verdienen könnten, so wäre das Alter des Schachspiels in Europa um viele Jahrhunderte früher hinaus zu setzen,

als ich es nach Frerets Meinung angegeben habe. Aber die gröbsten Verstoße wider die Chronologie, Geographie und Geschichte sind diesen Romandichtern so gewöhnlich, daß es ihnen nicht mehr Mühe kostete, die Ritter an des Königs Artus Hofe Schach spielen zu lassen, als Babylon nach Aegypten zu versetzen, die Emirn der Araber in Admirale zu verwandeln, und Karln dem Großen eine Kreuzfahrt nach Palästina anzudichten. Daß das Schachspiel zu ihren Zeiten an den Höfen der großen Herren in Frankreich gespielt, und die Geschicklichkeit in demselben für eine Anständigkeit eines wohl erzogenen Ritters angesehen wurde, war ihnen schon genug, um sich versichert zu halten, daß es den Rittern der Tafelrunde, als den wahren und vollkommensten Modellen aller ritterlichen Eigenschaften und Tugenden, auch an dieser nicht habe fehlen können.

Einen stärkern Beweis gegen Frerets Meinung würde das Schachspiel mit großen elfenbeinernen Figuren und Arabischen Charakteren abgeben, welches in dem Schatze der Abtei St. Denys gezeigt wurde, wofern das Vorgeben gegründet wäre, daß es Karln dem Großen zugehört, der es aus dem Orient (vermuthlich unter den Geschenken des Kalifen Harun Alreschid) erhalten habe. Allein die Arabischen Charaktere geben dieser Tradition um so weniger Gewicht, weil die Figuren nicht morgenländisch, sondern nach Europäischer Art gebildet sind. Dieser letzte Umstand, und der Name des Künstlers Joseph Nikolas, könnte eher die Vermuthung erwecken, daß es das Werk eines spätern Griechischen Meisters gewesen. Wenn Karl das Schachspiel gekannt oder geliebt hätte, so würde sich doch wohl im Eginhard, der so sehr ins Besondere seines häuslichen Lebens geht, eine Spur davon finden.

Noch weniger Aufmerksamkeit verdient die Anekdote, die in des berühmten Gustavus Selenus, oder Herzog Augusts von Lüneburg, ausführlicher Beschreibung des Schach- oder Königsspiels, pag. 14, aus zwei ungedruckten Bayerischen Chroniken angeführt ist, „von dem Sohn eines Herzogs Okar in Bayern, der an dem Hofe König Pipins von Frankreich gelebt haben, und von dem Sohne des Königs erschlagen worden seyn soll, weil dieser nicht habe leiden können, daß ihm jener im Schachspiel immer überlegen gewesen.“ — Eine andre handschriftliche Chronik, auf welche sich Herzog August beruft, erzählt die Sache folgendermaßen: „die beiden Fürsten, Herzog Albrecht und Herzog Okar, hatten nit mehr denn einen Sun (haben sie ihn mit einander gehabt?), der ward erschlagen in seinen jungen Tagen mit einem Schachzabelbrett an König Pipinus Hofe von Frankreich von einem andern jungen Fürsten.“ — Der Sohn des Königs Pipinus, den der Sohn dieser beiden angeblichen Herzoge von Bayern mit einem Schachbrett erschlagen haben soll, müßte einer von den vielen natürlichen Söhnen gewesen seyn, die ihm von einigen Genealogisten zugeschrieben werden, wiewohl die gleichzeitigen Geschichtsschreiber ihrer keine Meldung thun. Denn von den drei Söhnen, die er von seiner Gemahlin Bertha hatte, wurde keiner mit einem Schachzabelbrett erschlagen. Die beiden ältesten, Karl und Karlmann, regierten nach ihrem Vater, und der jüngste, Pipin, starb, eh' er wußte was Schachspiel war, in seinem dritten Jahre. Die erste Chronik spricht aber so, als ob Pipin nur Einen Sohn gehabt hätte; die andre hingegen sagt gar nichts von einem Sohne desselben. Ueberdieß kommen in der Geschichte dieser Zeit wohl ein paar edle Bayerische Herren, Namens Adelbert und Ottker, vor, welche mit dem Bayerischen Hause verwandt, aber darum weder Her-

zoge von Bayern waren, noch so genannt wurden. Die ganze Anekdote sieht also einem Mährchen sehr ähnlich, und scheint für das Alterthum des Schachspiels nicht viel mehr zu beweisen, als die Geschichte der vier Haymons Kinder; wo Kaiser Karls Neffe Reinholden von Montauban, ebenfalls wegen eines überm Schachspiel entstandenen Haders, das Schachzabelbrett an den Kopf wirft; dieser aber den Spaß unrecht versteht, und mit dem nämlichen Schachbrett dem Prinzen einen solchen Schlag vor die Stirne gibt, daß er gählings todt zu Boden fällt. Etwas Wahres ist an dergleichen alten Volksromanen und Sagen immer; aber da es selten möglich ist, es von dem Erdichteten zu unterscheiden, so können die daraus hergenommenen Zeugnisse in zweifelhaften historischen Fällen von keinem Gewichte seyn. Gesetzt also, daß eine wirkliche Begebenheit an König Pipins Hofe zu jener Anekdote den Anlaß gegeben hätte: könnte das Spiel, worüber die jungen Fürstensöhne sich entzweiten, nicht das alte Römische Soldatenspiel (ludus latrunculorum) gewesen seyn — welches von den Römern zu den Galliern und von den Galliern zu den Franken übergegangen, bei diesen aber nach und nach aus der Gewohnheit gekommen, und endlich, da das Schachspiel den Weg nach Europa gefunden, von diesem nicht nur gänzlich verdrängt, sondern auch in der Folge von den unwissenden Schriftstellern dieser Zeiten mit demselben verwechselt worden?

Da beide Spiele, so wesentlich auch ihre Verschiedenheit ist, doch in verschiedenen Stücken und hauptsächlich darin übereinkommen, daß beiden der Name von Kriegs- oder Soldatenspielen ganz eigentlich zukommt: so war diese Verwechslung bei Romanschreibern, die wenig oder gar keine Kenntniß des Alterthums hatten, um so leichter möglich, als von jenem Römischen Spiele sich immer noch einige Erinnerung und

Tradition erhalten haben mochte. Aber wie beinahe alle neueren Philologen sich so fest haben in den Kopf setzen können, die dem Palamedes (wiewohl ohne Grund) zugeschriebne Petteia der Griechen (das oben beschriebne Kegelspiel der Homerischen Freier) und den ludum latrunculorum der Römer mit dem morgenländischen Schachspiele zu vermengen, würde unbegreiflich seyn, wenn man nicht wüßte, daß ein einziger Mann wie Saumaise Ansehen genug hatte, hundert andre auf sein bloßes Wort irre zu führen.

Das Wenige, was man aus Zusammentragung und Vergleichung aller Stellen, worin die alten Römischen Schriftsteller des Latronen- oder Latrunkelnspiels beiläufig Erwähnung thun, herausbringen kann, ist zwar nicht hinreichend uns einen kunstmäßigen Begriff davon zu geben: aber doch mehr als vonnöthen ist, um einen jeden, der bloß sehen will was da ist, zu überzeugen, daß zwischen diesem Römischen und dem Schachspiel nicht mehr Aehnlichkeit war, als zwischen dem Schach- und dem Damenspiele.

Da ich einmal über diese Materie gerathen bin, so werden Leser, die für alles Menschliche — und also auch für die Spiele der Menschen einige Anmuthung haben, sich vielleicht nicht verdrießen lassen, bei dem Spiele, das einst so viel Reiz für die Herren der Welt hatte, noch ein wenig zu verweilen.

Und warum sollten denn die Spiele der Menschen unsrer Aufmerksamkeit unwürdig seyn? Spielen ist die erste und einzige Beschäftigung unsrer Kindheit, und bleibt uns die angenehmste unser ganzes Leben durch. — Arbeiten wie ein Lastvieh ist das traurige Loos der niedrigsten, unglücklichsten und zahlreichsten Classe der Sterblichen; aber es ist den Absichten und Wünschen der Natur zuwider. Der Mensch ist nur dann

an Leib und Seele gesund, frisch, munter und kräftig, fühlt sich nur dann glücklich im Genuß seines Daseyns, wenn ihm alle seine Verrichtungen, geistige und körperliche, zum Spiele werden. Die schönsten Künste der Musen sind Spiele, und ohne die keuschen Grazien stellen auch die Götter (wie Pindar singt) weder Tänze noch Feste an. Nehmet vom Leben weg, was erzwungner Dienst der eisernen Nothwendigkeit ist, was ist in allem übrigen nicht Spiel? Die Künstler spielen mit der Natur, die Dichter mit ihrer Einbildungskraft, die Philosophen mit Ideen und Hypothesen, die Schönen mit unsern Herzen, und die Könige — leider! — mit unsern Köpfen. Wo ist je ein Fest, ein Tag öffentlicher geselliger Freude, ohne Spiele gewesen? Und wie oft ist nicht (wie das Sprüchwort sagt) aus Spiel Ernst, und das, was schuldloser Scherz und Nepenthe der Sorgen des Lebens seyn sollte, zur Quelle des bittersten Kummers geworden? Wie oft haben ganze Völker ihre Freiheit, ihren Ruhm, ihr Glück, im eigentlichsten Verstande verspielt? — Bloß in der Beschaffenheit der Spiele und in der Art zu spielen liegt der Unterschied, der ihren guten oder bösen Einfluß, ihre heilsamen oder verderblichen Folgen bestimmt: aber eben dieß ist's, was sie in der Charakteristik der Völker und Zeiten bedeutend und merkwürdig macht.

Ein aufgeklärter Geist verachtet nichts. Nichts was den Menschen angeht, nichts was ihn bezeichnet, nichts was die verborgenen Federn und Räder seines Herzens aufdeckt, ist dem wahren Philosophen unerheblich. — Und wo ist der Mensch weniger auf seiner Hut als wenn er spielt? Worin spiegelt sich der Charakter einer Nation aufrichtiger ab als in ihren herrschenden Ergötzungen? Was Plato von der Musik eines jeden Volkes sagte, gilt auch von seinen Spielen: keine

Veränderung in diesen (wie in jener), die nicht entweder die Vorbereitung oder die Folge einer Veränderung in seinem sittlichen oder politischen Zustande wäre!

Ich würde es daher als eine selbst des scharfsinnigsten Menschenforschers keineswegs unwürdige Beschäftigung ansehen, wenn ein solcher sich entschlösse, die Geschichte der Spiele, mit philosophischem Auge betrachtet, zum Gegenstand einer genauen und vollständigen Untersuchung zu machen.

Doch, wieder zu dem Lieblingsspiele der Römer!

Zu Plautus und Ennius Zeiten — wo die Römische Sprache von der Sprache des Augustischen Jahrhunderts eben so verschieden war als es die Deutsche unter Friedrich II von der unter Joseph II ist — hieß Latro ein Soldat und Fur ein Knecht. Schon in Cicero's Zeit hatten beide Wörter (vermuthlich aus Schuld der Soldaten und Knechte) ihre erste Bedeutung im gemeinen Leben verloren, und jenes war in Räuber, dieses in Spitzbube ausgeartet. Aber als der ludus latronum oder latrunculorum bei den Römern aufkam, und das gewöhnlichste Spiel wurde, womit sich Officiere und Soldaten im Lager die Zeit vertrieben, stand das Wort latro noch in gutem Ruf; und das Spiel behielt seinen alten Namen, auch nachdem das Wort seine alte Würde überlebt hatte. Es wurde auf einer Art von Damenbrett, welches bei Seneca tabula latruncularia heißt, mit Steinen (calculi) gespielt, welche latrunculi oder Soldätchen genannt wurden. Der Name Soldatenspiel, unter welchem ich seiner schon einigemal erwähnt habe, ist also eine wörtliche Uebersetzung seines Römischen Namens, und bezeichnet zugleich einen wesentlichen Charakter des Spieles selbst. Denn es sollte seiner Natur und Absicht nach ein militärisches Spiel seyn; und in der Art, wie beide Spieler (denn es wurde unter zweien gespielt) nach den Ge-

setzen desselben ziehen und schlagen mußten, bot es eine Menge Gelegenheiten dar, seinen Gegner in die Enge zu treiben, zu überlisten, zu überfallen, oder sich selbst aus einer schlimmen Lage herauszuziehen, einen begangnen Fehler wieder gut oder einen Fehler des Gegners sich zu Nutze zu machen u. s. w. Kurz, es kam dabei, wie im Kriege, auf Angriff und Vertheidigung an, und war also insoferne dem Schachspiel ähnlich: aber sonst sowohl in der Beschaffenheit der Steine, als in der Art wie es gespielt wurde, von demselben ganz verschieden. Die Steine waren zwar auch von zweierlei Farbe, nämlich weiß und schwarz (und mußten es seyn, damit jeder von den Spielenden die seinigen bequemer erkennen und übersehen konnte), aber sie waren weder an Figur noch Gang von einander unterschieden. Sie rückten in gerader Linie vor, und es wurden immer zwei erfordert, um dem Feind Einen nehmen zu können. Daher mußte jeder vorrückende oder sich zurückziehende Stein von einem hinter ihm stehenden bedeckt seyn. Die angeführten Stellen sind nicht hinlänglich, um daraus zu sehen, unter welchen Umständen ein Stein genommen wurde oder sich noch zurückziehen konnte: aber dieß ist gewiß, daß der Erfolg des ganzen Spiels darauf beruhte, dem Feinde so viele Steine zu nehmen als möglich, oder seine Steine so einzuschließen, daß er nicht mehr ziehen konnte, welches sie anbinden (alligare) nannten; daß hingegen wieder allerlei Mittel waren, einen angebundenen Stein wieder in Freiheit zu setzen, und daß in der Bemühung, dieses auf der einen Seite zu bewirken und auf der andern Seite zu verhindern, die hauptsächlichste Feinheit des Spieles lag. Auf dieß deutet die Stelle im Seneca (Ep. 117), wo er sagt: „wem in dem Augenblick da er einem Latrunkelnspiele zusieht, angesagt wird, sein Haus brenne, der hält sich nicht auf, vor-

Staatl. Bibliothek Passau

her das Spiel zu übersehen, und bekümmert sich nun wenig mehr darum, wie der angebundene Stein sich wieder herauswickeln werde." Die oben schon aus eben diesem Schriftsteller angezogne Stelle (de Tranquil. An. c. XIV) beweist, daß, wer einen Stein mehr hatte als sein Gegner, sich schon größere Hoffnung machen konnte die Partie zu gewinnen. Aus einer andern Stelle in des Vopiscus Nachrichten vom Leben des Gallischen Gegenkaisers Proculus zeigt sich, daß der Sieger Imperator hieß; und daß also, wie es im Schachspiele darauf ankommt wer den andern matt macht, es in diesem darauf ankam, wer von beiden Imperator würde? (quis Imperator exiret?) Proculus, der sich, durch einen unternehmenden Geist und eine körperliche Stärke von der seltensten Art, von einem gebornen Räuber (denn seine Vorfahren hatten dieß Handwerk schon von langem her getrieben) zum Anführer einiger Römischen Legionen in Gallien, in den verworrenen Zeiten des Kaisers Aurelianus, geschwungen hatte, wurde (wenn Vopiscus und sein Gewährsmann Onesimus Glauben verdienen) von den Lugdunensern bei einer solchen Gelegenheit zum Kaiser ausgerufen. Er spielte nämlich bei einem großen Gastmahle ad latrunculos, und war bereits zehnmal hinter einander Imperator in diesem Spiele geworden: als einer von den Gästen den Einfall hatte, ihn deßwegen scherzweise mit einem Ave Auguste! zu complimentiren. Um den Spaß rund zu machen, brachte der scherzhafte Gallier ein Purpurkleid herbei, warf es dem Sieger um die Schultern, und verehrte den neuen August mit der gewöhnlichen Kniebeugung. Die Lugdunenser, welche sich zu dem damaligen Kaiser Probus nicht viel Gutes zu versehen hatten, und vermuthlich mit dem Gedanken, ihm den Proculus entgegenzustellen, schon länger umgegangen waren, ergriffen das Omen. Der Spaß wurde

Passau

Ernst, und Proculus wurde, wiewohl nicht auf lange Zeit, zum wirklichen Römischen Imperator ausgerufen — weil er zehnmal Imperator im Soldatenspiele geworden war.

Aus allen den Stellen, wo dieses Spieles in den alten Römischen Schriftstellern gedacht wird, und wovon wir die meisten angeführt haben, ist ersichtlich, daß es, zu Augusts Zeiten, eines der gewöhnlichsten und beliebtesten Spiele in Rom war. Ovid in seiner leichtfertigen Arte amandi macht es seinen Schülerinnen zur Pflicht, nicht unerfahren darin zu seyn. Hingegen empfiehlt er auch dem Liebhaber, der auf eine Dame Absichten hat, seine Geschicklichkeit nicht zur Unzeit zu zeigen, und die Dame mit guter Art gewinnen zu lassen.

Sive latrocinii sub imagine calculus ibit,
Fac pereat vitreus miles ab hoste tuus.
L. II. 306.

Aus einer andern Stelle in der Elegie, die das zweite Buch seiner Tristium ausmacht, erhellt, daß damals auch schon ein Buch vorhanden war, das die Theorie dieses Spiels abhandelte und Vorschriften, es gut zu spielen, gab; und aus etlichen Stellen des Seneca sehen wir, daß es zu seiner Zeit Leute gab, die ihr ganzes Leben an der tabula latruncularia verspielten.

Der gelehrte Hyde schließt aus allem, was man von der Beschaffenheit dieses alten Spiels herausbringen kann, daß es mit unserm Damenspiel einerlei gewesen sey; oder, daß der Unterschied zwischen diesem letztern und dem Römischen Soldatenspiele wenigstens nicht größer gewesen sey, als der Unterschied zwischen dem Morgenländischen und Europäischen Schachspiele. Wie es aber gekommen, daß es aus einem Sol-

datenspiel ein Damenspiel geworden, können wir nicht sagen. Indessen scheint die Erklärung, welche Hyde davon gibt, indem er diese letztere Benennung von dem Deutschen Worte Damm, oder Dam (wie die Engländer, Schweden und Dänen es schreiben), ableitet, der Aufmerksamkeit eines Etymologisten nicht unwerth zu seyn. Die ursprüngliche Bedeutung des Wortes Damm verliert sich zwar in dem frühesten Alter unsrer Sprache; scheint aber doch, so wie das Zeitwort Dammen oder Dämmen und das davon abstammende Dämpfen, sich auf etwas Kriegerisches bezogen zu haben. Denn vermuthlich ist es mit dem Griechischen δαμειν einerlei Ursprungs. Es ist aber nicht wohl möglich etwas Bestimmtes hierüber zu sagen, da die Zeit, wann dieses Spiel unsern alten Vorfahren bekannt geworden, unbekannt ist. Tacitus berichtet uns zwar, daß sie dem Würfelspielen mit einer solchen Leidenschaft ergeben gewesen, daß sie nicht nur oft Hab' und Gut dabei verspielt, sondern, wenn sie alles verloren, zuletzt sogar das, was ihnen sonst so lieb als das Leben war, ihre Freiheit selbst auf den letzten Wurf gesetzt: aber von dem Soldaten- oder Damenspiel erwähnt er nichts; wie er (dem ihre Sitten so bekannt waren) gewiß gethan hätte, wenn es ein gewöhnliches Deutsches Spiel gewesen wäre.

Das Damenspiel, das schon längst bei allen Europäischen Völkern üblich war, ist auch zu den Türken übergegangen, bei denen es Atlanbaschi, gewöhnlicher aber Dama, oder Dama Ojuni, heißt. Die Griechen haben es nicht gekannt. Es war, allem Vermuthen nach, eine Erfindung der Römer, und wenigstens achthundert Jahre älter als das Europäische Schachspiel, mit welchem es, so ganz ohne Grund, von den meisten Gelehrten, und noch neuerlich (nachdem Hyde die Geschichte desselben schon so überzeugend ins Klare gesetzt

hatte) von dem Französischen Herausgeber der Alexias der Cäsarissa Anna Komnena, dem Jesuiten Possin, vermengt worden ist.

Natürlicher wenigstens wäre es, zu glauben, daß der Erfinder des Schachspiels von dem Römischen Soldatenspiel einige Kenntniß gehabt, und solches durch die vorgenommenen Veränderungen theils zu einer größern Vollkommenheit gebracht, theils der morgenländischen Staats- und Kriegsverfassung, und seiner besondern Absicht auf seinen König gemäßer eingerichtet habe.

Die Aëropetomanie.

Im October 1783.

Die Wunder unsers Jahrhunderts scheinen sich immer dichter an einander zu drängen, immer größer und schimmernder zu werden, je näher es zu Ende läuft. „Sagt mir nichts von Unmöglichkeit!“ ruft vom Anblick der Zeichen, die vor seinen Augen geschehen, begeistert, ein poetischer Académicien de Marseille aus: „dem hartnäckigen Fleiß ist nichts unmöglich. Cook geht im Grunde des Meers, Montgolfier fliegt gen Himmel: öffnet mir die Hölle, und ich nehm' es auf mich, ihr Feuer auszulöschen.“

Cook marche au fond des mers, Montgolfier vole aux Cieux;
Ouvrez moi les Enfers, j'en éteindrai les feux.

Es ist glücklich für Monsieur Gudin de la Brenellerie, daß er die Heldenthat, die ihm in seiner ekstatischen Begeisterung nicht schwerer scheint, als Yoricks Parisischem Haarkräusler eine Locke in den Ocean zu tauchen, unter eine Bedingung gesetzt hat, die von seiner Behauptung, „daß einem unabschreckbaren Fleiß nichts unmöglich sey,“ wenn sie auch sonst allgemein wahr wäre, immer die einzige Ausnahme bleiben würde; und daß er also eben so wenig Gefahr läuft beim Worte genommen zu werden, als Archimedes, da er sich anheischig machte die Welt aus ihrer Stelle zu rücken, wenn

man ihm einen festen Standort im leeren Raume anweisen wollte.

Ob nun gleich die Einbildungskraft des Akademikers von Marseille, vermuthlich mit einer Menge brennbarer Luft angefüllt, die steigende Kugel der Herren Gebrüder Montgolfier weit überflogen zu haben scheint: so kann man doch nicht in Abrede seyn, daß die ersten Versuche, wodurch dieser neumodische Cerf-volant die Köpfe zu Paris und Versailles seit kurzem aus dem Gleichgewichte gebracht hat, außerordentlich genug sind, um sich der ganzen Aufmerksamkeit eines nach neuen Gegenständen so begierigen Volkes zu bemeistern. Herr Montgolfier ist zwar selbst noch so wenig gen Himmel geflogen, als der weltumsegelnde Cook jemals (unsers Wissens) auf dem Meeresgrunde lustwandeln gegangen ist: aber wenigstens hat er doch schon einen Hammel, einen Hahn (das alte Sinnbild seiner Nation) und eine Ente, mit Hülfe eines frischen Westwindes, eine Luftreise von einer Französischen Viertelmeile machen lassen. Und wenn dieß auch einem kaltblütigen Mitgliede der Societät der Wissenschaften zu London nicht hinlänglich scheinen möchte die luftigen Hoffnungen zu rechtfertigen, die seit einigen Wochen, gleich eben so vielen aërostatischen Kügelchen, mit der Phantasie der Pariser emporflattern: so muß man doch gestehen, daß es ein gutes Theil mehr ist, als der berühmte König Strauß, der erhabene Erfinder des papiernen Drachen (von den Franzosen der fliegende Hirsch genannt) jemals geleistet hat; so viel er sich auch auf diese Erfindung und auf den Einfall zu gute that, seinem fliegenden Hirsch auf seiner Luftreise ein paar Katzen zur Gesellschaft mitgegeben zu haben.

Die Herren Montgolfier, Gebrüder, deren Name durch diese Erfindung so berühmt geworden ist, waren vorher schon

in ihrem Vaterlande, der eine als ein Mathematiker, der andere als ein geschickter Naturforscher und Chymiker, vornehmlich durch den hohen Grad von Vollkommenheit, wozu sie vermittelst dieser Wissenschaften die ihnen gemeinschaftlich zugehörige Papierfabrik zu Annonay erhoben hatten, rühmlich bekannt.

Ein Versuch des berühmten Sir Robert Boyle über die Schwere der Luft, den sie mit einander anstellen wollten, brachte sie auf den Einfall, ein eben von Lyon ankommendes Stück Taft, wiewohl es zum Unterfutter für ein paar neue Kleider bestimmt gewesen war, zu diesem Experiment anzuwenden. Sie nähten den Taft zusammen, und füllten ihn mit vierzig Kubikfuß brennbarer Luft; und siehe da, das Ding entwischte unsern Naturforschern aus den Händen, und stieg bis an die Decke des Zimmers.

Die Freude der Gebrüder Montgolfier über ein so unerwartetes Resultat war unbeschreiblich. Sie eilten, sich ihres Luftsacks wieder zu bemächtigen, und brachten ihn, um ihm freiern Spielraum zu geben, in den Garten, wo er sich sechsunddreißig Fuß hoch erhob, aber, weil die brennbare Luft durch den porosen Taft zu bald Ausgang fand, in zwei Minuten wieder zu Boden fiel. Dieser unverhoffte Erfolg munterte die Herren Montgolfier auf, noch mehrere Versuche zu Annonay anzustellen, und die Maschine, deren sie sich dazu bedienten, der zweckmäßigen Vollkommenheit näher zu bringen.

Die Sache wurde ruchtbar, und kam dem bekannten Physiker Faujas de St. Fond zu Ohren, den sie plötzlich in eine so große Begeisterung setzte, daß er keine Ruhe hatte, bis er die Ehre dieser Erfindung mit den Gebrüdern Montgolfier theilen könnte. Weder die Luftart, noch das Werkzeug, dessen sich diese Herren zu ihrem Experimente bedient

hatten, war ihm bekannt: aber den Mangel der erstern ersetzte er durch die Vermuthung, daß es wohl keine andre als die brennbare Luft seyn werde, die aus Eisenfeile und Vitriolsäure mit gemeinem Wasser gezogen wird; zu dem andern aber verhalfen ihm die Herren Gebrüder Robert, ein paar junge Mechaniker von seltner Geschicklichkeit, von welchen er hörte, daß sie das Geheimniß besäßen, das sogenannte elastische Harz aufzulösen, welches, gegen die Natur aller andern Harze, die sonderbare Eigenschaft hat, daß es eine Art von Elasticität besitzt und sich im Weingeist nicht auflösen läßt. Außer den Herren Robert gesellte sich Herr Faujas auch noch den Herrn Charles, Professor der Naturlehre, und Herrn Argand, einen Naturforscher aus Genf, bei seiner Unternehmung zu; und da sich bald eine Anzahl von Liebhabern fand, welche sich zur Bestreitung der beträchtlichen Kosten unterzeichneten, so glaubten diese Herren (nachdem sie sich des Erfolgs durch allerlei Arten von Versuchen vorher versichert hatten) im Stande zu seyn, das Publicum zum Experiment der Herren Montgolfier, ohne Zuziehung der ersten Erfinder, einzuladen. Die Neugierde der Pariser war auf einen so hohen Grad gespannt, daß man sich genöthigt sah, das sogenannte Marsfeld zum Theater eines Schauspiels zu erwählen, welches seit einiger Zeit der Inhalt aller Gespräche gewesen war.

Der 27ste August dieses Jahres war der große Tag, der die Herren Faujas de Saint Fond und Consorten vor den Augen alles Volkes entweder mit unsterblichem Ruhme krönen, oder in unauslöschlichem Spotte ersäufen sollte. Unter den Zuschauern befanden sich nicht wenige Unglaubige, und unter diesen auch einige Herren von der physikalischen Gilde, die mit Schmerzen auf die Verunglückung des Versuchs zu

harren schienen, und der Maschine von der Reaction der brennbaren Luft auf die atmosphärische wenig Gutes weissagten.

Unglücklicher Weise kann (wie es scheint) zu Paris keine Unternehmung, von welcher einiger Ruhm oder Vortheil zu ernten ist, ohne Einmischung von Eifersucht, Parteigeist und Cabalen zu Stande kommen. Dieß war auch hier der Fall. Aber außer diesem widrigen Umstande kamen noch verschiedene andre zusammen, wovon allem Ansehen nach die hauptsächliche Schuld an der Menge der Personen lag, die auch mit zur Sache sprechen und an der Ehre des Erfolgs Theil haben wollten. Die Herren erschwerten sich den Proceß ohne alle Noth, und nachdem sie sich endlich mit unendlicher Mühe und Arbeit siebzehn Kubikfuß brennbarer Luft oder sogenannten Gases verschafft hatten, so wollte ihr böser Genius, daß sie zwei Tage vor dem Experiment allen ihren Gas unbemerkt wieder entwischen ließen, indem einer von ihnen den Hahn der Maschine umdrehte, in der Meinung, daß er offen sey, da er doch verschlossen war.

Die Bestürzung der Unternehmer konnte nur durch die Schadenfreude ihrer Mißgünstigen übertroffen werden. Indessen belebte dieses Unglück den Eifer der Subscribenten nur desto mehr, und verschiedene der letztern halfen den Unternehmern Tag und Nacht so fleißig arbeiten, daß der Verlust wenigstens nothdürftig ersetzt wurde, und das Experiment im Marsfelde den 27sten August angekündigtermaßen vor sich gehen konnte. Zwei Kanonenschüsse verkündigten den großen Augenblick, dem so viele tausend Augen weit offen entgegen sahen. Die Kugel erhob sich, zu gerechter Beschämung der Unglaubigen und der Unglückspropheten, in die Luft, und verschwand nach zwei Minuten in einer Wolke. Zwei andere

Kanonenschüsse feierten den Augenblick der Verschwindung. Bald darauf zerfloß die Wolke, und die Kugel wurde wieder sichtbar; erschien aber, wiewohl sie zwölf Fuß im Durchmesser hatte, so klein, daß man dem bloßen Augenmaß nach urtheilen konnte, sie müßte zu einer beträchtlichen Höhe gestiegen seyn. Hierauf verlor sie sich unter dem Händeklatschen der entzückten Zuschauer zum zweitenmal, und fiel endlich nach einer Luftreise von drei Viertelstunden bei Gonesse (einem vier Stunden von Paris entlegenen Flecken) nieder. Man bemerkte eine Oeffnung an ihr, wodurch die brennbare Luft, nachdem die Kugel eine Höhe erreicht, wo die atmosphärische weniger Widerstand that, sich mit Gewalt in Freiheit gesetzt hatte.

Was die Zuschauer dieser aërostatischen Lustbarkeit nicht wenig befremdete, war, daß weder Herr Faujas, wiewohl der erste Beweger der ganzen Unternehmung, noch der eine von den Gebrüdern Montgolfier, der bei dem Versuch im Marsfelde gegenwärtig war, in den innern Kreis, wo der Professor Charles mit Zuziehung der Gebrüder Robert sich der alleinigen Direction anmaßte, eingelassen wurden. Dieser Umstand erregte das Mißvergnügen der Ausgeschlossenen, deren Meinung von der Mehrheit der übrigen überstimmt worden war; und mancherlei widrige Urtheile und Gerüchte im Publicum waren die natürlichen Folgen davon. Man sprach von der Sache, als ob der Erfolg der Erwartung nicht zugesagt hätte. Die Explosion der brennbaren Luft wurde als etwas, das gar nicht hätte geschehen sollen und wodurch die Glorie der ganzen Unternehmung ausgelöscht würde, dem Herrn Charles zur Last gelegt, der bei Ladung des Ballons nicht gehörig zu Werke gegangen seyn sollte. In wenig Tagen brach die Mißhelligkeit zwischen ihm und seinen Assistenten, den Ge-

brüdern Robert, an einem, und Herrn Faujas de St. Fond am andern Theil, öffentlich aus, und die Herren Robert manifestirten sich den 14ten September in Nr. 257 des Journal de Paris: „daß Herr Charles der einzige sey, der alle ihre Operationen dirigirt habe; daß dem Herrn Faujas kein anderer Antheil an den im Marsfelde erfochtnen Lorbern gebühre, als daß er sich viele Mühe gegeben Subscribenten zusammenzubringen, die Liste darüber zu führen und die Einlaßbillets im Marsfelde auszutheilen; daß er hingegen an dem Bau der Kugel, an den Berechnungen, welche demselben vorgehen müssen, und besonders an dem ersten Gedanken, von dem mit elastischem Harz überzognen Taft Gebrauch zu machen, nicht den geringsten Antheil gehabt, sondern alles das von Herrn Charles und ihnen, Gebrüdern Robert, vorgesehen, combinirt und ausgerechnet worden sey; und daß endlich die Explosion des Ballons eigentlich bloß dem größern und unaufgeklärtesten Theile der Herren Subscribenten zur Last falle, als welche, alles Einwendens von Seiten der Herren Charles und Robert ungeachtet, darauf bestanden hätten, daß man den Ballon (welchen Herr Charles bloß zu interessanten Beobachtungen bestimmt und zu diesem Ende hätte befestigen wollen) sich selbst und den Winden überlassen sollte. Da sie nun gezwungen gewesen hierin wider Willen nachzugeben, so hätten sie auch den Ballon nothwendig stärker laden müssen; aus gerechter Besorgniß, der damals sehr heftige Wind möchte sich, wenn er weniger geladen wäre, in den Höhlen desselben fangen, und ihn gegen die Bäume und Häuser werfen. Ueberdieß hätten sie noch die Nebenabsicht dabei gehabt, besagten Ball dem Publicum unter einer angenehmern Form darzustellen u. s. w." — ein Gedanke, der dem Nationalcharakter allzu gemäß ist, als daß er nicht allein

schon hinlänglich seyn sollte, die volle Ladung des Ballons vollkommen zu rechtfertigen.

Herr Faujas de St. Fond konnte dieses Manifest nicht unbeantwortet lassen. Er erklärte sich also den 18ten September in Nr. 261 des Journal de Paris: „seine und seiner sämmtlichen Subscribenten Absicht bei dem ganzen Unternehmen sey nicht auf eigne Ehre, sondern bloß darauf gegangen, durch Wiederholung des glänzenden Experiments der Herren Montgolfier die „Gloire" dieser Herren, als der einzigen wahren Urheber desselben, auf eine authentische Art vor den Augen der ganzen Hauptstadt zu befestigen. Nun komme alles lediglich auf die Frage an: wie die „Physiciens exécutans" (d. i. Herr Charles und Consorten), welchen die Ausführung der Sache anvertrauet worden, diese Absicht erfüllt hätten? Diese Frage beantworte sich von selbst, wenn man erwäge, daß Herr Charles geradezu gegen die Absicht seiner Obern und Committenten gehandelt, indem er sich alles Verdienst dieses Experiments allein zugeeignet, und sogar kein Bedenken getragen habe, dem anwesenden Herrn Montgolfier den Eintritt in den innern Kreis zu versagen. Was ihn, Herrn Faujas, persönlich betreffe, so sey seine Meinung nie gewesen, sich das Mindeste von der Ehre, die den ersten Entdeckern ganz allein gebühre, zuzueignen. Indessen könne er mit genugsamen Zeugen beweisen, daß er es sey, der die Subscription in Gang gebracht; daß er selbst, mit einem von den Subscribenten, in Person den Taft zum Ueberzug des Ballons eingekauft; daß er gleich in den ersten Versammlungen der Unterzeichner die brennbare Luft in Vorschlag gebracht, und dieses Mittel dem Herrn Charles vorgeschlagen: daß er bei eigenhändiger Ladung des Globus mehrmalen seine Person gewagt, tagtäglich über alle Operationen gewacht

habe u. s. w. An dem Unglück, daß der Ball ein Loch bekommen, hätten die Herren Robert ganz allein Schuld, weil sie solchen mit atmosphärischer Luft vollends angefüllt hätten. Dieß hätten sie ihm den folgenden Tag, da sie ihre Bezahlung bei ihm abgeholt, in Gegenwart vieler Zeugen selbst gestanden, nicht ohne Unruhe, daß ihnen, wegen des darüber verspürten Mißvergnügens an ihrem Honorar etwas möchte abgezogen werden: nun aber, da sie ihr Geld in der Tasche hätten, stimmten sie einen ganz andern Ton an, und machten den Unterzeichnern einen Vorwurf daraus, daß sie die Kugel dem Wind und nicht vielmehr der Discretion der Herren Physiciens assistans überlassen; gleich als ob man, um aufgeklärt zu seyn, ihnen mit der Kugel ein Geschenk hätte machen sollen," und was dergleichen mehr war.

Während die Eitelkeit dieser Herren — welche von der Entdeckung der Gebrüder Montgolfier den Vortheil ziehen wollten, der Welt auch ihr eignes Daseyn mit Geräusch und Lösung der Kanonen zu manifestiren — dem Publicum zu Paris einige Tage lang auf ihre Kosten zu schwatzen und zu lachen gab, ließ sich die Französische Industrie, die (zu ihrem Ruhm sey es gesagt) immer den Augenblick zu benutzen weiß, nicht langsam finden. Schon den 30sten August verkaufte Herr Le Noir, königlicher Kupferstichlieferant, um zwölf Sols einen Kupferstich, der das im Marsfelde angestellte Experiment, und bald darauf einen andern, der den Fall der Kugel zu Gonesse vorstellte. Den 3ten September eröffnete Herr Rouland, Demonstrator der Experimentalphysik auf der Universität zu Paris, eine Unterzeichnung auf eine Anzahl öffentlicher Vorlesungen über die Eigenschaften der brennbaren Luft und den verschiedenen Gebrauch, der davon zu machen sey. Den 7ten September kündigte Herr Pilatre de Rozier, in

dem feierlichen Tone, den die Größe des Gegenstandes zu erfordern schien, einen neuen Kupferstich an, unter dem Titel: Allégorie destinée à fixer l'époque de la découverte de la Machine Aërostatique, dédiées à Mssrs. de Montgolfier, der von den größten Künstlern gezeichnet und gestochen werden soll, und dessen Poesie zu außerordentlich und zu charakteristisch ist, als daß wir sie den Lesern vorenthalten können.

Dieses Kupfer sollte also vorstellen:

1) „Zur Linken den Aeolus, der dieses „superbe" Experiment begünstiget, indem er die Winde in seiner Höhle fesselt, die durch kleine Genien, welche mit Gewalt zu entwischen suchen, vorgestellt werden.

2) „Zu den Füßen dieses Gottes werden auf einer Rolle Papier die Virgilianischen Verse, celsa sedet Aeolus arce, sceptra tenens etc. zu lesen seyn.

3) „Zur Rechten wird sich, auf einem von Pfauen gezogenen Wagen, Juno, die Göttin des Luftkreises, präsentiren, wie sie, aus Unwillen ihre Geheimnisse von einem Sterblichen errathen zu sehen, den ersten, der sich erkühnen würde ihr zu nahen, bedroht.

4) „Ein wenig weiter unten, wird man, unter der Figur der Göttin des Ruhms, Deiopeen, die schönste der Nymphen, erkennen, wie sie Junons Hof verläßt, um die Herren Montgolfier zu begleiten, welche, in Gestalt Mercurs, majestätisch auf einem Ballon sich erheben, der sie in die himmlischen Gegenden trägt.

5) „Daselbst entdeckt man auf einem Adler sitzend Jupitern, der den neuen Himmelsgästen eine schützende Hand reicht. Fama wird in der einen Hand ihre Trompete halten, und ein Papier mit der Aufschrift: Il a de la pesanteur enfin

rompu la chaine, und in der andern eine Lorberkrone, welche sie den Herren Montgolfier aufsetzen wird.

6) „In der Ferne wird Neptun zu sehen seyn, wie er voller Verwunderung den Wassern befiehlt, sich in die Atmosphäre zu ergießen, um den Erfolg dieser Entdeckung zu begünstigen.

7) „Zwischen den Wolken wird man einige Genien von Jupiters Hofe anbringen, welche Lorberzweige und Eichenlaub auf die für die Götter bezeichnete Bahn herabstreuen."

Man muß gestehen, der Künster, der alles dieß zeichnen und zusammensetzen soll, muß ein zweiter Rubens oder noch ein wenig mehr seyn, wenn das Blatt die Anschauer nicht zweifelhaft lassen soll, ob es mit diesem Hommage auf Spaß oder Ernst abgesehen sey. Indessen hofft Herr Pilatre de Rozier: „Qu'on voudra bien partager la gloire de cet hommage, qu'on s'efforcera de rendre digne du noble désintéressement de Messieurs de Montgolfier;" und das Publicum wird sich ohne Zweifel dazu desto williger finden lassen, da das Kupfer den Subscribenten nur einen großen Thaler kosten, und der Profit bloß auf eine Maschine von einer neuen Form verwendet werden soll, auf welcher sich Herr Pilatre selbst zu erheben hofft; die aber, „weil das Mittel in der Atmosphäre zu steuern noch unbekannt ist," zu mehrerer Sicherheit des neuen Ikarus, nicht anders als an einem tüchtigen Seile losgelassen werden soll.

Den 11 September machte der berühmte Baron von Beaumanoir bekannt, daß er (nach seinem eignen Ausdruck) ein Minimum der aërostatischen Maschine der Herren Montgolfier zu Stande gebracht habe; nämlich einen Ball von anderthalb Fuß im Durchmesser, der nicht mehr als 5¾ Drach-

men gewogen, und ein Luftvolumen von 21 Drachmen verdrängt, folglich (die brennbare Luft, womit er geladen worden, zu 3¼ Drachmen gerechnet) sich mit einer Kraft von 12 Drachmen erhoben habe. Der Herr Baron lud zugleich die Liebhaber ein, an besagtem Tage auf den Schlag 11 Uhr Vormittags ein neues Experiment dieser Art in seiner Wohnung zu sehen. Der Versuch ging in Gegenwart vieler Naturforscher und Liebhaber glücklich von Statten. Der Ball, der aus einem dazu präparirten Ochsendarm verfertigt war, erhob sich, nachdem er mit brennbarer Luft aus der Solution von Eisen und Vitriolsäure gefüllt worden, gegen funfzig Fuß hoch, setzte sich aber, weil der Ueberzug nicht fest genug verschloß und der Gas sich also nach und nach verlor, gar bald mit der äußern Luft ins Gleichgewicht. Nachdem die Maschine ausgebessert worden, wurde das Experiment noch an selbigem Abend wiederholt: aber kaum war der Bindfaden, der sie festhielt, abgeschnitten, so erhob sie sich bis zu einer sehr großen Höhe, nahm den Weg nach Neuilly, und wurde nicht mehr gesehen.

Alle diese Versuche setzten das Publicum so sehr in den Geschmack der neumodischen Luftkugeln, daß jeder Liebhaber, wie billig, seine eigne zu haben wünschte. Dieses neue Bedürfniß zu befriedigen, machte Blondy, Portier de la Cour au Cul-de-sac de Rouen, den 14 September bekannt: daß kleine aërostatische Kugeln, von acht Zoll im Durchmesser, das Stück zu einem großen Thaler, bei ihm vorräthig seyen: und da die Liebhaber sehr bedauerten, daß sie sich nicht auch gleich mit brennbarer Luft bei ihm versehen könnten, so avisirte er den 17ten, daß er von nun an auch mit diesem Bedürfniß, von extrafeiner Qualität, und zwar in Blasen, welche man um die Ballons zu laden nur zu drücken brauche,

aufwarten könne, und daß eine gefüllte Blase nur zwei Livres kosten würde.

Während der müßige Theil von Paris sich solchergestalt mit achtzolligen Luftkügelchen amusirte, machte die Gegenpartei des Herrn Charles mit immer zunehmendem Geräusche Anstalt, die Ehre, die er sich am 27 August im Marsfeld erworben hatte, durch ein neues Experiment auszulöschen, welches Herr Montgolfier in eigner Person zu geben versprach. Alles vereinigte sich diesem letztern einen glänzenden Sieg über seinen Nebenbuhler zu versprechen. Er war der erste Urheber der wundervollen Entdeckung, die dem dringendsten Bedürfniß der Pariserwelt, dem Durst nach neuem Zeitvertreib, so glücklich zu Statten kam. Ein Fremder hatte sich eingeschlichen, und ihm den Ruhm eines so wichtigen Verdienstes, in seiner eignen Gegenwart, gleichsam vor dem Munde wegfischen wollen. Unglücklicherweise für Herrn Charles war seine Maschine zu Gonesse gefallen; und dieser Umstand, wiewohl man alle Ursache hatte darauf gefaßt zu seyn, war von den Mißvergnügten sogleich benutzt worden, die Meinung im Publicum zu erregen, als ob das Experiment der Herren Montgolfier unter seinen Händen verunglückt sey. Charles wurde nun für einen Pfuscher ausgegeben, und man erwartete einen ganz andern Erfolg, wenn der Meister selbst auftreten und seine Kunststücke machen würde.

Um das neue Experiment, welches die Herren Montgolfier ankündigten, noch mehr zu verherrlichen, wurde Versailles zum Schauplatz desselben auserkoren. Ihre Maschine war aus drei Stücken zusammengesetzt: aus einer Pyramide von vierundzwanzig Seiten, einem eben so vielseitigen Prisma, und einer abgekürzten Pyramide. Die ganze Maschine sollte, einer von Herrn Faujas Tages zuvor gemachten Ankündigung

zufolge, die Form eines Zeltes bekommen, 60 Fuß hoch und 40 breit, der Grund Azur, der Pavillon und die Auszierungen Goldfarbe. Sie sollte mit 40,000 Kubikfuß Gas (welches Herr Montgolfier, anstatt aus Eisen und Vitriolsäure, mit weit geringern Kosten aus verbranntem nassen Stroh gezogen hatte) geladen werden, und im Stande seyn 1200 Pfund zu heben; jedoch wollte man, zumal da sie selbst wenigstens 7 bis 800 Pfund schwer sey, sie dießmal nur mit 600 Pfund belasten.

Das war nun freilich ein anderes Werk als der Globolus von 12 Fuß im Durchmesser, womit Herr Charles vor drei Wochen im Marsfelde so vielen Spuk gemacht hatte! Die Sache ward ernsthaft; und man muß gestehen, eine Maschine von mehr als 1200 Pfund, die ohne Anwendung irgend einer sichtbaren Kraft über 200 Klaftern hoch steigt, kann allerdings für eine Erfindung gelten, womit eine Nation sich etwas zu gute thun kann. Die Französische läßt es bei solchen Gelegenheiten nicht an der lebhaftesten Theilnehmung fehlen. Das Experiment ging den 19 September im ersten Hofe des Schlosses zu Versailles unter einem unglaublichen Zusammenfluß von Zuschauern von Statten. Ein Stückschuß kündigte den Augenblick an, wo der Anfang mit Ladung der Maschine „unter den Befehlen des Herrn Montgolfier" gemacht wurde; ein anderer, ungefähr 10 Minuten darauf, den Moment wo man damit fertig war: und ein dritter denjenigen, wo die Stricke, womit sie befestigt war, abgehauen wurden. Sie erhob sich sogleich zu allgemeinem Erstaunen der Zuschauer, und stieg dem Ansehen nach ungefähr 200 Klafter. Man hatte (vermuthlich um zu versuchen wie eine solche Luftreise lebendigen Wesen bekommen würde) unten an die Maschine einen großen Korb gehängt, worin ein Hammel, eine Ente

und ein Hahn eingesperrt waren. An dem Korbe hing, den Physikern zu Ehren, ein Barometer. Der Westwind nöthigte diese ungeheure Maschine einen horizontalen Lauf zu nehmen, der nicht länger als 27 Secunden dauerte; nach diesem fing sie an merklicher zu sinken, und fiel im Gehölze von Vaucresson, eine halbe Stunde weit von dem Orte ihres Aufsteigens, zu Boden. Herr Pilatre de Rozier, der die Ehre hatte, unter den Naturae Curiosis, welche ihrem Laufe folgten, der erste zu seyn, der an Ort und Stelle kam, fand den Ballon oder das Zelt, durch einen Stoß Holz, worauf es gestürzt war, von dem Korbe abgetrennt. Der Hahn und die Ente schienen sich nicht übel zu befinden; der Hammel fraß in seinem Käfig; der Barometer war zwar umgeworfen, jedoch ohne Bruch; aber der Ballon hatte in seinem obern und untern Theile ziemlich große Risse bekommen.

Zwei Herren von der Akademie der Wissenschaften, Herr Jeaurat und Herr Le Gentil, hatten den Lauf dieses seltsamen Fremdlings in den ätherischen Höhen beobachtet. Der erste auf der Plate-forme des königlichen Observatoriums, wo er fand, daß die Maschine 293 Klaftern über das Rez-de-Chaussée der Sternwarte gegangen sey; der andre, der sie mit einem Quadranten von drei Schuh beobachtete, brachte heraus, daß sie sich zu einer Höhe von 280 Klaftern über dem zweiten Stock der Sternwarte erhoben hatte.

Wie sehr auch dieses Experiment des Herrn Montgolfier jenes im Marsfeld angestellte durch die Größe der Maschine und andre die Augen der Zuschauer bestechende Umstände verdunkelt hatte, so konnte man doch nicht umhin zu bemerken: daß der Ballon des Herrn Charles sich zu einer weit beträchtlichern Höhe erhoben, und einen Raum von 8 bis 9 Französischen Meilen durchlaufen hatte. Dieses waren wesentliche

Vorzüge, welche dem letztern den Triumph zu versichern schienen. Allein die Partei des Herrn Montgolfier wandte dagegen ganz bescheiden ein: „seine Absicht sey bloß gewesen, das Experiment von Annonay in der Hauptstadt zu wiederholen; und die Akademie der Wissenschaften habe auch nichts andres verlangt, da der Gas, dessen sich Herr Montgolfier zu Ladung seiner Maschine bediene, ein ganz und gar neues Phänomen darstelle. Auch lasse sich von dieser erhabenen Entdeckung keine nützliche Anwendung erwarten, als mit Hülfe des Gas des Herrn Montgolfier, den er bloß durch Verbrennung nassen Strohs mit einer gewissen Quantität Wolle oder einer andern animalischen Substanz erhalte. Aus diesen Materien lasse sich für 40 Sous binnen zehn Minuten 42,000 Kubikfuß Gas ziehen; da hingegen eine gleich große Quantität von der phlogistischen Luft des Herrn Charles 8 bis 10 Tage Arbeit und 8 bis 10,000 Livres Unkosten erfordern würde. Wenn die aërostatische Maschine z. B. angewandt würde, die Schwere großer Massen zu vermindern, so sey es unnöthig daß sie sich ganze Stunden in der Luft erhalte: wolle man sie aber zu Erfahrungen von längerer Dauer gebrauchen, so sey nichts leichter, als aus verbranntem Stroh wieder neuen Gas zur Ladung zu schaffen; da hingegen nichts schwerer seyn würde, als sie mit Luft aus der Eisensolution zu unterhalten u. s. w." Endlich wurde auch Hoffnung gemacht, daß Herr Montgolfier noch neue Versuche anstellen, und den verschiedenen Gebrechen, die dem Interesse des Experiments vom 19 September nachtheilig gewesen, abzuhelfen wissen würde.

Die Herren Charles und Gebrüder Robert hatten, wie es scheint, erst den Erfolg des Montgolfierischen Schauspiels abwarten wollen, ehe sie sich auf das oben extrahirte zweite

Manifest des Herrn Faujas de St. Fond öffentlich vernehmen lassen wollten. Da nun dieser Erfolg eben nicht so ausgefallen war, daß sie Ursache gehabt hätten, den Muth gänzlich zu verlieren: so traten die Gebrüder Robert den 28 September wieder auf, und bewiesen nicht nur durch eine Quittung des Kaufmanns Perrault, welcher den Taft zu ihrem Ball geliefert hatte, daß er besagten Taft dem ältern Herrn Robert ganz allein verkauft und die Ehre gar nicht habe den Herrn Faujas de St. Fond zu kennen; sondern rechtfertigten sich auch gegen die verschiedenen Vorwürfe desselben mit einem anscheinenden Bewußtseyn ihrer gerechten Sache. Sie versicherten: „Es sey ihnen nie eingefallen, das Experiment von Annonay zu wiederholen; und es habe also nie ihre Absicht seyn können, den Herren Montgolfier etwas von ihrem Ruhme zu entwenden. Ihre aërostatische Maschine habe mit der Montgolfierischen weder in der Theorie noch in der Ausführung das Mindeste gemein. Man habe zwar bisher affectirt, mit einer für die Künste sehr abschreckenden Parteilichkeit beide miteinander zu vermengen; allein sie würden sich dadurch nicht irre machen lassen, sondern gedächten mit Thaten zu streiten, um das Publicum auf eine bessere Meinung zurückzubringen. Eine neue und viel beträchtlichere Unterzeichnung ihrer Bekannten und Freunde werde sie in den Stand setzen mit mehr Ruhe neue Versuche zu machen; und sie hofften in kurzem der Nation weit kostbarere und interessantere Erfahrungen vorweisen zu können.“

Ueberhaupt ergibt sich aus dieser Erklärung der Herren Robert, daß Herr Charles und Consorten am einen, und Herr Faujas mit seinen Freunden am andern Theile, von Anfang an einander nicht recht verstanden, und daß weder Charles ein bloßer Physicien assistant, noch die Gebrüder

Robert bloße Handlanger und Tagelöhner von einem Manne zu seyn gemeint waren, der ein so großes Verdienst darein setzte, den Taft zum Ueberzug der aërostatischen Maschine eingekauft zu haben. So viel ist übrigens gewiß, daß der „Globe ascendant“ zwei Parteien zu Paris hervorgebracht hat; und vermuthlich wird sich nun, nachdem von Molinisten und Jansenisten nicht mehr die Rede ist, und auch der Eifer der Gluckisten und Piccinisten ziemlich nachgelassen hat, das zahlreiche Heer der Liebhaber des experimentalischen Zeitvertreibs in Montgolfianer und Robertaner spalten, deren aërostatischer Bürgerkrieg den gleichgültig zuschauenden Bewohnern von Europa (wenigstens bis zum Ausbruch des bevorstehenden Türkenkrieges) eine sehr angenehme Unterhaltung verspricht. In der That hätte die seltsamste Dichtungskraft kein so wunderbares Schauspiel ersinnen können, als zwei Armeen von Naturforschern, die in freier Luft und auf den Wolken des Himmels Zelte gegeneinander aufschlagen, sich mit 1200pfündigen Luftkugeln herumschießen, und einander mit immer größern und unerhörtern Experimenten entweder aus dem Felde zu schlagen oder (wie man jetzt in England spricht) zu Bourgoynisiren suchen.

Inzwischen, und während sich beide Parteien mit der größten Hitze zu diesem wunderbaren Kriege rüsten, scheint die Partei der Herren Montgolfier auch die minder edeln, aber desto schärfer verwundenden Waffen des Lächerlichen nicht zu verschmähen, und unter der Hand aus den Theatern auf den Boulevards, als aus einem sichern Hinterhalt, Ausfälle auf die Robertische Partei zu thun, welche der letztern, ohne einen baldigen entscheidenden Sieg in den Lüften, tödtlich werden könnten. Schon am 1 September gaben die grands Danseurs du Roi eine Pantomime mit Maschinen, ge=

nannt Le Naufrage d'Arlequin Pilote du Vaisseau volant, und seit dem 24 September ist auf eben diesem Theater Guillot Physicien, „ou la chûte du globe volant," schon über vierzehnmal, und seit dem 30sten im Ambigu Comique die Comédie-Parade, Gilles et Crispin Mécaniciens, ou l'Aërostatimanie, ebenfalls mehrmals aufgeführt worden; und wiewohl das Lächerliche gewissermaßen beide Parteien trifft, so scheint doch offenbar genug, daß es hauptsächlich auf die Nachahmer und Nebenbuhler der Herren Montgolfier abgesehen ist.

Nichts war natürlicher, als daß gleich beim ersten Lärm, den der steigende Globus machte, die Hoffnung, das schon so lange mit so vielem Geräusch angekündigte Luftschiff des Herrn Blanchard auf eine andre Manier endlich realisirt zu sehen, bei vielen wieder neu belebt wurde. Von Dichtern versteht sich das von selbst. Der vorbelobte Herr Gudin de la Brenellerie sah in der ersten Entzückung, worein ihn der Versuch des Herrn Charles setzte, schon das ganze Element der Luft seiner Nation unterthan. Außer sich von diesem stolzen Gedanken, ruft er aus:

D'un nouvel Océan Argonautes nouveaux,
De Colomb et de Cook surpassez les travaux!
Suivez ce Montgolfier, qui d'une main certaine
A de la pesanteur enfin brisé la chaine.
Partez, volez, cherchez dans les plaines d'Azur
Un air moins variable, un horizon plus pur.
Glissez d'un vol léger sur les glaces Australes,
Jouez-vous au milieu des flammes Boréales etc.

Am Schlusse seines Gedichtes ruft er die Herren Charles und Robert auf, zu eilen, um das große Werk zu vollenden, und ihr Luftschiff mit Rudern oder Segeln auszurüsten.

„Fürchtet, sagt er, daß irgend ein verwegener Engländer euch die Erfindung stehle;" — und er meint: „dieses Volk, das sich den Vorzug das Meer zu beherrschen entrissen sehe, werde nun bald alles versuchen, um Herr von der Luft zu werden." Wie gesagt, von der raschen Einbildungskraft eines Französischen Dichters war nicht weniger zu erwarten. Aber auch die prosaischen Köpfe flogen in Gedanken mit; und schon am 5 September versicherte einer von ihnen im Journal von Paris: er sey so überzeugt, daß es nun zur völligen Erfindung der Luftschifffahrt nur noch einen Schritt brauche; daß er sich hiermit erboten haben wolle, die erste Maschine dieser Art, die der vereinigte Fleiß der Herren Physiker und Mechaniker (jedoch auf ihre eigene Kosten) zu Stande gebracht haben würde, in Person zu besteigen, ohne eine andere Belohnung zu verlangen, als die Ehre der erste Luftschiffer gewesen zu seyn. — Eine Ehre, die diesem wackern Manne gleichwohl den 19 September von einem bloßen Hammel geraubt wurde; vermuthlich zu seinem desto größern Mißvergnügen, da der glückliche Hammel, wie verlautet, eine Art von Pension von Sr. Majestät erhalten haben soll, die er jedoch mehr durch seine Geduld und Gleichgültigkeit als durch die Größe seines Muthes verdient zu haben scheint.

Das Publicum konnte das Anerbieten des Ungenannten für Scherz aufnehmen. Aber Herr Blanchard, der im verwichenen Jahre so viel Aufsehens mit seinem verunglückten Luftschiffe gemacht hatte, nahm es für Ernst, und bat sich in einer Antwort vom 6 September von dem Ungenannten die Erlaubniß aus, ihm die Ehre, der erste Luftbesegler zu seyn, streitig zu machen. „In wenigen Tagen werde ich, sagt Herr Blanchard, im Stande seyn, eine aërostatische Maschine zu zeigen, welche auf und niedersteigen, und jede be-

liebige Horizontallinie halten wird. Ich selbst werde darin seyn, und ich habe Vertrauen genug zu meinem Verfahren, um mir vor dem Loos eines neuen Ikarus nicht bange seyn zu lassen."

Das wäre doch etwas — wofern das tiefe Stillschweigen, das Herr Blanchard seit dieser Zeit beobachtet, nicht vermuthen ließe, daß ihm diese neue Gasconnade nur von irgend einem losen Vogel angedichtet worden sey; vielleicht von eben dem, der einige Zeit darauf, unter dem Namen Perseus, in einem drolligen Briefe an die Herren Luftschiffer den Vorschlag that, dem neuerfundenen Luftschiffe die Form des Flügelpferdes der Dichter zu geben.

Die Herren Montgolfier selbst und ihre Freunde in der königlichen Akademie scheinen zur Zeit noch weit entfernt zu seyn, so hochfliegende Hoffnungen erwecken zu wollen. Man spricht zwar von nützlicher Anwendung ihrer Maschine: aber man schränkt sie noch mit großer Bescheidenheit auf leichtere Erhebung großer Massen, und höchstens auf atmosphärische Beobachtungen ein, zu deren Behuf Herr von Parcieux bereits den 10 September Berechnungen gemacht hatte, wovon das Resultat war: daß ein Globus von 24 Fuß im Durchmesser, mit 75 Pfund Gas geladen, sich 5000 Klafter hoch erheben müßte — eine Berechnung, die dem Experiment vom 19 September eben nicht sehr günstig zu seyn scheint.

Wie dem auch seyn mag, wer kann sagen, wie weit Genie, Wissenschaft und Kunst vereinigt irgend eine Erfindung, die sich auf neu entdeckte Naturkräfte gründet, treiben können? Diese Erfindung ist noch ein neu gebornes Kind, sagte der große Franklin; je nachdem es erzogen wird, kann viel oder wenig daraus werden. — Das Verständigste was zur Zeit noch geurtheilt werden kann!

Sehen die Französischen Physiker und Mechaniker sich im Stande, wichtigere Dinge damit auszurichten, als die Müßiggänger und Badauds von Paris mit einer neuen Art von fliegenden Hirschen zu belustigen, so werden sie wohl thun, nicht eher mit neuen Versuchen öffentlich hervorzurücken, bis sie ihrer Sache recht gewiß sind. Denn die Schwärmerei der Pariser für einen und denselben Gegenstand, wie wundervoll er auch seyn mag, kann es doch nicht viel über vier oder sechs Wochen aushalten; und was die Zeit nicht thut, das thun die Gilles und Crispins auf den Boulevards. Allbereits ist schon ein ziemlicher Theil der brennbaren Luft, womit diese ohnehin so leichten Köpfe seit dem 27 August geladen waren, wieder verflogen, und ein leichtfertiger Brief, der am 3 October im Journal de Paris erschien, scheint von böser Vorbedeutung für die Aërostatomanie zu seyn. Ein sich so nennender Sieur Borné, in der neuen Straße St. Marceau, berichtet darin, mit einem großen Anschein von Bestürzung, das Unglück, das seinem mit besagter Krankheit befallenen Oheim, dem Physiker, zugestoßen sey. „Der Oheim hatte, gleich allen Herren vom Metier, seit der Erfindung der aërostatischen Kugeln sich, aller Vorstellung seines Neffen und seiner Gouvernante ungeachtet, mit nichts anderm beschäftigt. Freitags den 26 September war er früher als gewöhnlich aufgestanden, um einige Flaschen brennbarer Luft zu einem Ball von seiner Erfindung zu verfertigen. Es zeigte sich aus dem Erfolg, daß er ein paar Klystierspritzen, womit das Haus versehen war, gebraucht hatte, um die brennbare Luft desto bequemer in den Ball zu bringen. Zum Unglück mußte er, da er noch im Laden begriffen war, einen Besuch von einem Herrn Confrater bekommen, der mit ihm frühstücken wollte. Während daß sie Kaffee mit Milch zusammentranken, geriethen

sie in einen wissenschaftlichen Streit, wobei es bald so hitzig zuging, daß der Neffe und Hannchen Mühe hatten die Herren auseinander zu bringen. Aber das Uebel war geschehen, und der Zorn bekam dem Onkel zu seinem Milchkaffee so übel, daß er von einer heftigen Kolik und endlich gar von einer Ohnmacht befallen wurde. Hannchen und der Neffe, ganz außer sich über einen so unerwarteten Zufall, tragen ihn auf sein Bette, frottiren ihn mit erwärmten Handtüchern, reiben ihm Schlagwasser in die Schläfe ein, und da ihnen von ungefähr die beiden mit brennbarer Luft angefüllten Spritzen in die Augen fallen, greifen sie in der Angst zu, und eilen den alten Herrn in die erforderliche Positur zu legen, um das in Koliken gewöhnliche Mittel empfangen zu können. Die erste war ziemlich gut von statten gegangen, und ließ von der zweiten den besten Erfolg hoffen: aber kaum war sie halb leer, so entwischte ihnen der arme Onkel, dessen Bauch zusehends aufschwoll, unter den Händen, erhob sich bis an die Decke, machte ein paar Touren im Zimmer, und flog endlich wie ein Vogel zu einem unglücklicherweise offnen Fenster hinaus, während daß Hannchen vor Schrecken in Ohnmacht, und der Neffe, mit dem einen Schuh des Onkels (den er beim Fuß noch hatte zurückziehen wollen) in der Hand, rücklings zu Boden fiel. Sobald Hannchen wieder zu sich selbst kam, liefen sie beide was sie konnten, den davon fliegenden Onkel wo möglich einzuholen; aber vergebens! Seine Nachtmütze, die sie auf der Normandischen Straße fanden, war alles, was sie, nachdem sie sich den ganzen Tag außer Athem gelaufen hatten, zurück nach Hause brachten. Doch erfuhren sie Tages darauf, daß seine Perücke zu Rouen aufgelesen worden sey. Nun folgt eine Beschreibung seiner Person und seines Anzugs, mit unterdienstlicher Bitte an alle mitleidigen Herzen, ihnen

den Onkel, falls er etwa jemanden in die Hände fallen sollte, so wie er sey, mit der ersten Gelegenheit zurückzuschicken," u. s. w.

So platt dieses Persiflage ist, so macht es doch zu lachen, und scheint zu beweisen, daß die oben gedachten Pantomimen und Possenspiele zu wirken anfangen.

Die Pariser aber könnten es kaum übel nehmen, wenn man nach allen diesen Begebenheiten versucht wäre, das Compliment bei ihnen anzubringen, das der alte Oberpriester zu Heliopolis dem Solon zu Handen seiner sämmtlichen Landsleute machte: „ihr Griechen seyd und bleibt doch ewig — Kindsköpfe!"

Die Aëronauten.

Im Januar 1784.

Nil mortalibus arduum est,
Coelum ipsum petimus — — —
Horat.

I.

Die Erfindung der Herren Montgolfier und Charles, die seit mehrern Monaten die allgemeine Aufmerksamkeit beschäftigt, hat binnen wenigen Wochen bereits Fortschritte gethan, welche die stärksten Hyperbeln und kühnsten Weissagungen des begeisterten Provençalen Gudin de la Brenellerie zu rechtfertigen scheinen.

Der Titel Aëropetomanie, den wir den ersten Versuchen der noch in der Wiege liegenden Luftschifferkunst beilegten, wiewohl er damals durch die Art, wie sich die Pariser Welt bei einer Erfindung von dieser Wichtigkeit benahm, veranlaßt und gewissermaßen gerechtfertigt wurde, war doch insofern nicht zum glücklichsten gewählt, als er eine an sich sehr ernsthafte Sache lächerlich, und den Verfasser des Aufsatzes verdächtig zu machen schien, als ob er den ungläubigen Herren nachhinke, die ihre voreilige Behauptung, „daß die ganze Sache bloßer Spaß und Französische Steckenreiterei sey,“ jetzt gern zurücknehmen möchten, und durch Erfolge, welche sie für unmöglich erklärt hatten, vor aller Welt mit Schamröthe überdeckt worden sind. Er hat sich zwar an mehr als Einer Stelle gegen diesen Verdacht zu verwahren gesucht, und zu einer Zeit, wo berühmte Naturforscher (vielleicht eben darum, weil Vielwissen zuweilen bläht) mit Verachtung von

den Montgolfierischen Versuchen sprachen, im Vertrauen auf den bloßen schlichten Menschenverstand sich nicht gescheut, die Sache für wichtiger zu halten, als das Französische Publicum selbst sie anfangs zu halten schien. Allein dieß macht den Gebrauch des komischen Salzes, womit jener Aufsatz fast zu stark gewürzt war, nur desto tadelhafter. Indessen trifft dieser Tadel den Verfasser nicht allein: er gilt (wenn wir es sagen dürfen) allen den Deutschen Patrioten überhaupt, denen man mit Verkleinerung und Verspottung der Franzosen immer willkommen ist, wie unbillig auch oft beides seyn mag. Denn, im Grunde, und wenn wir — wo nicht edelmüthig genug sind, unsern alten Brüdern und Landsleuten jenseits des Rheins ihr Recht widerfahren zu lassen, wenigstens nur weise genug wären, uns nicht dem Verdacht auszusetzen, als ob wir bloß darum die Grimasse der Verachtung gegen sie machten, weil es uns unangenehm sey ihre Vorzüge zu fühlen: so müßten wir bekennen, daß das Französische Publicum von der Lebhaftigkeit und Wärme, womit es gleich anfangs Theil an der Sache nahm, ja selbst von den schwärmendsten Wirkungen dieser Theilnehmung, die uns von ferne so possierlich vorkamen, mehr Ehre hat, als wir von der kalten Gleichgültigkeit, womit wir an ihrem Platze sie vermuthlich aufgenommen hätten. Wohl dem Volke, das ein so lebhaftes Gefühl für Nationalruhm hat, und mit solchem Feuer sich beeifert, jedes wahre Talent zu ehren und aufzumuntern, jede Unternehmung, sobald sie die Aufmerksamkeit der Sachverständigen erregt, auch dann schon zu befördern, wenn ihr Nutzen noch zweifelhaft, und sogar der Erfolg noch ungewiß ist! Schwärmerei für alles Schöne und Große ist ein Nationalcharakterzug, der vielmehr beneidet als verspottet zu werden verdient.

Doch, wie es auch vor drei Monaten — da man zu Paris selbst bei der Chûte du Globe volant und andern dergleichen Albernheiten, womit die Schaubühne auf den Boulevards die Zurüstungen zum glänzendsten Triumphe der Philosophie bewillkommte, noch lachte und händeklatschte — wie schicklich oder unschicklich es damals seyn mochte, von den ersten Versuchen der Luftschifffahrt in einem etwas jovialischen Tone zu sprechen: dieß ist gewiß, daß die Sache inzwischen einen Fortgang gewonnen hat, der eine merkliche Veränderung der Tonart erfordert. Der Onkel, der bei den Grands Danseurs du Roi mit einem Klystier von brennbarer Luft im Leibe zum Fenster hinausflog, war ein sehr lustiger Anblick für die Badauds de Paris: aber Herr Charles, der sich in seinem aërostatischen Wagen über 1500 Klafter hoch erhob, und, nach einer zweistündigen Luftreise, neun Stunden von dem Orte wo er eingestiegen war, sich wieder herabließ — ist ein sehr ernsthafter Gegenstand für das ganze Menschengeschlecht. Und da dieser Erfolg nicht das Werk eines geglückten Zufalls, sondern scharfsinnig beobachteter, verbundener und genau berechneter Naturwirkungen war: so kann man wohl ohne Vergrößerung behaupten, daß der menschliche Verstand seit Jahrtausenden nichts erfunden und zu Stande gebracht habe, das von dieser Erfindung nicht verdunkelt würde. Man kann sich nun die weitern Erfolge und die künftige Vervollkommnung derselben mit einer Art von Gewißheit vorausversprechen. Die Wunder, die uns der um so viel erleichterte Fortschritt von einer Entdeckung zur andern erwarten heißt, sind eben so unabsehbar, als die Vortheile, die sich davon über die künftigen Jahrhunderte ausbreiten werden; ja vielleicht steht die Epoche dieser Erfindung mit einer großen physischen Revolution, wozu die Natur immer nähere Anstalten zu machen

scheint, in einer jetzt noch unbestimmbaren Beziehung, welche sie unsern spätern Nachkommen unendlich wichtig machen wird.

II.

Meine Erzählung blieb bei dem Schauspiele stehen, welches Herr Montgolfier und seine Freunde dem Hofe und den Einwohnern von Versailles am 19 September vorigen Jahres mit einer 60 Fuß hohen und mit 60,000 Kubikfuß Gas angefüllten Kugel gab, die einen Hammel, einen Hahn und eine Ente 200 Klafter hoch in die Höhe führte, und, nach einem horizontalen Lauf von 27 Secunden, eine halbe Stunde weit von dem Orte des Aufsteigens, wieder etwas unsanft niedersetzte; ein Experiment, das der Erwartung nicht entsprochen hatte, die man sich, nach den mächtigen Zurüstungen und dem voreiligen Triumphgeschrei der Gegenpartei des Herrn Charles, davon zu machen berechtigt war.

Diese schien damals dem letztgenannten Naturforscher — einem Manne, der sich in der Folge in einem sehr glänzenden Lichte gezeigt hat — beinahe ein Verbrechen daraus zu machen, daß er, auf die erste Nachricht von dem Experimente der Herren Montgolfier zu Annonay, der Sache nachgedacht, und aus eignen Kräften eine aërostatische Maschine erfunden hatte, welche sowohl in der Theorie als in der Ausführung, vornehmlich in der Luftart womit sie geladen wurde, und in der Wirkung welche sie that, von der Montgolfierischen ganz verschieden war. Man affectirte diesen sehr wesentlichen Unterschied nicht zu sehen, und erlaubte sich sogar unedle Mittel, den vortrefflichen Mann von Verfolgung seines Zwecks abzu-

schrecken, der damals schon auf dasjenige gerichtet war, was er am ersten December (1783) mit einem so rühmlichen Erfolge bewerkstelligte. Es ist bloße Billigkeit, in Ermanglung näherer Nachrichten, zur Ehre des Herrn Montgolfier zu glauben, er habe an allen diesen Bemühungen, seinen wackern Rivalen zu unterdrücken, keinen Antheil gehabt. Indessen verdient doch aus einem (entweder von ihm selbst oder einem seiner Freunde) in Nr. 268 des Journal de Paris vom Jahr 1783 eingerückten Schreiben die künstliche Wendung bemerkt zu werden, die man darin nimmt, um die Vorzüge der Erfindung und Verfahrungsart des Herrn Charles zu verkleinern, und besonders die ausdrückliche Behauptung: „daß diese erhabene Entdeckung (des Herrn Montgolfier nämlich) nie anders einer nützlichen Anwendung fähig seyn werde, als vermittelst des Montgolfierischen Gas (aus verbranntem feuchtem Stroh oder Wolle), und daß die Verfahrungsart des Herrn Charles, ihrer Kostbarkeit wegen, weiter nichts als einen von den Versuchen hervorbringen könne, die man gewiß nicht zum zweitenmal mache,“ u. dergl.

Herr Charles beantwortete diese Erklärung seiner Gegenpartei ganz kaltblütig mit dem Versprechen, daß er das thun würde, was jene für unmöglich erklärte; und er hielt Wort.

Herr Montgolfier, der sich indessen an dem Unternehmer und Vorsteher des unter dem Schutze des Grafen von Provence vor einiger Zeit zu Paris errichteten Museums, Herrn Pilatre de Rozier, einen geschickten und unternehmenden Bundesgenossen erworben und überhaupt in der Akademie einen starken Anhang hatte, blieb inzwischen bei den Zurüstungen der Herren Charles und Robert nicht müßig. Der größte Theil des Octobers wurde im Hause und Garten des Herrn Reveillon mit Versuchen zugebracht, welche zur Absicht hatten,

„die Theorie seiner Entdeckung zu befestigen und zu berichtigen,“ und wovon man alle bloß vorwitzigen Zuschauer so viel möglich ausschloß, weil diese Versuche (wie Herr Reveillon öffentlich erklärte) nur Naturforscher von Profession interessiren könnten.

Das Resultat war eine neue aërostatische Maschine, 70 Fuß hoch und 46 Fuß im Durchmesser, welche 60,000 Kubikfuß Luft enthielt, und mit Einschluß der Galerie 1600 Pfund wog. Sie wurde von Herrn Faujas de St. Fond am 20 October mit vielem Pomp angekündigt, und dabei nicht vergessen: „daß Herr Montgolfier sie auf eigne Kosten und zu seiner eignen Belehrung habe verfertigen lassen.“ Dieser schielende Seitenblick auf Herrn Charles, der auch an einer neuen Maschine, aber „auf Subscription, und um der Nation kostbarere und wichtigere Experimente vorzuweisen“, arbeiten ließ, veranlaßt uns, unsre Leser noch auf ein paar Umstände aufmerksam zu machen, die demjenigen, der in der Geschichte dieser Begebenheiten etwas klärer zu sehen wünscht, nicht ganz gleichgültig seyn dürfen; denn der neulich erschienene Bericht des Herrn Faujas ist weder unparteiisch, noch kann er es seyn. Die Gegenpartei des Herrn Charles hat freilich seit dem ersten December eine andere Stellung genommen und eine andere Sprache zu reden angefangen: aber vor dieser Epoche war es mehr darum zu thun, ihn auszulöschen, als den Ruhm der aërostatischen Erfindung mit ihm zu theilen.

Der eine dieser Umstände also ist: daß um diese Zeit die Bildnisse „der Herren Stephan und Joseph Montgolfier Gebrüder, als Erfinder der aërostatischen Kugel,“ von de Launay dem jüngern nach Houdons Modell gestochen, mit folgender Unterschrift erschienen:

Montgolfier, que l'Europe entierè
Ne saurait assez révérer,
A des airs franchi la carriere,
Quand l'œil de ses rivaux cherche à le mesurer.

Dieser abermalige satyrische Zug (dessen Spitze aber durch den Erfolg gegen denjenigen gekehrt wurde, der damit hatte verwunden wollen) konnte doch wohl niemand anderm gelten, als dem Herrn Charles und seinen Freunden, und scheint uns ein desto vollgültigeres Zeugniß von den damaligen Gesinnungen der andern Partei zu seyn, da man diese dadurch zugleich mit den Bildnissen der Herren Montgolfier zu verewigen suchte.

Der andre Umstand ist, daß die Schnurre mit dem Onkel, den ein Klystier von brennbarer Luft durchs Fenster davon führte, in eben diese Zwischenzeit fiel, und aller Wahrscheinlichkeit nach ebenfalls darauf abgesehen war, den Herrn Charles lächerlich zu machen. Die brennbare Luft und das Davonfliegen beweisen es deutlich genug, und um so mehr, da man sich von Montgolfierischer Seite öffentlich und ernsthaft gegen die brennbare Luft, deren sich Herr Charles bediente, erklärt und dabei hinlänglich zu verstehen gegeben hatte: daß man mit keinen so hohen Ideen, als eigentliche aëronautische Versuche wären, schwanger gehe, sondern den Nutzen der sublimen Erfindung des Herrn Montgolfier bloß in die Möglichkeit setze, große Lasten dadurch emporzuziehen, oder auch allenfalls sich zu Anstellung physikalischer Beobachtungen in die Luft zu erheben und eine Zeitlang darin zu erhalten. Dieses letztere war nun der hauptsächlichste Gegenstand, auf welchen die Versuche des Herrn Montgolfier mit seiner neuen Maschine gerichtet waren. Da man aber von der Absicht des Herrn

Charles mit seiner den 19 November angekündigten Maschine so viel gewiß wußte, daß er sich damit in die Luft erheben würde: so eilte man, ihm darin wenigstens zuvorzukommen; und Herr Faujas gab zu eben der Zeit, da er versicherte, daß Herr Montgolfier seine neuen Versuche bloß zu seiner eignen Belehrung mache, dem Publicum Nachricht: daß Herr Pilatre de Rozier, „von edelm und großmüthigem Enthusiasmus für diese Entdeckung durchdrungen," binnen den 15 und 20 October, zu sechs verschiedenenmalen, theils allein, theils in Gesellschaft des Herrn Giroud de la Villette und des Herrn Marquis d'Arlandes, sich auf einer mit Stricken befestigten Maschine, erst 80, hernach 200, hernach 250, und endlich gar 324 Schuh hoch in die Luft erhoben, und das erstemal 4 Minuten 25 Secunden, das andremal wegen widrigen Windes nicht so lange, das drittemal 6 Minuten ohne Glutpfanne, das viertemal mit der Glutpfanne 8½ Minuten, das fünftemal 9 bis 10, und das letztemal 8½ Minuten, sich im Gleichgewicht erhalten habe.

Auf den ersten Anblick scheint dieß eben nicht viel mehr, als was der Hammel und seine gefiederten Reisegefährten den 19ten September bereits geleistet hatten, zu seyn, und weiter nichts zu beweisen, als daß die mit Gas angefüllte Kugel eben so gut mit einem Naturforscher und einem Major von der Infanterie als mit einem Schöps und einer Ente in die Höhe gehen könne. Allein die ziemlich lange Zeit, worin Herr Pilatre die Maschine in einer Höhe von mehr als 200 Fuß vermittelst der Glutpfanne, durch welche sie von Zeit zu Zeit wieder frischen Gas empfing, im Gleichgewicht erhalten hatte, bewies doch, daß man in der Kunst sie zu behandeln und nach Willkür zu regieren, schon merkliche Schritte vorwärts gethan habe.

Herr Pilatre hatte bei diesen verschiedenen Versuchen eine Gegenwart des Geistes und eine Geschicklichkeit in den Handgriffen, welche die Montgolfierische Maschine erfordert, gezeigt, die ihn zu der Ehre berechtigten, dem öffentlichen Versuche vorzustehen, der am 21sten November, acht Minuten nach Mittag, auf dem Hofe des Schlosses La Muette (wo der Dauphin erzogen wird) angestellt wurde. Der Himmel war um diese Zeit hier und da mit Wolken bedeckt, und der Wind blies von Nordwest. In acht Minuten nach dem ersten gegebenen Zeichen war die Maschine in reisefertigem Stande; der Herr Marquis d'Arlandes und Herr Pilatre de Rozier bestiegen die für sie zubereitete Galerie; die Maschine erhob sich ein wenig, wurde aber vom Winde auf eine Allee des Gartens getrieben; und, weil die Stricke, woran sie befestigt war, bei diesem Zufalle zu stark wirkten, so bekam sie einige große Risse, und mußte zurückgebracht und ausgebessert werden. Um 1 Uhr 54 Minuten war alles wieder in Ordnung. Die Maschine erhob sich von neuem mit den nämlichen Personen, und dießmal auf eine sehr majestätische Art; sie verlor sich bald aus den Augen der Zuschauer, die ihr mit ängstlicher Bewunderung nachsahen, stieg bis zu einer Höhe von wenigstens 3000 Fuß, ging über die Seine, und konnte, da sie zwischen der Ecole Militaire und dem Hôtel des Invalides durchging, von ganz Paris gesehen werden. Die beiden Luftschiffer, „vergnügt mit diesem Versuch und gesonnen nicht weiter zu gehen," machten Anstalt zum Herabsteigen. Wie sie aber gewahr wurden, daß der Wind sie auf die Häuser der Rue de Sève in der Vorstadt St. Germain treibe: entwickelten sie mit aller möglichen Kaltblütigkeit frischen Gas, entgingen dadurch der Gefahr, und stiegen wieder höher; ließen sich aber doch bald darauf jenseits des neuen Walles im

freien Felde nieder, „wiewohl sie noch zwei Drittel von ihrem Vorrathe (um Gas zu machen) in ihrer Galerie hatten, und also, wenn sie gewollt hätten, noch eine dreimal so weite Reise hätten machen können. Die Länge ihrer Fahrt betrug 4 bis 5000 Klaftern, die Zeit, die sie dazu gebrauchten, 20 bis 25 Minuten, und das Gewicht, das die Maschine, welche 60,000 Kubikfuß enthielt, in die Höhe zog, war zwischen 1600 und 1700 Pfund.“

Das hierüber förmlich aufgenommene Protokoll wurde am besagten Tage zu La Muette, Abends um 5 Uhr, von den Herzogen von Polignac und von Guines, den Grafen von Polastron und von Vaudreuil, dem Herrn von Hunaud, dem berühmten Benjamin Franklin, und noch dreien Mitgliedern der Akademie der Wissenschaften, nämlich den Herren Faujas de St. Fond, Delisle und Leroy, unterschrieben.

Acht Tage hernach trat der Herr Marquis d'Arlandes im Journal von Paris mit einer sehr umständlichen und, wenn die Gelegenheit weniger außerordentlich gewesen wäre, allerdings fast kleinlichen Reisebeschreibung dieses ersten Versuchs, mittelst der aërostatischen Kugel in den Lüften herum zu irren, hervor. Ohne eine sehr genaue Kenntniß der ganzen Maschine, und der Art wie man mit ihrer Ladung und mit Erneuerung des Gas (deren sie, wenn sie wieder steigen soll, von Zeit zu Zeit bedarf) verfährt, ist sehr vieles in dieser Erzählung unverständlich: aber was jedermann verstehen kann, ist, 1) daß der Herr Marquis dem Herrn Pilatre de Rozier zwar ganz artige Complimente macht, aber vornehmlich sich selbst über den Muth, die heroische Kaltblütigkeit, den richtigen Blick und die Geschicklichkeit im Manöuvriren, so er bei dieser Unternehmung bewiesen, die vollständigste Gerechtigkeit widerfahren läßt; 2) daß die Montgolfierische

Maschine, oder vielmehr der Gas, dessen Herr Montgolfier sich bedient sie zu erheben und in der Luft zu erhalten, Unbequemlichkeiten und selbst Gefahren unterworfen ist, bei welchen er, seines geringen Preises ungeachtet, zum aëronautischen Gebrauch wenig geschickt zu seyn scheint; 3) daß eine längere Fortsetzung dieser Luftfahrt bei weitem nicht so sehr in der Willkür der beiden Herren stand als das Protokoll besagt, sondern im Gegentheil, daß sie sich durch den delabrirten Zustand der Maschine genöthigt sahen, sich wieder herabzulassen; und endlich 4) daß der Herr Marquis (wie er versichert) dieses Experiment zu Muette eigentlich, nach seinem ersten Anerbieten, ganz allein hätte machen sollen; daß aber die Klugheit des Herrn Montgolfier für gut befunden, ihm einen Reisegefährten zuzugeben; daß er ihm den Herrn Pilatre de Rozier dazu vorgeschlagen, welchen der Herr Marquis denn auch wegen seiner in den Experimenten bei Herrn Reveillon bewiesenen Geschicklichkeit „mit Empressement“ angenommen; und daß also er, der Herr Marquis, derjenige sey, der vom Herrn Montgolfier auserſehen worden dieses Experiment zu dirigiren. „Il est permis, setzt er hinzu, d'être glorieux de ce choix, et peu naturel d'imaginer, que je puisse céder à un autre (nämlich dem Herrn Pilatre) le droit acquis de publier ses succès.“

Unsre Leser mögen selbst urtheilen, ob dem guten Herrn Marquis bei allem diesem etwas Menschliches begegnet sey, und in wiefern er etwa dem Herrn Faujas de St. Fond, der mit aller Gewalt den Taft zu der ersten Maschine der Herren Charles und Robert eingekauft haben wollte, Paroli gemacht haben möchte? Wie es damit auch war, so mußte es allerdings einem Galanthomme, der so viel Recht hatte über die Wahl des Herrn Montgolfier gloriös zu seyn, sehr

auf die Brust fallen, bald darauf im Journal von Paris einen Brief eben dieses Herrn Stephan Montgolfier an den Herrn Marquis von G** (unterm 6ten December datirt) zu lesen, der sich gleich damit anfängt: „man könne ganz gewiß nicht ohne Ungerechtigkeit dem Herrn Pilatre de Rozier den Titel des ersten Luft=Argonauten versagen.“ Apollo aus dem Munde seiner Priesterin auf dem heiligen Dreifuß, zur Zeit da man noch an seine Gottheit glaubte, hätte wahrlich keinen gültigern Ausspruch in dieser Sache thun können als Herr Montgolfier; und seine Erzählung setzt, mit der möglichsten Schonung des Herrn Marquis d'Arlandes, die Vermuthung, die wir bei unsern Lesern voraussetzten, außer allem Zweifel. Herr Pilatre (sagt er), als er hörte, daß die Akademie der Wissenschaften das Experiment von Annonay wiederholt zu sehen wünsche, bat sogleich, daß ihm erlaubt werden möchte mit der Maschine in die Höhe zu gehen. Die Akademie lobte seinen Eifer, hielt aber nicht für rathsam ihm ihre Einwilligung zu geben. Er faßte also den Entschluß, sich zu Ausführung seines Vorhabens eine eigne Maschine machen zu lassen, und stand nicht eher davon ab, bis ihm Herr Montgolfier versprach, daß er ihm bei den Experimenten, die bei Herrn Reveillon gemacht werden sollten, freie Hand lassen wollte, Versuche mit der angebundnen Maschine zu machen, um die beste Art, sie nach Gefallen steigen und sinken zu lassen, selbst studiren zu können. Herr Pilatre that dieses mit dem schon oben aus dem Schreiben des Herrn Faujas angeführten Erfolge, und der Herr Marquis d'Arlandes vertrat bei dieser Gelegenheit einmal die ehrenvolle Stelle eines — Gegengewichts. Herr Pilatre ward nun immer begieriger, es auch mit freier Maschine zu versuchen; aber Herr Montgolfier war damals anders beschäftigt. Allem Ansehen nach

hatte es auch dem Herrn Marquis in dem Korbe, worin er das Gegengewicht machte, so wohl gefallen, daß er auf Mittel und Wege bedacht war, sich dieses Vergnügen noch einmal und auf eine gloriösere Art zu verschaffen. Genug, Herr Montgolfier erhält den 17ten November einen Brief von Herrn de La Greze, Secretär der königlichen Kinder, des Inhalts: der Hof Seiner Königlichen Hoheit des Dauphins wünschte auf nächsten Donnerstag ein Experiment zu Muette zu sehen. Nichts war dazu in Bereitschaft. Aber zum Ersatz war Herr von Arlandes bei der Hand, der seine Dienste zu den Zubereitungen anbot, und sich dafür die Ehre ausbat, mit der Maschine emporzusteigen. Natürlicherweise mußte Montgolfier (welcher Willens gewesen war, seinen Freund Pilatre in eigner Person zu begleiten) nun so höflich seyn, diese Ehre dem Herrn Marquis abzutreten; er ging aber auch sogleich zum Herrn von Rozier, ihm von diesem allem Nachricht zu geben, und ihm zu sagen: „er rechne noch immer auf seine Einsicht und seinen Eifer in Rücksicht auf die Regierung der Maschine.“ Sie machten noch einige Versuche mit brennendem Oel, dessen Gebrauch Herr Joseph Montgolfier vortheilhaft befunden hatte: „während daß der Herr Marquis von Arlandes zu Muette die Oberaufsicht über die Erbauung der Estrade führte, von welcher er und Herr Pilatre als neue Argonauten (wie Herr Montgolfier sagt) sich in die Luft erhoben.

Ich bin nicht ohne Ursache bei dieser an sich selbst vielleicht geringfügigen Episode etwas umständlich gewesen. Wir sehen nur von ferne zu; und natürlicher Weise war mir und einem jeden, der mit keinem der Herren, die wir bisher auf dem Schauplatze gesehen haben, in nähern Verhältnissen steht, beim ersten Anblick der eine so gleichgültig als der andre.

Aber es ist unmöglich lange ein ganz unparteiischer Zuschauer zu bleiben; und, wo alles übrige gleich ist, nehmen wir, durch einen unfreiwilligen Instinct unsrer Natur, die Partei derjenigen, die uns die edelsten scheinen; zumal wenn wir sie in Gefahr sehen, Opfer von andrer Leute Ungerechtigkeit, Eitelkeit und Eifersucht zu werden. Wenn man den immer einfachen, geraden, und ohne Seitenblicke bloß auf die Sache selbst gerichteten Gang des Herrn Charles und seiner Freunde mit den Wendungen, Kunstgriffen, Cabalen und dem ganzen Spiele der kleingeistischen Leidenschaften, die unter ihrer Gegenpartei zum Theil in recht lächerlichen Wirkungen nach und nach zum Vorschein gekommen sind, vergleicht: so wird man, denke ich, Stoff genug zu praktischen Betrachtungen, und genugsame Ursache finden, eine gewisse Vorneigung für die erstern nicht verläugnen zu dürfen.

Indessen bin ich versichert, daß es unbillig wäre, Männer wie Montgolfier und Pilatre de Rozier wegen der Thorheiten ihrer Anhänger zur Verantwortung ziehen zu wollen. Ein Naturforscher, der durch Zufall und Nachdenken auf irgend eine wichtige Entdeckung geräth, denkt anfangs wohl an nichts weniger als eine Partei zu machen. Die Partei macht sich von selbst, und wird ohne sein Zuthun immer größer und ungleichartiger, je mehr der gute Erfolg des Erfinders Leute herbeilockt, denen es gar wohl behagt, sich von seinen Strahlen vergolden zu lassen, und, indem sie sich überall an ihn anklammern, von ihm zum Tempel des Ruhms mit emporgeschleppt zu werden. Je weniger diese Leute für die Sache selbst thun können, je mehr Bewegungen geben sie sich, um auf eine in die Augen fallende Art zu den Beiwerken und zu dem Mechanischen der Ausführung etwas beizutragen. Den Taft zu einer aërostatischen Kugel eingekauft, den Oberbefehls-

haber bei Erbauung einer Estrade vorgestellt, oder einen Arm voll Stroh auf die Glutpfanne geworfen zu haben, ist in den Augen solcher Sterblichen eine merkwürdige That. Und das ist noch immer das Unschuldigste, was sie thun. Denn man kann sich darauf verlassen, daß alle das Geklatsch, Cabaliren, Verhetzen und Hin- und Hertragen dessen was dieser oder jener gesagt haben soll, und die endlich daraus entstehenden Mißverständnisse, Verkältungen und Irrungen unter Männern, die sonst Freunde, oder wenigstens edelmüthige Nebenbuhler gewesen wären, bloß dem allzu dienstfertigen Eifer solcher geschäftigen Personen zuzuschreiben ist. Ein Mann von Verdiensten, der sich unvermerkt und wider seinen Dank und Willen an der Spitze einer solchen Partei sieht, hat es in den mancherlei Verhältnissen des Lebens nicht immer in seiner Gewalt, die unbescheidene Thätigkeit seiner Freunde im Zügel zu halten; und gemeiniglich ist er es, der am Ende für Thorheiten, an denen er keinen Theil hat, bezahlen muß. Je größer das Gedränge der dunkeln Körper, die etwas von seinen Strahlen auffangen möchten, um ihn her ist, je gewisser kann er seyn, selbst von ihnen verfinstert zu werden.

III.

Doch ich halte mich zu lange bei einem Gesichtspunkte auf, der über die Frage, welche von beiden Parteien in der Hauptsache bisher am meisten geleistet habe, nichts entscheidet.

Diese Frage scheint durch das Experiment vom ersten December vorigen Jahres, wodurch die Herren Charles und Robert sich einen so wohl verdienten Ruhm erworben haben,

auf die überzeugendste Art entschieden worden zu seyn. Die Maschine, welche sie dazu hatten verfertigen lassen, bestand aus einem beinahe eiförmigen Globus von 26 Fuß im Durchmesser, an welchem eine Art von Mittelding zwischen Wagen und Gondel, von sehr zierlicher Form, mit Seilen befestigt hing. Das Experiment wurde in den Tuilerien Nachmittags um 1 Uhr 40 Minuten bei einem unbeschreiblichen Zusammenfluß von Zuschauern beider Parteien angestellt. Herr Montgolfier selbst war dazu eingeladen, und man erwies ihm die Auszeichnung, einen kleinen Globus von fünf Fuß acht Zoll im Durchmesser, der zu Erforschung der Richtung des Windes voransteigen sollte, in die Höhe zu lassen. Das Publicum (sagt Herr Charles in seinem Bericht an die Akademie der Wissenschaften) verstand diese simple Allegorie, wodurch ich zu erkennen geben wollte, daß er das Glück gehabt habe die Bahn zu brechen. Die kleine Kugel stieg in gerader Linie auf, und wurde nach fünf Minuten nur noch wie ein Stern gesehen.

Die Herren Charles und Robert der jüngere, ungeduldig ihr zu folgen, bestiegen nun den Wagen, der ein wahrer Triumphwagen für sie werden sollte; und erhoben sich, nachdem sie die Maschine um 19 Pfund Ballast leichter gemacht, bei einer durch mancherlei Leidenschaften unter den Zuschauern verursachten Stille, mit einer Unerschrockenheit und Gewißheit ihrer Sache, die mit dem Ausdruck des Zweifels und der Furcht auf den erblassenden Gesichtern der Zuschauer einen sonderbaren Contrast machen mußte. Aber in wenig Augenblicken wurden alle andern Leidenschaften von dem allgemeinen Entzücken verschlungen, welches ein Schauspiel gewähren mußte, dessen bloße Möglichkeit zu behaupten vor sechs Monaten noch etwas Lächerliches gewesen wäre, und das man

auch jetzt, da man es sah, kaum seinen eignen Augen glaubte. Das Händeklatschen, Zujauchzen und Glückwünschen wurde nun allgemein; und man bemerkte als etwas Außerordentliches, daß sogar die Garde-Schweizer vor Vergnügen ihre Säbel in die Höhe warfen.

Wie dem Herrn Charles dabei zu Muthe war, wollen wir von ihm selbst hören; denn es ist keiner seiner schlechtesten Vorzüge, daß er auch sehr gut schreibt. — „Niemals (sagt er in der Rede, womit er seine Wintervorlesungen über die Physik eröffnete) wird etwas dem Augenblick von Freudigkeit gleich seyn, der sich meiner ganzen Existenz bemächtigte, als ich fühlte, daß ich der Erde entfloh. Es war nicht Vergnügen, es war Wonnegefühl. Glücklich entgangen den abscheulichen Qualen der Verfolgung und Verleumdung, fühlte ich, daß ich alles beantwortete, indem ich mich über alles erhob. Dieser moralischen Empfindung folgte bald eine andere noch lebhaftere, die Bewunderung des majestätischen Schauspiels, das sich uns darstellte. Auf welche Seite wir herabschauten, war nichts als Kopf an Kopf; über uns ein Himmel ohne Wolke; in der Ferne die reizendste Aussicht von der Welt. O mein Freund, sagte ich zu Herrn Robert, wie glücklich sind wir! Ich weiß nicht, in welcher Disposition wir die Erde zurücklassen: aber wie sehr ist der Himmel auf unsrer Seite! Welche Heiterkeit! Was für eine entzückende Scene! Warum kann ich nicht den letzten von allen unsern Verkleinern hier haben und ihm sagen: da, sieh, Unglücklicher, was man verliert, wenn man den Fortgang der Wissenschaften aufhält!" —

Zufolge einer Abrede, die sie mit ihren stationenweise zum Beobachten vertheilten Freunden genommen hatten, hör-

ten sie auf zu steigen, da der Barometer auf 26 Zoll gefallen war, also in einer Höhe von ungefähr 300 Klaftern; und von dieser Zeit an richteten sie ihren horizontalen Lauf südostwärts (nach der Direction des Windes) so ein, daß sie sich immer in einer Höhe von 26 Zoll bis 26 Zoll 8 Linien erhielten, bis sie 56 Minuten nach ihrem ersten Aufsteigen den Kanonenschuß hörten, der das Signal war, daß sie aus den Augen ihrer Beobachter zu Paris verschwunden seyen. — „Wir freuten uns daß wir ihnen entwischt waren, sagt Herr Charles. Da wir nun nicht mehr so genau als bisher an unsern horizontalen Lauf gebunden waren: so überließen wir uns völliger den mannichfaltigen Schauspielen, die sich uns in den unabsehbaren Gefilden, über welchen wir hinschwebten, darstellten. Von diesem Augenblick an hörten wir nicht auf uns mit ihren Bewohnern zu unterhalten, die wir von allen Enden herbeilaufen sahen. Wir hörten ihr Freudengeschrei, ihre Wünsche und Besorgnisse für uns, mit Einem Worte, den Allarm der Bewunderung. Wir riefen Vive le Roi! und die ganze Gegend antwortete unserm Ruf. Wir hörten ganz deutlich: lieben Herren, fürchten Sie sich denn nicht? Sind Sie auch wohl? — Gott! wie das schön ist! Adieu, lieben Freunde, Gott steh' Ihnen bei! — Ich war von dieser wahren und herzlichen Theilnehmung bis zu Thränen gerührt. Zu verschiedenenmalen ließen wir uns weit genug herab, um auf die Fragen, die man an uns that, von wannen und um welche Zeit wir abgereist seyen, deutlicher gehört zu werden; dann riefen wir ihnen Lebt wohl, und stiegen wieder höher u. s. w.

Um halb vier Uhr langten sie endlich in der Gegend von Nesle an; und weil Herr Charles noch eine zweite Reise zu machen gedachte, so ward er mit seinem Gefährten einig, ihn

hier abzusetzen. Indem kamen die Herzoge von Chartres und Fitzjames und Herr Farrer, ein Engländer, bei dessen Jagdhaus sie sich eben zufälligerweise befanden, in vollem Gallop herangesprengt. Diese Herren halfen den Bericht, den Herr Charles in dem aërostatischen Wagen auffsetzte, unterschreiben; und der heldenmüthige Philosoph erhob sich ein Viertel nach vier Uhr nochmals, allein, aus der Wiese von Nesle in die Luft. Da die Maschine jetzt um 125 Pfund leichter war, so stieg sie mit einer solchen Geschwindigkeit empor, daß er sich in zehn Minuten in einer Höhe befand, wo der Barometer, der an der Erde auf 28 Zoll 4 Linien gestanden, auf 18 Zoll 10 Linien gefallen war, welches, nach de Luc's Regel für dergleichen Berechnungen, eine Höhe von 1524 Klafter ausmacht. Der Thermometer, der an der Erde 7½ Grad über dem Gefrierpunkt stand, fiel in dieser Zeit 5 Grad unter denselben, so daß Herr Charles binnen zehn Minuten aus der Witterung des Frühlings sich mitten in den Winter versetzt fühlte. Die einbrechende Nacht, die Kälte, und ein dem Herzog von Chartres gegebenes Versprechen, bewogen ihn nach fünfunddreißig Minuten bei La Tour du Lay, anderthalb Stunden weit von dem Orte, von wannen er abgereist war, wieder herabzusteigen, und mit Herrn Farrer, der ihn dort einholte, nach dem Landhause desselben zurückzukehren.

Ein gewisser Herr Pivan de la Forest, königlicher Procurator zu Pontoise, der den Flug der Herren Charles und Robert auf dem Kirchthurme von St. Maclou daselbst anderthalb Stunden lang mit einem Dollondischen Fernglase beobachtete, spricht davon, in einem, noch am selbigen Abend an den Redacteur des Journal von Paris abgelassenen Schreiben, mit einem Vergnügen, das bei einem Astronomen, der die Bahn des neuentdeckten Uranus beobachtet, nicht lebhafter

seyn kann. Ich gestehe, daß ich kein Augenzeuge zu seyn brauche, um mich ganz an seinen Platz zu setzen.

In einer Art von Luftfahrzeug, dessen bloße Möglichkeit behaupten zu hören nur sechs Monate zuvor jeden großen und kleinen Naturforscher lächeln gemacht hätte — durch ein Mittel, dessen Anwendung zu diesem Zwecke Herr Cavallo selbst (der erste, der im Jahre 1781 Seifenblasen mit brennbarer Luft gefüllt steigen sah), nach allerlei fruchtlosen Versuchen, gänzlich aufgegeben hatte — zwei neue Prometheen, denen im Vertrauen zu der Richtigkeit ihrer Beobachtungen und Combinationen, bei einer Unternehmung, wovor jedem in den Geheimnissen der Natur Uneingeweihten die Sinne vergehen, nicht einmal einfällt daß sie ihr Leben dabei wagen, mit der Geschwindigkeit einer vom Winde getriebenen Wolke hoch in den Lüften daher schwimmen zu sehen — ein so großes, so wunderbares, so schauerliches, so einziges Schauspiel, muß in seiner ersten Neuheit, da es alle Springfedern der Einbildungskraft und des Herzens zugleich spielen macht, und alle Arten von Leidenschaften, die das Gefühl des Erhabnen in der Seele entzünden kann, in eine einzige nie zuvor gekannte Empfindung zusammenschmilzt, einen Grad von Entzücken hervorbringen, der nur durch das Wonnegefühl desjenigen übertroffen werden konnte, der den Muth hatte einen solchen Versuch selbst zu machen, nachdem er die Talente und Kenntnisse gehabt hatte, die Mittel dazu zu erfinden.

Ich verlasse mich hoffentlich nicht zu viel auf die Meinung, auch der kälteste meiner Leser müsse bei dem Gedanken einer solchen Scene warm genug werden, um alles dieß so gut zu fühlen als ob er — ein Dichter wäre; und man werde mir also nicht verdenken, daß ich ein Schauspiel, das für mich, und (wie mich däucht) für jeden Menschen der etwas

mehr Seele als eine Auster hat, so interessant ist, noch nicht verlassen kann. Da dieß alles eine wirklich geschehene Sache ist, so bleibt da auch für die glücklichste Imagination nichts zu vergrößern noch zu verschönern übrig. Die Sache selbst ist das Größte, was Menschenwitz und Menschenkunst jemals seit Erfindung der Wasserschifffahrt hervorgebracht haben: sie übertrifft sogar diese an Unbegreiflichkeit, für jeden wenigstens, der beide als bloßer Naturmensch betrachtet; und es gibt also kein Bild, wodurch die Darstellung dieser außerordentlichsten aller Begebenheiten nicht vielmehr verkleinert als vergrößert würde.

Wie aber in dem ganzen Umfang der Dinge für den Menschen doch nichts interessanter ist als — der Mensch, und an der größten That, die ein Mensch thun, oder dem Erstaunlichsten, was ihm begegnen kann, immer das Gefühl, womit er es thut, und die Art, wie er sich dabei benimmt, für uns das Wichtigste ist: so ist auch in der Begebenheit vom ersten December nichts schöner, als das Wenige, das dem Herrn Charles von dem, was in ihm selbst dabei vorging, in der ersten Wärme des Gefühls gleichsam entschlüpft ist. Denn ein Mann, der sich der Welt in einem solchen Lichte gezeigt hat wie er, kann kein Großsprecher seyn, und bedarf es auch nicht zu seyn. Auch ist (für ein lautres Auge wenigstens) in seiner Erzählung kein Wort, das einen solchen Argwohn erwecken könnte. Er spricht zwar in dem Tone eines Philosophen dem auch Pindars Grazien hold sind, und dem es natürlich ist sich gut auszudrücken, aber zugleich mit der naiven Einfalt der unmittelbar erfahrnen Wahrheit. Ein Mann von Geist und Gefühl in seiner Lage konnte nicht weniger sagen.

Als Herr Charles nach einer beinahe zweistündigen Luft-

fahrt mit seinem Reisegefährten auf der Wiese bei Nesle anlandete, ließ er sogleich die Pfarrer und Gerichtspersonen des Ortes herbeirufen, um das kurze Protokoll, das er inzwischen aufsetzte, zu unterzeichnen. Indem sprengte eine Gruppe von Reitern in vollem Lauf daher. Es war der Herzog von Chartres, mit dem Herzog von Fitz-James und dem Engländer Farrer, die ihnen von Paris aus gefolgt waren. Von mehr als hundert Personen, die das Nämliche versucht hatten, waren diese die einzigen die ihnen nachkamen; die andern hatten entweder ihre Pferde zu Schanden geritten, oder es in Zeiten aufgegeben. Herr Charles erzählte dem Herzog kürzlich einige Umstände ihrer Reise. Aber das ist noch nicht alles, Monseigneur, setzte er lächelnd hinzu; ich bin im Begriffe wieder abzugehen. — „Wie? wieder abzugehen?" — Wie Eure Hoheit sehen werden. Was noch mehr ist, wann wollen Sie daß ich wieder da sey? — „In einer halben Stunde." — Gut, es bleibt dabei, in einer halben Stunde bin ich wieder zu Ihren Befehlen. Herr Robert stieg aus. Der Luftwagen wurde dadurch um 130 Pfund leichter, und 30 Bauern hatten ihre ganze Kraft und Schwere nöthig ihn auf dem Boden zu erhalten. Herr Charles, der nur noch 3 bis 4 Pfund Ballast hatte, verlangte etwas Erde die ihm dafür dienen sollte. Man lief nach einem Grabscheit, es blieb aber zu lange aus. Er verlangte Steine, aber es waren keine auf der Wiese. Die Sonne war am Untergehen. Herr Charles überrechnete schnell die möglichste Höhe, wohin ihn die specifische Leichtigkeit von 130 Pfund, die er erhalten hatte, führen könnte, und entschloß sich ohne weiteres abzureisen. Er stieg ein; auf ein verabredetes Zeichen ließen die Bauern alle zugleich von der Maschine ab, und sie schwang sich wie ein Vogel auf. — „In zehn Minuten (sagt Herr

Charles) war ich über 1500 Klaftern hoch. Ich konnte auf der Erde nichts mehr unterscheiden, und sah die Natur nur noch in ihren großen Massen. Gleich Anfangs meiner Abfahrt hatte ich mich gegen die Gefahren der Explosion des Globus sicher gestellt, und jetzt schickte ich mich an, die Beobachtungen zu machen, die ich mir vorgesetzt hatte. Zuerst, um den Barometer und Thermometer, die am Ende des Wagens befestigt waren, zu beobachten, ohne den Schwerpunkt der Maschine zu verrücken, setzte ich mich in der Mitte auf ein Knie, den einen Fuß und den Leib vorwärts; meine Uhr und ein Papier in der linken Hand, meine Feder und die Luftklappe in der Rechten. Ich versah mich dessen was geschehen würde. Der Globus, der bei meiner Abreise ziemlich schlapp war, schwoll unvermerkt wieder auf. In kurzem strömte die brennbare Luft sehr stark zu der untern Oeffnung hinaus. Jetzt zog ich von Zeit zu Zeit an der Luftklappe, um ihr zwei Ausgänge zu gleicher Zeit zu verschaffen; und so fuhr ich, indem ich Luft verlor, noch immer fort zu steigen. Sie drang pfeifend heraus, und wurde sichtbar, wie ein warmer Dunst der in einen weit kältern Luftkreis übergeht. Die Ursache dieses Phänomens ist sehr simpel. Auf der Erde stand der Thermometer auf 7 Grad über dem Gefrierpunkt; in zehn Minuten Aufsteigen war er schon 5 Grad unter ihn gefallen. Man begreift, daß die eingeschlossene brennbare Luft nicht Zeit genug gehabt hatte, in dasjenige Gleichgewicht, das die Temperatur der äußern Luft erforderte, zu kommen. Da sie viel weniger Zeit gebraucht, um sich mit der äußern Luft in das Gleichgewicht der Elasticität als in das Gleichgewicht der Wärme zu setzen: so mußte sie nothwendig in größerer Menge herausdringen, als die bloße größere Subtilität der äußern Luft durch ihren mindern Druck zuwege

gebracht hätte. Was mich betrifft, so ging ich binnen zehn Minuten aus der Milde des Frühlings in den Frost des Winters über. Die Kälte war lebhaft und trocken, aber nicht unerträglich. Jetzt fragte ich ganz ruhig alle meine Empfindungen; ich hörte mich, so zu sagen, leben (je m'écoutais vivre) und ich kann versichern, daß ich im ersten Augenblicke bei diesem plötzlichen Uebergang zu einem so viel höhern Grade von Ausdehnung und Kälte nichts Unangenehmes fühlte."

Wie der Barometer zu fallen aufhörte, bemerkte Herr Charles mit der größten Genauigkeit 18 Zoll 10 Linien. Vermöge einer von dem Herrn Meunier der Französischen Akademie der Wissenschaften, deren Correspondent er ist, mitgetheilten Ausrechnung, befand Herr Charles sich damals in einer Höhe von wenigstens 1700 Klaftern. In wenig Minuten wirkte die Kälte so stark auf seine Finger, daß er die Feder kaum länger halten konnte. Er hatte sie auch nicht mehr nöthig; denn, anstatt höher zu steigen, hatte die Maschine nur bloß eine horizontale Bewegung. — „Ich richtete mich jetzt mitten in dem Wagen auf (sind seine eignen Worte), und überließ mich dem Schauspiele, welches mir die Unermeßlichkeit des Horizonts darstellte. Bei meiner Abreise von der Wiese war die Sonne für die Einwohner der Thäler untergegangen; aber bald ging sie für mich allein wieder auf, und begann noch einmal den Globus und den Wagen mit ihren Strahlen zu vergolden. Ich war nun der einzige beleuchtete Körper im ganzen Gesichtskreise, und ich sah die ganze übrige Natur in Schatten getaucht. Bald verschwand auch die Sonne selber, und ich hatte das Vergnügen sie zweimal in Einem Tage untergehn zu sehen. Ich betrachtete etliche Augenblicke den Luftraum und die Dünste, die aus den Thälern

und Flüssen emporstiegen. Die Wolken schienen aus der Erde herauszudampfen, und, mit Beibehaltung ihrer gewöhnlichen Gestalt, sich über einander herzuwälzen. Nur war ihre Farbe graulich und eintönig, wie es bei dem wenigen durch die Atmosphäre zerstreuten Lichte nicht anders seyn konnte. Der Mond allein beleuchtete sie. Bei seinem Lichte bemerkte ich, daß ich zweimal umlegte, und von wahren Luftströmen wieder zurück getrieben wurde. Zu verschiednenmalen kam ich sehr merklich von meiner ersten Richtung ab. Eine Erscheinung, die mich sehr angenehm überraschte, war: daß die Wimpel meiner Flagge der Richtung des Windes folgten; und von diesem Augenblicke faßte ich (vielleicht zu voreilig) die Hoffnung, daß es möglich seyn könnte, die Richtung der aërostatischen Maschine in seine Gewalt zu bekommen. — Mitten in dem unbeschreiblichen Entzücken der Contemplation, worin ich in diesen Augenblicken schwebte, wurde ich durch einen ganz außerordentlichen Schmerz im Innern des rechten Ohres und in den Drüsen der Kinnbacken zu mir selbst gebracht. Ich schrieb diese Empfindung ebensowohl der Ausdehnung der in dem zellförmigen Gewebe des Organismus enthaltnen Luft als der Kälte der äußern Luft zu. Ich war nur in der Weste und mit bloßem Haupt. Ich bedeckte mich mit einer wollenen Mütze die zu meinen Füßen lag; aber der Schmerz verlor sich nicht eher, als bis ich der Erde wieder nahe kam. Es waren ungefähr 7 bis 8 Minuten seitdem ich nicht mehr stieg; im Gegentheil machte die Verdickung der brennbaren Luft die noch im Globus war, daß ich zu sinken anfing. Ich erinnerte mich meines dem Herzog von Chartres gegebenen Wortes, und beschleunigte mein Herabsteigen, indem ich von Zeit zu Zeit die obere Luftklappe zog. In kurzem zeigte mir der beinahe halb leere Globus nur noch die Gestalt einer Halbkugel.

Ich wurde am Walde von La Tour du Lay einer unbebauten Strecke Landes gewahr, die mir zum Anlanden bequem schien. In einer Entfernung von zwanzig bis dreißig Klaftern warf ich eilends noch zwei bis drei Pfund Ballast aus, die ich sorgfältig aufgespart hatte; die Maschine blieb einen Augenblick stehen, und ließ sich sodann ganz sanft auf dem nämlichen Platze nieder, den ich mir ausersehen hatte. Ich war über eine Meile von dem Orte des Aufsteigens entfernt: weil ich aber in meinem Laufe öfters bald wieder rückwärts bald auf die Seite getrieben wurde, so möchte meine ganze Luftfahrt in gerader Linie wohl drei Stunden betragen haben. Es waren nun 35 Minuten seit meiner Abreise; und so zuverlässig sind die Combinationen unsrer aërostatischen Maschine, daß ich 130 Pfund specifischer Leichtigkeit nach Belieben verlieren konnte, deren Sparung (welche ebenfalls in meiner Willkür stand) mich wenigstens noch 24 Stunden in der Luft erhalten hätte."

IV.

Da eine genaue Darstellung der Verfahrungsart des Herrn Charles nicht hierher gehört, so begnüge ich mich bloß, ihre Verschiedenheit von der Montgolfierischen, so viel aus den bisherigen Berichten erhellet, kürzlich anzuzeigen.

Die specifische Leichtigkeit der brennbaren Luft, deren sich Herr Charles am ersten December zu Ladung seines Balls bediente, verhielt sich zur atmosphärischen am Gewichte wie 1 zu $5^1/_2$. — Dieses Verhältniß bleibt in allen Graden der Ausdehnung beider Luftarten: und da vermöge desselben das Verfahren im Auf- und Absteigen sich auf Combinationen,

die einer hinlänglich genauen Berechnung fähig sind, gründet, so ist nicht nur die vollkommne Sicherheit des Herrn Charles und seines Reisegefährten in einem Elemente, welches vor ihnen nur von geflügelten Wesen mit solcher Zuversicht befahren wurde, begreiflich, sondern man kann es dem ersten auch wohl glauben, daß er unter andern Umständen, vermittelst gehöriger Sparung der 130 Pfund specifischer Leichtigkeit, die er bei seinem zweiten Aufsteigen durch Zurückbleiben des Herrn Robert gewonnen hatte, sich eben so gut 24 Stunden als 35 Minuten lang in der Luft hätte erhalten können.

Alles dieß findet sich ganz anders, wenn die Maschine nach der Montgolfierischen Weise behandelt wird. Der aus brennendem feuchtem Stroh und Wolle gezogene Dampf ist, wie die Versuche des berühmten Genfischen Philosophen, Herrn von Saussures, beweisen, so weit entfernt specifisch leichter zu seyn als die atmosphärische Luft, daß er vielmehr bei gleicher Temperatur um ein Beträchtliches schwerer ist. Das, was also den Montgolfierischen Ball steigen macht, ist bloß das Feuer, das diesen Rauch in die möglichste Verdünnung setzt. Da er aber, sobald dieses aufhörte, sich wieder verdichten und seine erhaltne specifische Leichtigkeit verlieren würde: so muß er durch ein beständig genährtes Feuer in der Rarefaction erhalten werden, die mit Hülfe des Stoßes der Flamme und des Zugs der äußern Luft, den die Wärme der Maschine längs ihrer Seitenwände verursacht, das Steigen derselben ganz allein bewirken und sie eine Zeit lang in der Luft erhalten kann. Wie gefährlich es aber seyn müsse, dreihundert Klafter hoch in freier Luft, in einer aus lauter sehr leicht feuerfangenden Materien zusammengepappten Maschine, ein beständiges Feuer zu unterhalten; wie schwer oder vielleicht gar unmöglich es sey, nie über den Grad von Hitze und Aus-

dehnung, den sie ertragen kann, hinauszukommen; und wie leicht also die Maschine, zumal auf einer beträchtlichen Luftreise, bei einer so unsichern Verfahrungsart beschädigt werden, oder auch (besonders wenn sie sehr groß ist, und eine Last von vielen Centnern mit sich schleppen soll, folglich desto stärker geheizt werden muß) gar in Brand gerathen könne: alles dieß fällt einem jeden von selbst in die Augen; und es würde, ohne die moralischen Ursachen welche dabei im Spiele sind, unbegreiflich seyn, wie man, sogar nach den Versuchen vom 21sten November und ersten December, noch eigensinnig genug seyn könne, die entschiednen Vorzüge der Verfahrungsart des Herrn Charles zu verkennen, um gegen Vernunft und Erfahrung Recht behalten zu wollen.

Die Maschine des letztern hingegen, und die Art wie er sie behandelt, ist eben so einfach als sicher. Eine bestimmte Quantität brennbarer Luft, womit der Ball gefüllt ist, ein gewisses Quantum Ballast, vermittelst dessen man sich nach Erforderniß der Umstände in der gehörigen specifischen Leichtigkeit erhalten kann, und ein paar Luftklappen, um dem zu sehr dilatirten Gas den nöthigen Ausgang zu verschaffen, ist alles, was erfordert wird, den in seiner Neuheit so erstaunlichen, und in seinen Ursachen so simpeln und unfehlbaren Effect hervorzubringen. Die Maschine konnte nicht eher steigen, bis sie leichter war als das Volumen von Luft, dessen Platz sie einnahm; daher mußte sie im Momente der Abreise um einige Pfund Ballast erleichtert werden. Sie stieg nun, so wie der Druck der atmosphärischen Luft abnahm, und der im Ball eingeschlossene Gas in Aeußerung seiner Federkraft weniger Widerstand erfuhr; und sie hörte nicht eher auf zu steigen, bis in einer Höhe von 334 bis 335 Klaftern (nach einer auf die barometrischen Beobachtungen der Luftfahrer

gegründeten Ausrechnung des Herrn Meunier) mit der äußern Luft sich wieder beinahe im Gleichgewichte befand. Ich sage beinahe: weil die Kunst, in der Luft gleichsam vor Anker zu liegen und eine Zeit lang in völligem Gleichgewichte Station zu halten, eine Sache ist, die nur durch oft wiederholte Versuche und eine Menge Beobachtungen, deren Resultate die Regeln des Verfahrens geben müssen, gefunden werden kann. Die Maschine erlitt inzwischen einen doppelten Verlust an Gas: einmal, weil der Ueberzug von Taft, ungeachtet des elastischen Harzes womit er gummirt ist, nicht Dichtigkeit genug hat, das unmerkliche Verfliegen dieses äußerst flüchtigen Wesens zu verhindern; und dann, weil er durch die Sonnenstrahlen, die den Ball eine Stunde lang beschienen und erwärmten, so stark ausgedehnt wurde, daß er sich vermuthlich mit Gewalt einen Ausgang verschafft hätte, wenn die Einrichtung der Maschine und die Aufmerksamkeit des Herrn Charles diesem Zufalle nicht zuvorgekommen wären. Eine solche gewaltsame Explosion des sich zu sehr ausdehnenden Gases (welche die Folge von verschiedenen Ursachen seyn kann) scheint die einzige, oder doch die größte Gefahr zu seyn, der diese Art in der Luft zu reisen ausgesetzt ist. Aber eben deßwegen hatte man sie vorhergesehen, und, außer der Oeffnung des sogenannten Appendix (wodurch der Gas in den Ball gebracht wird), die demselbigen gleichsam zu beliebigem Ausgang überlassen blieb, noch oben und unten eine Luftklappe angebracht, wodurch man im Nothfalle so viel Gas auf einmal herauslassen konnte, daß keine der Maschine selbst verderbliche Explosion zu befürchten war. Dieser starke Verlust an brennbarer Luft zog unmittelbar eine Verminderung an specifischer Leichtigkeit der Maschine nach sich, welche aber sogleich wieder hergestellt wurde, indem man sie nach Befinden

wieder um ein gewisses Quantum Ballast erleichterte. Oft wiederholte Versuche und darüber gemachte Ausrechnungen werden auch hierin alles nach Maß, Zahl und Gewichte bestimmen lehren; genug, daß Herr Charles, schon bei seinem zweiten Experimente im Großen, durch dieses so einfache Mittel im Stande war, seinen Aufenthalt in der Luft nach Gutbefinden zu verlängern, und aus einer entsetzlichen Höhe so langsam und sanft, als er nur wünschen konnte, wieder auf die Erde herabzuschweben.

Uebrigens bleibt es unläugbar, daß dieser doppelte Verlust an der Materie, die das Primum Mobile der Aëronautik ist, ein großes Gebrechen und wichtig genug ist, daß man auf Mittel und Wege denke, demselben abzuhelfen. Ob der Verlust, den die Ausströmungen des zu sehr dilatirten Gases verursachen, dadurch mit Erfolg verhütet werden könne, daß man sie (wie einige vorgeschlagen haben) im Ausströmen in dazu schickliche Gefäße auffasse — wird die Erfahrung zeigen müssen. Inzwischen hat ein gewisser Herr Lapostolle von Amiens Hoffnung gemacht, demjenigen Verluste, den das unmerkliche Verfliegen desselben durch den Ueberzug verursacht, durch Erfindung einer dem Gas schlechterdings undurchdringlichen und zugleich viel wohlfeilern Hülle, vielleicht in kurzem abhelfen zu können. Dieser Herr Lapostolle erweckt ein um so größeres Zutrauen zu dem glücklichen Erfolge seiner Bemühungen für die Vervollkommnung der aërostatischen Maschine, da er sich, in Verbindung mit einigen andern Liebhabern der Naturwissenschaft zu Amiens, bereits durch Bekanntmachung einer äußerst wohlfeilen Art von brennbarer Luft, die aus Steinkohlen gezogen wird, um die Aëronautik verdient gemacht hat. Die Operation geschieht mittelst eines starken Feuers, wodurch sich der in den Steinkohlen enthaltne

äußerst flüchtige brennbare Gas mit solcher Geschwindigkeit entwickelt, daß es vieler Vorsicht bedarf, wenn man ihn in den Ball hineinbringen will. Hauptsächlich kommt es darauf an, diesen Gas in der Zubereitung von einer andern Flüssigkeit abzuscheiden, welche zugleich mit ihm übergeht, und in einem in Dunst aufgelösten Steinöle besteht. Dieser Dunst ist anfänglich (so lange nämlich die Naphtha mit ihrem auflösenden flüchtigen Princip vereinigt bleibt) eben so brennbar als der eigentliche Gas: wenn er aber in den Ball hineingebracht wird und sich darin verdickt, setzt sich das Steinöl an die innern Wände des Balles an, und das davon abgetrennte flüchtige Wesen verändert die brennbare Luft in atmosphärische. Damit dieses nun nicht geschehen könne, muß man das luftähnliche Flüssige, welches durch die Wirkung des Feuers aus den Steinkohlen gezogen wird, ehe man es in den Ball hineinbringt, durch Wasser gehen lassen; als welches in eben dem Augenblicke, da es das Steinöl von seinem Auflöser frei macht, sich des letztern dergestalt bemächtigt, daß der brennbare Gas ganz rein und unvermischt in den Ball übergehen kann.

Solchemnach wäre das Mittel, mit sehr geringem Aufwand von Kosten und Zeit sich eine so große Menge brennbaren Gases, als man jemals nöthig haben könnte, zu verschaffen, bereits erfunden; und nach den Aeußerungen des Herrn Lapostolle zu schließen, wird man auf die Erfindung einer demselben undurchdringbaren Leinewand zum Ueberzug nicht lange mehr warten müssen.

Es bliebe also nur noch übrig, ein Mittel zu finden, die aërostatische Maschine in horizontaler Richtung nach Belieben zu lenken. Ohne Zweifel ist über diesen wichtigen Punkt von dem Genie und der Wissenschaft des Herrn Charles, dessen

Ruhm vorzüglich dabei interessirt ist, das Meiste zu erwarten. Inzwischen hat ein gewisser Herr Vallet, Theilhaber der zu Javel errichteten Manufactur mineralischer Säuren, schon zu Anfange dieses Jahres drei Versuche bekannt gemacht, die er zu besagtem Zwecke mit gewissen elastischen Flügeln von seiner Erfindung angestellt zu haben versichert. Da es ihm aber nicht beliebt hat das Publicum in den Stand zu setzen, sich von der Beschaffenheit dieser elastischen Flügel einen deutlichen Begriff zu machen: so wird man den Bericht erwarten müssen, den er von dem Erfolge seines Vorhabens, eben diese Versuche an einer großen aërostatischen Maschine zu machen, mitzutheilen versprochen hat.

V.

Das Schicksal des ungeheuern Lyoner Luftschiffes, welches die Herren Montgolfier, Pilatre de Rozier und einige andere im Triumph nach Paris führen sollte, ist nunmehr auf eine Art entschieden, die uns von der philosophischen Voraussehungsgabe der Herren Unternehmer eben nicht die größte Meinung gibt. Es ist bisher immer das Unglück dieser Partei gewesen, große Erwartungen zu erwecken, und weniger zu leisten als man zu erwarten berechtigt war. Sie behelfen sich alsdann mit der Versicherung, sie hätten nicht mehr leisten wollen: aber diesesmal haben sie sich diese Ausflucht selbst versperrt. Sie haben das, was sie leisten wollten, nicht bewerkstelliget; und es wird schwer seyn, sie von dem Vorwurfe, übel combinirt zu haben, freizusprechen.

Die neue Maschine wurde mit großem Prunk als das superbeste Luftschiff, das jemals gesehen worden, angekündigt,

Sie hatte 100 Fuß im Durchmesser, und enthielt 545,000 Kubikfuß. Hundert und funfzig Werkleute arbeiteten über Hals und Kopf daran. Es bekam, dem königlichen Intendanten von Lyon zu Ehren, den Namen le Flesselles, und der unermüdliche Pilatre de Rozier (wie er in einem Schreiben von Lyon vom 2 Januar heißt) war von den Subscribenten zum Capitän desselben ernannt. Er sollte acht Personen, die ihm Vollmacht über ihre Existenz gegeben hatten, und überdieß noch 140 bis 150 Centner Waaren mit einnehmen, um diese Luftfahrt auch zugleich zu einem Handlungsobject zu machen. Die Abreise wurde zuerst auf den 10 Januar festgesetzt, und, als dieser kam, auf den 15 verschoben. Die Liste der Liebhaber, welche das Abenteuer mit bestehen wollten, wurde täglich größer; und nichts war mit der Bewegung, worin ganz Lyon in diesen Tagen war, zu vergleichen, als — diejenige, in welche die große Nase, die sich Don Diego auf dem Vorgebirge der Nasen angeschafft hatte, die guten Straßburger in der Fabella des berühmten Hafen Slawkenbergius setzte. Zu Paris war die Erwartung nicht viel geringer; aber man behielt doch kaltes Blut genug um sich selbst zu fragen, ob das, was zu Lyon versprochen wurde, auch unter die möglichen Dinge gehöre? Man zweifelte, man verglich, man berechnete; und je mehr man die Sache überlegte, je unwahrscheinlicher fand man die Hoffnung, den Herrn Pilatre de Rozier und seine braven Cameraden in den Lüften von Lyon anlangen zu sehen. Ein Ungenannter machte den 16 Januar seine Zweifel in dem Journale bekannt, aus welchem ich alle Urkunden und Belege dieses historischen Versuches ziehe. „Man sagt uns (spricht er), die Maschine werde, wenn der Wind gut sey, auf der Höhe von Paris anlangen, welches in gerader Linie vielleicht nicht mehr als

80 Meilen (gemeine Französische nämlich) Entfernung beträgt. Rechnet man, daß die Maschine in einer Stunde fünf zurück lege, so brauchte sie doch immer 16 Stunden zu der ganzen Reise; und gerade dieß, daß sie so lange in der Luft ausdauern könne, ist was mir unmöglich scheint. Denn weil der Ball sich durch Rauch in der Höhe erhalten soll, und der Rauch seine größte specifische Leichtigkeit nur durch die größte Hitze erlangen kann — (eine Hitze, die in dem ersten Globus, der in die Luft ging, so groß gewesen seyn soll, daß der daran befestigte Thermometer 5 Grad über den Punkt des kochenden Wassers gestiegen) so ist nothwendig zu besorgen, daß bei dieser Voraussetzung die Maschine zu Grunde gehen müsse. Wollte man hingegen, um dieses Unheil zu vermeiden, den Rauch nicht immer in dem gleichen Grade von Hitze erhalten: so kann ich nichts andres voraussehen, als daß er sich gar bald verdicken und bei Annäherung an die kalte Oberfläche des Balls in Wasser verwandeln wird."

In Gemäßheit dieses Räsonnements bot der Ungenannte eine Wette von 25 Louis aus, welche er bei dem Herausgeber des Journals von Paris niederlegte: „daß die Lyoner Maschine, weit entfernt sich 16 Stunden in der Luft zu halten, nicht einmal vier Stunden darin ausdauern werde; vorausgesetzt, daß man die Rarefaction der Luft in dem Balle durch kein anderes Mittel als durch Rauch und Feuer bewirke."

So mäßig auch die ausgebotne Wette war, so war doch (wie es scheint) seit den Einsichten, die man durch die beiden großen Experimente des Herrn Montgolfier bekommen hatte, der Glaube an seine Verfahrungsart so schwach geworden, daß sich in ganz Paris niemand fand, der 25 Louis an eine Wette wagen wollte, gegen welche die Herren Mont-

golfier und Pilatre nicht weniger als Ruhm und Leben gesetzt zu haben scheinen konnten.

Inzwischen kam der zur Abreise unfehlbar anberaumte 15 Januar: aber die Reise wurde (wir wissen nicht warum) abermals auf den 16 aufgeschoben. Man begnügte sich den Ball anzufüllen, und — vielleicht (denn auch hierüber drückt sich der Lyoner Correspondent nicht deutlich aus) an Stricken steigen zu lassen. Alles was er davon sagt, ist: „die ganze Maschine gab durch ihr durchaus gleiches Aufschwellen das prächtigste Schauspiel, und es ist schwer, sich ein so immenses und imposantes Object vorzustellen." Indessen hatten die Zuschauer dießmal keine Schuld daran daß die Sache nicht vor sich ging: denn ungeachtet ihr Zusammenlauf ebenfalls ungeheuer (immense) war, so lief doch alles in der besten Ordnung und Ruhe ab, die man nur wünschen konnte.

Die Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, war indessen zu Paris zwischen Furcht und Hoffnung bis zur Ungeduld gestiegen, als endlich den 23 Januar folgende Hiobspost anlangte.

Lyon, den 17 Januar 1784.

„Ungeachtet die vorgestrige Nacht sehr regnig und die aërostatische Maschine sehr durchnäßt war: so war man doch gestern an dem Augenblick, eines himmlischen Schauspiels zu genießen, und die Zurüstung dazu war superb; als das Feuer, weil es zu stark gemacht worden war, den obern Theil der Maschine ergriff und in Flammen setzte. Dieser Zufall brachte eine große Consternation hervor. Man beschäftigt sich gegenwärtig den Schaden wieder auszubessern: aber es ist wenig Hoffnung da, daß man von der aërostatischen Maschine von Lyon andre Nachrichten zu geben haben werde."

Das klingt nun freilich gar trostlos! Aber so schreibt man auch nur in der Niedergeschlagenheit des ersten Augenblicks der getäuschten Hoffnung. Die Herren Unternehmer ließen den Muth nicht so schnell sinken; und die gute Fassung, worin sie sich erhielten, richtete auch bald wieder die Subscribenten und das Publicum auf. Man sehe aus folgendem Schreiben, was für eine glückliche Wendung die Geschmeidigkeit des Französischen Geistes zu nehmen wußte, um die Sache in das mildeste Licht zu stellen, und einen Vorfall, der gestalten Umständen nach äußerst niederschlagend war, in einen Anlaß — wo nicht zu einem Triumphe, doch wenigstens zu einer Ovation zu verwandeln.

Lyon, den 19 Januar 1784.

„Die aërostatische Maschine von 100 Fuß Durchmesser, welche durch die vorgehenden Experimente, durch Frost, Regen und Schnee, und selbst durch das Feuer, das einen Theil davon ergriffen hatte, sehr fatigirt war, ist mit unbeschreiblichem Eifer wieder hergestellt worden. Alles hat sich demnach diesen Morgen zu einem großen Experiment angeschickt. Die Maschine wurde glücklich gefüllt; aber in dem Augenblicke, da man erwartete daß die Abreise vor sich gehen sollte, wendete Herr Pilatre de Rozier auf eine sehr dringende Art ein: daß die Anzahl der Herren, welche mitreisen wollten, viel zu beträchtlich sey, und daß nicht mehr als drei zugleich abgehen könnten. Da aber diese Liebhaber, animés de la même ardeur, sehr lebhaft auf ihrem Vorsatz bestanden, und keiner von seinem Posten weichen wollte, so vereinigten sie sich endlich, es auf den Rath oder Befehl des Herrn Intendanten ankommen zu lassen. Dieser that den Ausspruch: „daß es unendlich besser sey, alle die illüstern Voyageurs,

welche sich angaben, zu befriedigen, indem man etwas von der vorgehabten Himmelfahrt und Reise aufopferte.“ Dieser Entscheidung zufolge wurden die Stricke auf der Stelle abgehauen; die Maschine erhob sich 500 Klaftern hoch, und ließ sich wieder gar sanft auf einer nicht weit von dem Orte des Aufsteigens entfernten Wiese nieder. Alles ging ohne den geringsten unangenehmen Zufall vorbei. „Le spectacle était superbe, et a fait l'admiration de plus de cent mille ames réunies.“ Die auf der Galerie befindlichen Personen waren: Herr Montgolfier der ältere; Herr Pilatre de Rozier; der Prinz Karl, ältester Sohn des Fürsten von Ligne; der Herr Graf von la Porte d'Anglefort, Oberstlieutenant von der Infanterie und Ritter des heil. Ludewigs; der Herr Graf von Laurencin, Ritter des heil. Ludewigs; der Herr Graf von Dampiere, Officier von der Französischen Garde; und Herr Fontaine aus Lyon, als treufleißiger Mitarbeiter.“

Und so lief denn die große aërostatische Reise von Lyon nach Paris, in dem ungeheuern Luftschiffe der Flesselles, darauf hinaus: daß sechs illüstre Personen und ein Coopérateur très zélé sich 500 Klafter hoch schaukeln ließen, um so bald als möglich in einer benachbarten Wiese wieder herabzusteigen, und 100,000 neugierigen Seelen eine kleine Augenlust zu machen! — Und das große Experiment, wozu so große Anstalten gemacht, und wovon eine so große Erwartung erweckt worden war, bestand in nicht mehr noch weniger, als daß die Herren Unternehmer den 16 Januar 1784 mit einer Maschine von 100 Fuß Durchmesser, proportion gardée, das Nämliche leisteten, was sie den 21 November 1783 mit einer Maschine von 60 Fuß geleistet hatten! — Freilich machte es ein superbes Schauspiel, und es ist allerdings keine Kleinigkeit, hunderttausend Seelen auf einmal Freude zu machen;

aber, alles unparteiisch überlegt, kann man sich doch kaum erwehren, den guten Herrn Montgolfier und seinen Freund Pilatre zu beklagen: daß sie sich dazu bequemen mußten, den unendlichen Ruhm, den ihnen die erste Luftreise von Lyon nach Paris gebracht haben würde, der Meinung des Herrn von Flesselles, „daß an der Befriedigung der vier hochgebornen Herren, welche zu Hause hätten bleiben müssen, unendlich mehr gelegen sey," aufzuopfern.

So weit hatte ich geschrieben, als ich einen Besuch von einem meiner Freunde erhielt, welcher, da er mich mit der Feder in der Hand überraschte, einige Neugierde zeigte, zu wissen, womit ich eben beschäftigt wäre. Ich las ihm die ganze Facti Speciem vor. Er fand die Geschichte deliciös (denn ich muß nicht vergessen zu sagen, daß er wenigstens ein eben so warmer Verehrer der Französischen Nation und Sprache ist als ich), aber, wie ich zu meinem Mitleiden mit den Herren Pilatre und Montgolfier kam, schüttelte er den Kopf, und meinte: daß ich dieß auf eine andre Gelegenheit für sie aufsparen könnte. Wenn es wahr ist, sagte er, daß die Herren sich noch nicht geben, sondern die Reise, die ihnen mit der Rauchmaschine von 100 Fuß so übel gelungen ist, nun in einer neuen von 70 probiren wollen: so besorge ich, wir werden nur zu bald Gelegenheit bekommen, den Eigensinn dieser wackern Männer zu beklagen, welche sich's nun einmal (wie es scheint) in den Kopf gesetzt haben, neben ihrer Glutpfanne entweder zu siegen oder zu sterben. Aber dermalen, Freund, geben Sie Ihr Mitleiden ganz umsonst aus. In gutem Ernste, lieber Herr, sehen Sie denn nicht, daß das alles eine prämeditirte Sache war, und daß der Herr Capitän sich darauf verließ, daß Herr Flesselles den Ausspruch thun würde, den er that? Oder konnte dieser

etwa, so wie die Umstände (Dank sey es den Herren Unternehmern!) lagen, die ihm vorgelegte Frage anders entscheiden? — Ueberlesen Sie die Facti Speciem nur noch einmal — mit einiger Vorsichtigkeit gegen die feinen Sprachwendungen, worin unsre lieben Westfranken so große Meister sind, wenn es darauf ankommt die blinde Seite einer Begebenheit, wo ihre Gloriole mit im Spiele ist, zu verheimlichen. Natürlicher Weise muß man den besagten Herren zutrauen, daß die Erfahrung vom 16 Januar ihnen die Augen genugsam öffnete, um die Hoffnung aufzugeben, die versprochne Luftreise nach Paris mittelst ihrer ungeheuern Maschine zu bewerkstelligen. Aber noch natürlicher war es, daß sie sich gegen das Publicum nichts davon merken ließen. Sie ließen dasselbe auf dem Glauben, daß die Entzündung der Maschine ein bloßer unglücklicher Zufall gewesen sey, der sie nicht abhalten könne, ihr großes Vorhaben, sobald die Maschine wieder ausgebessert seyn werde, ins Werk zu setzen. Man braucht nur den Umstand, daß diese Ausbesserung avec un zèle et une promptitude inconcevable in so kurzer Zeit bewirkt wurde, mit der Consternation zu vergleichen, in welche das Publicum Tages zuvor, als das ungeheure Ding in Brand gerieth, gesetzt worden war, um zu begreifen, daß die Herren Unternehmer es gewiß nicht an sich fehlen ließen, den Glauben der bestürzten Menge zu stärken und den gesunknen Muth wieder aufzurichten. Der Erfolg setzt dieß außer allem Zweifel. Am 19 war die Maschine wieder hergestellt, und das Publicum, vermöge der gemachten Anstalten, wieder in allgemeiner Erwartung daß die Reise vor sich gehen werde. Der Prinz von Ligne und seine drei edeln Freunde, welche von der Partie seyn sollten, fanden sich richtig ein, und bestiegen die Galerie bona fide, voll frohen Muthes, ein Aben-

teuer zu bestehen, das für junge Kriegsmänner von einer Nation und einem Stande, welche der Geist der alten Ritterschaft nie verlassen wird, einen unsäglichen Reiz haben mußte. Herr Pilatre, als der erwählte Capitän des Luftschiffes, ließ sie in Gegenwart von mehr als 100,000 Zuschauern ruhig einsteigen, und erst, nachdem sie ihre Plätze genommen hatten, trat er auf, und declarirte, „d'une manière très pressante:" daß sein Schiff (das nämliche welches nach der öffentlichen Ankündigung im Journal von Paris wenigstens dreißig Personen sollte tragen können) unmöglich mehr als drei einzunehmen im Stande sey. Vier mußten also wieder aussteigen. Nun war aber Herr Pilatre, als Capitän, unentbehrlich; und dem Herrn Montgolfier zuzumuthen, daß er einem andern Platz mache, wäre wenigstens sehr unhöflich gewesen. Gesetzt aber, er hätte sich selbst freiwillig aufgeopfert, so blieben (wenn man auch den Coopérateur zélé zurück lassen wollte) immer noch zwei von den vier Herren übrig, welche wieder hätten aussteigen müssen. Natürlicher Weise konnte keiner von ihnen so gefällig seyn, dem andern seinen Platz bei einer solchen Gelegenheit und vor einer solchen Menge Zeugen abzutreten. Wo es um eine gewagte und (wenigstens in den Augen des größten Haufens) höchst gefährliche Unternehmung zu thun ist, würde eine solche Höflichkeit immer etwas Schielendes haben, und den wahren Beweggrund des Nachgebens zweideutig machen. Kurz, es war nun augenscheinlich ein Ehrenpunkt, seinen Posten nicht zu verlassen; und so sah auch Herr von Flesselles die Sache an. Sie litt gar keine andere Entscheidung, als diejenige, die er gab. Die Schuld, daß die Erwartung des Publicums in Absicht der Reise nach Paris getäuscht wurde, lag also weder an den vier illustres voyageurs, noch an dem Herrn In=

tendanten. Aber (fuhr mein Freund fort) Sie werden sagen: wie konnte es Herr Pilatre anders machen? Die Erfahrung bewies ja auf der Stelle, daß es unmöglich gewesen wäre die sieben Personen nur bis nach Ville=Franche, geschweige nach Paris zu bringen. — Gut! Aber warum sagte Herr Pilatre nicht in Zeiten, was er doch nothwendig wissen mußte? Warum erst, da die vornehmen Herren schon eingestiegen waren? Und (was hier sehr wesentlich ist) was hinderte ihn, nachdem nun die Erfahrung seine Behauptung hinlänglich gerechtfertigt hatte, und das Reisen oder Zurückbleiben der vier Herren kein Ehrenpunkt mehr war, was hinderte ihn nun, die Reise nach Paris mit den Herren Montgolfier und Fontaine fortzusetzen? War die Maschine etwa durch die kleine Spazierfahrt von wenigen Minuten auch schon so fatigirt, daß man ihr nicht weiter trauen durfte? Man müßte sehr eingenommen seyn um nicht zu sehen — — Ja, ja, fiel ich meinem unbarmherzigen Freund ins Wort, das müßte man auch seyn, um nicht zu sehen, daß man einem Philosophen, zumal dem Vorsteher eines Museums zu Paris, eben so wenig zumuthen kann sein System Lügen zu strafen, als einem Officier seinen Posten zu verlassen. Lassen Sie mich immer die Herren Montgolfier und Pilatre bedauern! So glänzend auch der Ruhm ist, den sie sich bereits erworben haben, so bin ich doch gewiß, daß keiner von ihren Rivalen sich am 17 Januar an ihrem Platze hätte sehen mögen.

VI.

Die Erfindung der Herren Montgolfier bemächtigte sich der lebhaften Einbildungskraft ihrer Landsleute in einem so

hohen Grade, daß sie beinahe alle andern Gegenstände der öffentlichen Aufmerksamkeit verdrängte. Weder der Meßmerische Magnetismus, noch der Wundermann Plethon mit seiner Gabe, Quellen viele Lachter tief unter der Erde heraus zu fühlen, konnten es gegen die aërostatischen Kugeln aushalten; sogar Figaro verlor das unsägliche Interesse, das er den Parisern einzuflößen gewußt hatte. Die neu erfundene Kunst, die Luft schiffbar zu machen, und die neuen Versuche, welche unaufhörlich von allen Enden angekündigt wurden, und wozu man sich des Beitrags der Liebhaber durch Unterzeichnungen zu versichern suchte, waren der Gegenstand aller Gespräche; und während die Naturforscher sich ein ernsthaftes Geschäft daraus machten, die Aëronautik zu einer immer größern Vollkommenheit zu erheben, diente sie den müßigen und begüterten Classen zu einer Art von Zeitvertreib, der außer dem Reize des Neuen und Wunderbaren noch den besondern Vorzug hatte, daß er manchem dunklen Erdensohn eine unverhoffte und vielleicht einzige Gelegenheit gab, die Welt mit seinem Daseyn und Namen bekannt zu machen, und entweder seine Kenntnisse, oder doch wenigstens den heroischen Muth, womit er sein Leben an diese kleine Befriedigung seiner Eitelkeit setzte, vor den Augen seiner Nation zur Schau auszustellen. Herr de la Lande zählte in dem Zeitraum vom ersten December 1783 bis zum 19 September 1784 vierundzwanzig öffentliche aëronautische Experimente, welche mit vielem Prunk, theils nach der Montgolfierischen Verfahrungsart, theils mittelst der brennbaren Luft angestellt wurden.

Der schlechte Erfolg der großen Lyoner Montgolfiere von 100 Fuß Durchmesser verdoppelte, ohne die Freunde des Herrn Montgolfier abzuschrecken, nicht nur den Eifer der

Gebrüder Robert, sondern erweckte noch beiden Parteien an dem auch in Deutschland durch seine diesseits des Rheins angestellten einträglichen Luftfahrten berühmt gewordenen Blanchard einen bedeutenden Nebenbuhler. Dieser empirische Mechaniker, der mit einem erfinderischen Genie eine unermüdliche Hartnäckigkeit in Verfolgung und Ausführung seiner Ideen verband, hatte mehrere Jahre vor der Erscheinung des ersten Aërostats viele Zeit, Mühe und Kosten auf Erfindung einer Art mechanischer Flügel gewandt, womit er, wie ein neuer Dädalus oder Ikaromenippus, sich in die Luft erheben, und dieses seitdem noch von keinem Sterblichen usurpirte Element nach beliebiger Richtung durchschneiden wollte. Ungeachtet des wenigen Erfolgs der großen Erwartungen, die er durch häufige Bekanntmachungen im Publicum erregt hatte, war er noch immer mit Eifer beschäftigt, die Schwierigkeiten zu besiegen, die sich seiner Unternehmung von allen Seiten entgegen thürmten, als die Erfindung des Herrn Montgolfier und der glänzende Erfolg der von den Herren Charles und Robert am ersten December 1783 unternommenen Luftreise ihm auf einmal einen Weg zeigte, seine, wie er nun selbst einzusehen anfing, durch bloß mechanische Mittel ewig unausführbare Idee durch Verbindung derselben mit physischen auf eine Art ins Werk zu setzen, wodurch er die Ehre der Erfindung, wenigstens mit Montgolfier zu theilen hoffte. Er ermangelte nicht das Publicum sogleich von seinem Vorhaben zu benachrichtigen, welches auf nichts Geringeres ging, „als an der Luft, die sich bisher so spröd und ungefällig gegen ihn gezeigt hatte, eine vollständige Rache zu nehmen, und, wenn er sich nun einmal mit Hülfe des Ballons in die Atmosphäre erhoben habe, nun auch seinerseits den Meister über sie zu spielen, und die Kunst dieser

wunderbaren Schifffahrt vielleicht um einige Grade vorwärts zu bringen."

Herr Blanchard machte seinen ersten Versuch am 2 März 1784. Das Experiment sollte eben eine Viertelstunde nach Mittag im Marsfelde vor den Augen einer unendlichen Menge vor sich gehen, als ein junger Mensch (den damals niemand kannte, und der jetzt als Oberfeldherr der Kriegsvölker der Französischen Republik in Italien seiner damaligen Etourderie Ehre macht) mit bloßem Degen in die Gondel (welche nur für Herrn Blanchard und einen zu dieser Luftreise erbetenen gelehrten Religiosen Raum hatte) gesprungen kam, und, ungeachtet des Unwillens und Aufstandes, den er gegen sich erregte, mit der äußersten Hartnäckigkeit darauf bestand die Reise mitzumachen. Unglücklicherweise gingen unter dem Getümmel, welches durch diese seltsame Scene erregt wurde, die künstlichen Flügel in Stücken, die einen wesentlichen Theil der Mittel ausmachten, wodurch Herr Blanchard seinem Lauf in der Luft Richtung zu geben gedachte, und es blieb ihm nur noch das Steuerruder übrig, welches zu diesem Zweck nicht hinlänglich war. Nun erhob sich zwar Herr Blanchard demungeachtet, um die Erwartung des Publicums nicht ganz zu täuschen, mit der ihm eigenen Unerschrockenheit allein in die Luft: da er aber genöthigt war, sich der Gewalt der Luftströme oder Zugwinde, in die er gerieth, zu überlassen; so mußte er für dießmal zufrieden seyn, sich gegen fünf Viertelstunden in der Atmosphäre zu erhalten, und wenigstens die Erfahrung (wie er glaubte) gemacht zu haben, daß er, auch ohne seine Flügel, durch den bloßen Gebrauch seines Steuerruders nicht nur die Gewalt der Luftströme zu mäßigen, sondern ihnen sogar (wie einige Zuschauer bemerkt haben wollten) zuweilen entgegen zu steuern vermögend ge-

wesen sey, was von seinen Vorgängern noch keinem gelungen war.

Nachdem sich Herr Blanchard wieder ein paar tüchtige Flügel zugelegt hatte, unternahm er mit dem nämlichen Luftballon, den 23 Mai Abends um 7 Uhr, von Rouen aus, seine zweite Luftreise. Es fehlte ihm nicht an Zuschauern: aber niemand wollte bemerkt haben, daß er die Evolutionen, die er angekündigt hatte, wirklich gemacht, oder eine andere Richtung als die, wozu ihn der Wind nöthigte, gehalten habe; wiewohl dießmal sein ganzer Apparat in bestem Stande und kein junger Bonaparte da war, dem die Schuld hätte gegeben werden können. Indessen fehlte es dem Luftschiffer doch nicht an Ausreden; denn dießmal waren zwar die Flügel gut, die Winde hingegen so brutal, und das Steuerruder aus Eilfertigkeit so schlecht gemacht, daß es 15 Minuten nach dem Aufsteigen schon zerbrochen war. Herr Blanchard begnügte sich also abermals zu zeigen, daß er mit Hülfe seiner Flügel nach Gefallen auf und niedersteigen könne.

Selbst wenig mit diesem zweiten Versuch zufrieden, machte er den 18 Julius in Gesellschaft eines Herrn Boby eine dritte Luftreise, welche er in einem an den Redacteur des Journal de Paris eingeschickten Bericht mit vieler Zufriedenheit mit sich selbst ausführlich beschreibt. Das Auffallendste dabei ist die Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart, womit er in einem Elemente, dessen Uebermacht er, aller seiner Bravaden ungeachtet, auch bei dieser Gelegenheit zu erkennen genöthigt war, eben so gelassen und furchtlos arbeitete, als nur immer ein geübter Schiffer auf einem wohlbekannten Meere. Er versichert, auch auf dieser Reise nicht ohne Erfolg mit den Winden gekämpft zu haben, und durch die bloße Art, wie er seine vier Flügel gedreht und in Bewegung ge-

setzt, nach Belieben auf und nieder gestiegen zu seyn. Da er indessen doch selbst gesteht, daß er eine willkürlich genommene Richtung nur so lange habe halten können als der Wind es ihm gestattet, und da er uns ohne Zweifel kein Geheimniß daraus gemacht hätte, wenn die Ebne von Puisanval, wo er 15 Meilen von Rouen (dem Ort der Abfahrt) wieder ans Land stieg, das Ziel gewesen wäre, nach welchem er gleich anfangs seinen Lauf gesteuert hätte: so scheint die Aëronautik auch durch diese dritte Reise des Herrn Blanchard keinen merklichen Schritt vorwärts gethan zu haben.

Hingegen hatte Herr Pilatre de Rozier bald nach der mißlungenen Luftreise von Lyon nach Paris ein neues Project entworfen, wodurch er alles, was mit dem Luftballon bisher geleistet worden war, auszulöschen hoffte. Er wollte mit einem Palast von 160 Fuß in der Breite, der ein prächtige Feuerwerk mit farbigen Transparents darstellen sollte, bei Nacht in die Höhe steigen, und, nachdem dieses Feuerwerk abgebrannt wäre, des folgenden Tages sich in seinem Palast wieder in die Luft erheben, sich drei Tage und drei Nächte ununterbrochen in der Atmosphäre aufhalten, in dieser Zeit wenigstens 150 Meilen durchlaufen, und sodann wieder herabsteigen, um bei seiner dritten Auffahrt nach England überzuschiffen. Er glaubte alle zu einem so großen Abenteuer erforderlichen physischen Mittel so wohl gewählt und combinirt zu haben, daß er an dem Erfolg nicht zweifelte: indessen kam das Project ohne seine Schuld nicht zur Ausführung, und er mußte sich begnügen, am 23 Junius zur Belustigung des Hofes in einer ungeheuern Montgolfiere, die der Königin zu Ehren den Namen Marie Antoinette bekam, in Gesellschaft des Professors der Chymie Prouts eine Luftspazierfahrt von Versailles nach Chantilly zu machen; woselbst sie sich,

nachdem sie binnen 47 Minuten ihren ganzen Vorrath von Brennmaterialien aufgebraucht, übrigens ohne alle widrigen Zufälle, wieder abzusteigen genöthiget sahen.

Ungleich glänzender war die dritte Luftreise der Gebrüder Robert, welche sich am 19 September aus dem Garten der Tuileries erhoben, und nach einer Fahrt von 6 Stunden 40 Minuten zu Beuvry, eine Viertelstunde von Bethune in Flandern, 50 Französische Meilen von Paris, vor dem Schlosse des Prinzen Chistelles-Richebourg wieder abstiegen. Sie bedienten sich bei diesem wiederholten Versuch eines mit brennbarer Luft angefüllten Aërostats von cylindrischer Form, 32 Fuß im Durchmesser, 52 Fuß lang, und in zwei Halbkugeln von 26 Fuß im Durchmesser auslaufend; und ihre Hauptabsicht war, die Wirkung der mechanischen Kräfte genauer zu erforschen, von welchen sie zu Regierung ihres luftigen Fahrzeugs Gebrauch machen wollten.

Der Bericht, welchen sie selbst in einem eigenen „Mémoire sur les expériences aérostatiques par Messieurs Robert, frères," über diese Reise abgestattet haben, enthält viel Merkwürdiges, und scheint zum Behuf des großen Problems, dessen Auflösung die Aëronautik zu einer der wichtigsten Erfindungen des menschlichen Geistes machen wird (nämlich zur Kunst, die Luftschiffe durch alle Hindernisse, welche die verschiedenen atmosphärischen Erscheinungen, besonders die Luftströme und Winde, entgegensetzen, nach jeder beliebigen Richtung vertical und horizontal zu regieren) einen nicht unbeträchtlichen Beitrag geliefert zu haben.

Bei allem dem blieb diese Aufgabe, aller bisherigen Versuche und Bestrebungen ungeachtet, noch sehr weit von ihrer Auflösung entfernt, da sowohl die möglichste Vervollkommnung der Aërostaten, als die übrigen Bedingungen, unter

welchen die Kunst, sie unter allen gegebenen Umständen zu regieren, möglich ist, eine Menge Untersuchungen, Erfahrungen, Combinationen und Berechnungen voraussetzte, welche nur von den vereinigten Kräften der geschicktesten Naturforscher, Mathematiker und Chemiker zu erwarten sind.

Es konnte daher auch nicht fehlen, daß die königliche Akademie der Wissenschaften zu Paris, sobald die Versuche der Herren Charles und Robert bewiesen hatten, daß die Sache etwas mehr als Lufttänzerei und Augenweide für die müßigen Pariser sey, einsehen mußte, daß es (auch ohne den besondern königlichen Befehl, den sie hierzu erhielt) Pflicht für sie sey, sich mit einem Gegenstande von dieser Wichtigkeit aufs ernstlichste zu beschäftigen. Sie unterzog sich dieser Pflicht durch die Niedersetzung eines Ausschusses, welchem sie auftrug, die ganze Sache, so weit man bisher damit gekommen war, und was noch zu thun übrig sey, aufs genaueste zu untersuchen, und, da die bloße Empirie hier noch weniger als bei irgend einer andern Kunst zureichte, hauptsächlich den theoretischen Theil der Aëronautik so zu bearbeiten, daß der praktische den möglichsten Grad von leichter Ausführbarkeit, Sicherheit im Verfahren und Nützlichkeit in der Anwendung, sowohl zum Behuf der Wissenschaften als zum Gebrauch des gemeinen Lebens, erhalten möchte. Der Bericht, welchen Herr Meunier der Akademie am 13 November 1784 darüber erstattete, gab die beste Hoffnung, daß auch die horizontale Direction, das Einzige, aber auch das Wichtigste, was noch zu erfinden war, auf dem von der Akademie eingeschlagenen Wege würde gefunden werden.

Während daß mehrere Mitglieder der Akademie der Wissenschaften sich solchergestalt beschäftigten, die Theorie der neuen Kunst zur Vollkommenheit zu fördern, machte der

genialische Luftschiffer Blanchard Anstalt, seine vierte Reise zur Belustigung der Engländer auf Englischem Boden zu unternehmen. Sie ging auch am 16 October 10 Minuten nach Mittag, von Chelsea aus, glücklich von Statten. Herr Blanchard stieg in Gesellschaft eines Herrn Sheldon auf, setzte seinen Gefährten um halb 1 Uhr zu Sunbury, vierzehn Englische Meilen von London, wieder ab, erhob sich dann von neuem allein, und kam, nachdem er über drei Stunden in der Luft, und einen ziemlichen Theil dieser Zeit bald auf, bald über den Wolken herumgeschwebt hatte, um halb fünf Uhr zu Rumsey, 78 Englische Meilen von London, wohlbehalten wieder auf festen Boden. Die Beschreibung, die er von dieser Luftfahrt macht, läßt sich in der ihm eigenen breiten Manier ganz angenehm lesen, beweist aber zugleich, daß er, seiner Flügel, seines Steuerruders und seines Windrads (moulinet) ungeachtet, sich noch nicht rühmen konnte, das widerspänstige Element, das ihm schon seit mehrern Jahren so viele Streiche gespielt, zu Paaren getrieben zu haben. Doch diesem stolzen Gedanken schien er um diese Zeit entsagt, und dafür die klügere Partei ergriffen zu haben, sich aus seinem Talente, die aërostatische Maschine mit Hülfe seiner Vorrichtungen und eines günstigen Windes zu handhaben, eine Art von Geschäfte zu machen, das ihm neben einer gewissen momentanen Celebrität eine sehr angenehme Existenz und beträchtliche Einkünfte verschaffen könnte. Gewiß ist, daß von allen Luftfahrern dieser Zeit keiner sich die Vortheile, die ein unternehmender Kopf von gewissen ziemlich allgemeinen unschuldigen Schwachheiten der menschlichen Natur ziehen kann, besser zu Nutze zu machen wußte, als Herr Blanchard. Daher war ihm denn auch so viel daran gelegen, der Erste zu seyn, der das kühne Abenteuer gewagt, durch die Luft

über den Canal La Manche zu setzen, und seinem enthusiastischen Nebenbuhler um diese Ehre, dem Herrn Pilatre de Rozier, es koste was es wolle, zuvorzukommen. Mit Recht sagt König Salomon, oder der weise Mann, der sich den Namen dieses berühmten Sultans zugeeignet hat: „Es liegt alles an der Zeit und am Glück." Herr Pilatre hatte schon seit geraumer Zeit zu Boulogne Anstalten gemacht, in einer Montgolfiere nach England überzuschiffen: aber ohne seine Schuld warf sich ihm ein Hinderniß nach dem andern in den Weg; und so mußte er den Schmerz erleben, daß ihm ein kleiner Empiriker den ewigen Ruhm, der erste, der dieß große Abenteuer bestanden, gewesen zu seyn, vor dem Munde weghaschte. Genug, Herr Blanchard brachte es am 7 Januar 1785 glücklich zu Stande, und flog in seinem Luftschiffe mit günstigem Winde binnen zwei Stunden 45 Minuten von Dover nach Calais, seiner Sache so gewiß und so wohlgemuth, als ob er von Paris nach Fontainebleau geflogen wäre. Auch hatte er, als er das vermeinte große Wagestück unternahm, den guten Verstand, einzusehen, daß es im Grunde für ihn ziemlich einerlei sey, ob Wasser oder festes Land unter ihm liege, d. i. ob er, im unglücklichen Falle, ertrinke oder zerschmettert werde. Aber in den Augen der unendlichen Menge von Zuschauern, die dieses nie gesehene Wunder aus England und Frankreich herbeigezogen hatte, und welche die Sache bloß nach dem sinnlichen Eindrucke, den sie dabei erfuhren, beurtheilten, war der Unterschied sehr groß. Daher die unsägliche Schwärmerei, womit dieser heroischen That diesseits und jenseits des Canals zugejubelt wurde, der Triumph, womit die Municipalität von Calais den glücklichen Abenteurer einholte, und das Patent des Bürgerrechts dieser berühmten Stadt, das ihm, nach einem prächtigen Gastmahl

auf dem Rathhause, von dem Bürgermeister in einer goldnen Büchse überreicht wurde.

Alles das mußte der unglückliche Pilatre de Rozier mit ansehen, ohne daß ihm etwas andres übrig blieb, als dem Publicum mittelst eines von sieben angesehenen und des Seewesens kundigen Personen zu Boulogne unterschriebenen Attestats zu beweisen, daß die Schuld, warum ihm Herr Blanchard zuvorgekommen, nicht an ihm, sondern an Nebel, Regen, Schnee, Stürmen und hauptsächlich an dem Winde gelegen, welcher eben darum, weil er Herrn Blanchards Fahrt von Dover nach Calais günstig gewesen, es dem Herrn Pilatre unmöglich gemacht habe, von Boulogne nach Dover zu reisen.

In der That ist es bemerkenswürdig, mit welchem leidenschaftlichen, hartnäckigen Eifer dieser schwärmerische junge Mann die unaufhörlich unter seinen Tritten hervorwachsenden Hindernisse bekämpfte, durch welche sein guter Genius das unglückliche Schicksal, dem er unwissend entgegeneilte, zu entfernen suchte. Schon am 27 Januar 1785 sollte endlich die schon so lange angekündigte Unternehmung vor sich gehen, zu deren Anschauen ganz Boulogne mit Fremden angefüllt war. Sie konnte an diesem Tage nicht statt haben. Man setzte sie auf den 30sten an, und sie wurde abermals zu Wasser. Aber Herr Pilatre de Rozier ließ sich weder abschrecken noch ermüden; und in der That war die Sache zu weit gekommen, als daß er sie mit Sicherheit oder Ehre hätte aufgeben können. Die Monate Februar und März gingen darüber hin, und nachdem auch ein fünfter Versuch, zu welchem am 12 März alle Anstalten gemacht waren, durch den Nordwind vereitelt worden, verzog sich die Sache bis zum 14 Junius, da Herr Pilatre sich abermals entschloß

seinen Ballon füllen zu lassen, um mit Anbruch des folgenden Tages abzufahren. Die Zurüstungen nahmen aber mehr Zeit weg als er sich vorgestellt; es fand sich, daß der Ballon einige Löcher bekommen hatte, welche zugeflickt werden mußten; es fehlte bald an diesem, bald an jenem, und am 15ten Vormittags um 10 Uhr war der Ball erst zum dritten Theil gefüllt. Der Wind änderte sich inzwischen, und wurde nicht eher als bis in der Nacht günstig. Nun ließ Herr Pilatre den Ball vollends füllen, und nachdem er sich, da der Wind am 16ten Morgens um 4 Uhr abermals umzusetzen drohte, durch drei kleine Luftbälle, die er nach und nach als Wegweiser steigen ließ, des günstigen Moments endlich versichert zu haben glaubte, bestieg er um 7 Minuten mit einem jungen Kunstverwandten, Namens Rom*in, die Galerie der Montgolfiere, und die Maschine erhob sich nach und nach bis zu einer Höhe von ungefähr 200 Fuß. Freude und Sicherheit (sagt der Herr Marquis de la Maisonfort, ein Augenzeuge und Freund des Herrn Pilatre) malte sich auf dem Gesichte der beiden Luftfahrer, während eine düstre Unruhe und eine Art von dumpfem Staunen die sämmtlichen Zuschauer ergriffen zu haben und für die Schönheit des Schauspiels gefühllos zu machen schien In der vorbesagten Höhe schien ein Südostwind die Maschine zu treiben, und sie befand sich in kurzem über dem Meere. Jetzt wurde sie drei Minuten lang von verschiedenen Luftströmen hin und her bewegt, bis endlich der Südostwind die Oberhand behielt, und die Montgolfiere nach der Französischen Küste zurücktrieb. Was die Zuschauer nunmehr von dem unglücklichen Ausgang wahrnehmen konnten, wird in einem Briefe aus Boulogne von einem Augenzeugen folgendermaßen erzählt. „Nachdem der Ballon sehr hoch gestiegen war, sank er wieder langsam und

nach und nach 3 bis 4 Minuten lang, ungefähr bis zum vierten Theil seiner Höhe herab; darauf sah man ein wenig Rauch, und fast im nämlichen Augenblick eine sehr helle Flamme am obersten Theile der Calotte des Ballons, der die Gestalt eines sich öffnenden Fächers bekam. Dieses Feuer dauerte höchstens 15 Secunden, und nun fiel die Montgolfiere und die Galerie anfangs ziemlich langsam, aber in wenig Augenblicken mit der größten Schnelligkeit. Die beiden Unglücklichen stürzten mit der Galerie aus einer Höhe von mehr als 1600 Fuß zur Erde, und wurden aufs gräßlichste zerschmettert gefunden. Pilatre de Rozier blieb auf der Stelle todt, Romain gab noch einige schwache Lebenszeichen, aber ohne reden zu können, und verschied nach zehn Minuten."

Daß diese melancholische Katastrophe von verschiedenen Zuschauern auf eine ziemlich verschiedene Art erzählt wurde, kann bei einem Falle, wo eine genaue und von allen Arten der Täuschung gänzlich freie Beobachtung kaum möglich ist, niemanden befremden. Indessen scheint sich doch auch hier der Parteigeist ein wenig eingemischt zu haben, und mehrere Umstände wurden von verschiedenen Personen, je nachdem sie entweder der Montgolfierischen oder Robertischen Verfahrungsart günstiger waren, auf diese oder jene Art angegeben. Der Umstand aber, worin die meisten Augenzeugen übereinstimmten, war die Flamme, die den obern Theil des Ballons ergriff und in einem Augenblick verzehrte, welche doch schwerlich eine andere Ursache haben konnte, als daß die aus einem Risse, den der Ballon zufällig bekommen hatte, mit Gewalt herausströmende brennbare Luft von dem in der Montgolfiere unterhaltenen Feuer entzündet worden seyn mußte. Uebrigens kann man dem Marquis de la Maisonfort, der das ganze Unglück auf den delabrirten

Zustand des Luftballons schiebt, gern so viel zugestehen, daß es wahrscheinlich nicht geschehen wäre, wenn der letztere nicht durch die mehrere Monate lang ausgehaltenen Strapazen so übel zugerichtet gewesen wäre, daß es immer unbegreiflich bleiben wird, wie Pilatre de Rozier sein und seines Freundes Leben einer so unzuverlässigen Maschine anvertrauen konnte.

Wenn man die Augen von diesem traurigen Falle weg=wendet, um sie wieder auf die verschiedenen neuen Luftreisen zu heften, welche Herr Blanchard, nach seinem ersten Flug über den Canal, theils vor, theils nach dem Unglück des armen Pilatre, immer mit dem glücklichsten Erfolg anstellte: so kann man nicht umhin sich selbst zu gestehen, daß er seine vielfältigen Triumphe weder dem blinden Glücke, noch allein seinem sonderbaren Talent und einer seltnen Unerschrockenheit und Geistesgegenwart, sondern unstreitig auch seiner Art zu verfahren, und verschiedenen Vorrichtungen und mechanischen Hülfsmitteln von seiner Erfindung zu danken hat; und daß sein unglücklicher Nebenbuhler wahrscheinlich noch leben würde, wenn er, anstatt mit eigensinniger Beharrlichkeit seiner ein=mal erwählten Verfahrungsart getreu zu bleiben, diejenige angenommen hätte, welcher Erfahrung und Theorie den un=läugbaren Vorzug einer ungleich größern Sicherheit gab.

VII.

Das Unglück des allgemein geschätzten und bedauerten Pilatre de Rozier machte einen Eindruck auf das Publicum, der den Fortgang der neu erfundenen Kunst auf einmal zu hemmen, und sie bei einem Volke, das so leicht von einem Aeußersten zum andern überspringt, um allen Credit zu

bringen drohte, wenn nicht einige Naturforscher und Mechaniker sich beeifert hätten, die natürlichen Folgen jenes Eindrucks noch eine Zeit lang aufzuhalten.

Der große Haufen wird immer bloß vom Strome des Augenblicks fortgerissen: und wie oft ein einziger glücklicher Erfolg sein Herz so mächtig schwellt, daß ihm nun nichts mehr unmöglich, das Schwerste federleicht und das Gefährlichste Kinderspiel scheint; so braucht es hingegen auch nur einen einzigen nicht vermutheten Unfall, um seinen Muth auf einmal zu Boden zu werfen, und ihm unübersteigliche Berge zu zeigen, wo er kurz zuvor nur Maulwurfshügel sah. „Man erinnere sich (sagt ein Ungenannter im 179sten Blatte des Journal de Paris von 1785) des Augenblicks, wo man den ersten Luftballon sich mitten im Marsfeld erheben und in den Wolken verlieren sah, während ganz Paris das neue Experiment als ein die Naturgesetze unterbrechendes Wunderwerk anstaunte. Die Einbildungskraft selbst wagte es nicht, sich einen mit diesem Ballon aufsteigenden Menschen zu denken. — In diesem Augenblick stellt sich ein junger Mann mit einer einnehmenden, den glücklichsten Charakter ankündenden Bildung dar, der von allen, die ihn kannten, geliebt wurde, und allem Ansehen nach nichts als Ursachen sein Leben zu lieben haben konnte, und erbietet sich einen Versuch zu machen, welchen kein Mensch nur in Gedanken zu wagen das Herz hatte. Man konnte sich kaum erwehren, ihn für wahnsinnig zu halten; aber als er von der Höhe des Himmels, wo man ihn über Paris hinschweben sah, wieder zur Erde herabgestiegen war, fehlte wenig daß man ihn nicht für ein Wesen einer höhern Gattung ansah. Kaum war das Wunder vier- oder fünfmal wiederholt worden, so fing man schon an, sich nichts mehr daraus zu machen. Man sprach davon wie von einem

Kinderspiele, wozu man nicht einmal Herz zu haben brauchte. Nun, da das schreckliche Ende des Unglücklichen, der den ersten Versuch mit einem so glänzenden Erfolge gemacht hatte, die ersten Bangigkeiten wieder erneuert, hört man überall sagen, es wäre am besten, diese Versuche, die für den ersten, der sie gewagt, so übel ausgefallen, gänzlich aufzugeben; und man ist nicht weit davon entfernt, eben den Mann wieder als einen Unsinnigen zu verdammen, den man kurz vorher als einen Helden bewunderte. Indessen sollte man doch nicht übersehen, daß unter mehr als hundert ähnlichen Versuchen nur dieser einzige (und, was am wenigsten zu vergessen ist, aus Schuld des Unternehmers selbst) einen unglücklichen Ausgang genommen hat. Die Gefahr muß so groß nicht seyn, da die widrigen Zufälle schon in den ersten Versuchen so selten gewesen sind. Wie viele tausend Opfer kostet die Schifffahrt noch immer der Menschheit! und doch ist die Schifffahrt eine nützliche Kunst. Freilich wird die Montgolfierische Erfindung diese Benennung nicht eher verdienen, bis die Kunst die aërostatische Maschine zu dirigiren gefunden seyn wird. Aber wenn auch diese Kunst noch ein Problem ist, wer kann sagen, es sey unauflöslich, oder die Unmöglichkeit sey bereits ausgemacht? Selbst das Ansehen der gelehrtesten Männer entscheidet hier nichts. Die Wissenschaft vergleicht und verbindet nur bekannte Kräfte, und ihre Resultate können nicht weiter gehen; der Genie und der Zufall entdecken neue Kräfte und erweitern die Gränzen des Möglichen. Eine einzige Bemerkung des Genie's, eine einzige Entdeckung, die der Zufall herbeiführt, können mehr als tausend Erfahrungen werth seyn, um uns auf den rechten Weg zu bringen, den wir beim Lampenschein der Wissenschaft in den finstern und krummen Irrgängen der Natur lange vergebens gesucht hatten."

Während einige philosophische Köpfe durch Vorstellungen dieser Art die Hoffnung zu nähren suchten, daß die Aëronautik mit der Zeit noch zum Rang einer gemeinnützigen und auf zuverlässigen Principien feststehenden Wissenschaft erhoben werden könne, beeiferten sich die Herren Alban und Vallet nebst einigen andern, durch neue aërostatische Versuche und Schauspiele die öffentliche Meinung wieder zu gewinnen. Vor allen blieb Herr Blanchard geschäftig, die Proben seiner Kunst außerhalb Frankreichs zu vervielfältigen: aber die Art, wie er die Sache behandelte, und der Ton, worin er seine Thaten dem Publicum verkündigte, näherte sich immer mehr der Manier gewisser andrer Künstler, die ihr Wesen zur Belustigung der Zuschauer ebenfalls in der Luft treiben wie er. Indessen fehlte wenig, daß er bei einer seiner luftigen Promenaden (wie er sie nennt) am 21sten November 1785 das Schicksal des Pilatre de Rozier gehabt hätte; und wiewohl er der Sache eine für seine Eitelkeit schmeichelhaftere Wendung zu geben sucht, so scheint doch dießmal ein bloßer glücklicher Zufall sein Retter gewesen zu seyn. Er hatte sich (sagt er in einem Briefe an die Herausgeber des Journal de Paris) 32,000 Fuß hoch in die Luft erhoben, und, was er selbst beinahe unglaublich findet, drei Minuten lang in einer Temperatur ausgehalten, worin nach der bisherigen Meinung der Naturforscher keines Menschen Lunge auch nur eine einzige Minute ausdauern könnte. „Ensuite, (fährt er fort) ayant mis mon ballon en pièces par le pôle inférieur, je suis descendu en parachyte du haut des nuées, et mon ballon est allé se précipiter dans la mer. Mon seul but dans cette expérience était d'échapper aux dangers qui me menaçaient sur la terre par la tempête, et sur la mer qui m'environnait de toutes parts. Il ne m'est arrivé d'autre accident que celui de renverser le

toit d'une chaumière, de déraciner de petits arbres, d'en casser de grands, et d'arracher des buissons. Mon ballon et ma nacelle sont aussi en pièces: je suis resté seul entier de mon équipage; et semblable au capitaine qui perd son vaisseau, je suis tout prêt d'en remonter un autre, que je fais construire dans ce moment à Lille." — Ich gestehe, daß ich nicht Oedipus genug bin, um mir aus dieser räthselhaften Darstellung einen deutlichen Begriff von dem halsbrechenden Abenteuer zu machen, welches Herr Blanchard in einem so jovialischen Ton erzählt. Was darüber in den Flandrischen öffentlichen Blättern gesagt wurde, gibt zwar etwas mehr Licht, scheint aber nur die Unbegreiflichkeit der Sache zu vermehren. Herr Blanchard versicherte nämlich zu Gent öffentlich: „er wäre in der größten Gefahr gewesen. Sein Ballon, der bei seinem Aufsteigen nicht ganz voll gewesen, sey (vermuthlich in der Höhe von 32,000 Fuß) so außerordentlich aufgeschwollen, daß er den Augenblick vor sich gesehen habe, wo er zerplatzen müßte. Wiewohl er das Ventil aufgemacht, habe sich doch das Volumen der Luft nicht vermindert; er hätte also keinen andern Ausweg gehabt, als mit der Spitze seiner Fahne Risse in den untern Theil des Ballons zu machen. Aber da habe sich eine andere Gefahr gezeigt; er sey nämlich mit einer solchen Rapidität herabgestiegen, daß er sich in einem Augenblick ganz nahe an der Erde gesehen habe. Nun sey sein letztes Hülfsmittel gewesen, nachdem er allen seinen Ballast über Bord geworfen, die Stricke seines Nachens abzuhauen, sich an sie anzuhängen, und sich somit seines Ballons statt eines Parachyte zu bedienen. So sey er denn in der Nähe von Delft glücklich auf die Erde gefallen, ohne die geringste Beschädigung an seiner Person erlitten zu haben." — Man muß gestehen, daß Herr Blanchard unter einem ungewöhn=

lichen glücklichen Zeichen geboren seyn mußte: aber noch unendlichemal erstaunlicher ist die unbegreifliche Behendigkeit, womit er, ohne von einer so großen und nahen Gefahr betäubt oder aus der Fassung gesetzt zu werden, in einem Augenblick (und mehr Zeit konnte er auch in der That nicht haben) alle diese Operationen, die zu seiner Rettung nöthig waren, machen konnte. Indessen ist nicht zu läugnen, daß auch der Umstand, daß er mit seinem zerrissenen Ballon und seinem Nachen so stark auffiel, daß er das Dach einer Strohhütte einwarf, große Bäume zerbrach, kleine entwurzelte und Büsche ausriß, und doch trotz allem diesem entsetzlichen Fracas an seinem eignen Leibe nicht einmal eine Beule davontrug — eine Sache ist, die man nicht alle Tage sieht, und die ihm selbst, bei einer Wiederholung dieses sonderbaren Experiments, schwerlich wieder so gut gelingen würde.

Zusatz.

Im Februar 1797.

Die Luftballons und die Luftschifferei kamen bereits im Jahre 1786 unvermerkt aus der Mode; die Pariser hatten sich lange genug damit amusirt; andere Zeitvertreibe, die Folle Journée, die Folie par amour und eine Menge anderer Folies traten an ihren Platz; im Jahre 1787 und 88 auch andere Sorgen. Die Folgen einer unklugen, übel zusammenhangenden und verschwenderischen Staatsverwaltung, und die Beschwerden über alte Mißbräuche, welche, gleich unheilbaren Schäden, am Leben des Staats nagten, konnten durch alle bisher versuchten Palliative und empirischen Curen nicht länger weder verborgen noch aufgehalten werden. Das leichtsinnigste aller Völker in der Welt fuhr endlich aus seinem langen Taumel auf, und wurde durch die Maßregeln selbst, die der gefürchteten Katastrophe vorbeugen sollten, in die Revolution, die endlich im Sommer des Jahres 1789 wie ein schnell um sich fressendes Feuer ausbrach, mit Gewalt hineingestoßen. Die nothwendigen und zufälligen Folgen der allgemeinen Umwälzung der Dinge verschlangen alles geringere Interesse: und so war nichts natürlicher, als daß in den ersten fünf Jahren der Revolution von der Aëronautik

im Publicum eben so wenig mehr die Rede war, als von der Kunst auf dem Wasser zu gehen, wovon einige Jahre zuvor ein gewisser Flammänder, Namens van Rudder, vor den Augen von ganz Paris, gegen Billets zu drei Livres und zu einem Livre zehn Sous, die Probe zu machen versprach, und sie auch am 4ten December 1785, wiewohl auf eine so mühsame und plumpe Art, bewerkstelligte, daß niemand Lust hatte eine Wiederholung dieses Kunststücks zu sehen.

Wiewohl nun über jenen großen Nationalangelegenheiten die Luftschifferkunst in gänzliche Vergessenheit gerathen war, so scheint sie doch selbst in dieser stürmischen Zeit noch immer einen oder mehrere geschickte Männer in der Stille beschäftigt zu haben, und auf einen höhern Grad von Brauchbarkeit gebracht worden zu seyn: als Europa auf einmal durch den nützlichen und in mehr als Einem Fall entscheidenden Gebrauch überrascht wurde, den die Vorsteher der neuen Französischen Republik in den Feldzügen der Jahre 1794, 95 und 96 von der aërostatischen Maschine zu machen die Klugheit hatten. „Die Französische Republik (sagt Herr Doctor Posselt im achten Stück seiner Politischen Annalen vom Jahrgange 1796) hat jetzt eine zweifache Marine: eine, die gewöhnliche für das Meer, die andere, bisher von ihr allein genützte, für die Luft. Jeder Armee folgen zwei Luftschiffe (deren Bestimmung ist, die Lage und Bewegungen der Feinde von oben herab auszukundschaften). Die bei der Sambre- und Maasarmee sind, le Celeste und l'Entreprenant, mit welchem der Divisionsgeneral Morlot und der Generaladjutant Etienne in der Schlacht bei Fleurus in die Höhe gestiegen. Die bei der Rhein- und Moselarmee sind der Hercules, ein ganz kugelförmiger Aërostat von 30 Schuh im Durchmesser, der größte

unter den vieren, der in dem Feldzuge von 1796 zum erstenmale gebraucht wurde, und der Intrépide, der schon bei Mannheim gedient hatte. Zu jedem dieser Luftschiffe gehört eine Anzahl sogenannter Aërostiers, die unter den Befehlen eines Officiers auf der Erde die Signale aufnehmen und befolgen, welche der in die Höhe gegangene Officier mittelst der verschiedenen Flaggen gibt, die er in der Gondel, worin er und gewöhnlich noch ein Ingenieur-Officier sitzt, aufsteckt. Beide Officiers, der in der Luft, und der, welcher dem Manöuvre auf der Erde vorsteht, haben ein übereinstimmendes Signalbuch bei sich, worin die verschiedenen Flaggen mit ihren Bedeutungen bemerkt sind. Um aber zu verhindern, daß der Feind diese aëronautische Chiffre nicht so leicht errathen könne, wird sie öfters abgeändert. Die größte Höhe, zu welcher ein solcher Luftball sich erhebt, ist zu 400 bis 500 Klaftern, die zum Beobachten bequemste aber zu 130 bis 150. Die Vorzüge dieser republicanischen Luftbälle liegen theils in einem eigens dazu erfundenen Seidenstoffe zum Ueberzug, welcher Leichtigkeit und Festigkeit im höchsten Grade in sich vereiniget, theils in dem Geheimniß einer Füllung, die eben so wohlfeil als lange dauernd ist. Nach der Versicherung des Hauptmanns Delaunoy, der den Hercules commandirt, würde es, um diesen Ball nach Blanchards Art (mit brennbarer Luft) zu füllen, mehrere hunderttausend Livres in baarem Gelde gekostet haben, da er (Delaunoy) hingegen nicht mehr als siebentausend Livres in Mandaten dazu erhielt, die er nicht einmal ganz aufzuwenden brauchte. Ueberdieß hat diese Art von Füllung noch den Vorzug, daß sie sich mehrere Monate lang in dem Ballon erhält, ohne sich aufzuzehren oder dem Ueberzug Schaden zu thun."

Ob man (wie der angeführte Annalist hinzusetzt) in Frank-

reich wirklich schon mit dem Gedanken von Luftschiffen umgehe, die nicht nur ein paar Männer, zu Beobachtungen, sondern, eine weit stärkere Zahl, zu Unternehmungen, tragen, und dadurch die vorerwähnten Vorschläge des Herrn Carnus wenigstens bis auf einen gewissen Punkt zur Ausführung bringen sollen? was der Erfolg davon seyn werde? und ob die mit so vielem Geräusch angekündigte Landung in Irland oder Großbritannien, welche der gegen Ende des vorigen Jahres in dieser Absicht von Brest ausgelaufenen Seeflotte so übel mißlang, einer Luftflotte vielleicht besser gelingen dürfte? — wird die Zeit lehren. Gewiß ist, daß der ausschließliche Besitz einer solchen Luftmarine die Französische Republik dem ganzen Erdboden so gefährlich machen würde, daß dieser einzige Grund die sämmtlichen übrigen Mächte in die unumgängliche Nothwendigkeit setzen müßte, alle ihre Kräfte zu gänzlicher Zerstörung derselben zu vereinigen.

Timoklea.

Ein

Gespräch über scheinbare und wahre Schönheit.

1754.

Vorbericht.

Dieses Gespräch wurde im Jahr 1754 zum Gebrauch einer liebenswürdigen jungen Freundin des Verfassers aufgesetzt, und erschien ein Jahr darauf mit einigen Veränderungen zum erstenmal im Angenehmen mit dem Nützlichen. Der Sokrates, der hier redend eingeführt wird, ist freilich von dem Sokrates, wie ihn der Verfasser sich jetzt vorstellt, wenigstens eben so verschieden, als auch dieser es vielleicht von dem wirklichen Sokrates ist. Da man aber für gut fand, dieses kleine Stück, seiner Mängel ungeachtet, bloß darum, weil es der erste Versuch des Verfassers in der dialogistischen Kunst war, in die gegenwärtige Sammlung aufzunehmen, so war es zweckmäßig (einige Kleinigkeiten in der Sprache ausgenommen)

nichts daran zu ändern, um es Liebhabern solcher Ausmessungen leichter zu machen, die Fortschritte, die er binnen vierzig Jahren in dieser Kunst gemacht haben mag, durch den Punkt, wovon er ausging, genauer zu bestimmen. Seit einem Paar Jahrzehnten ist der Weg freilich nach und nach gebahnter worden.

Timokleens Vater war ein naher Verwandter und vertrauter Freund des Sokrates. Dieser konnte daher wohl die Gelegenheit haben, dieses Mädchen in ihrem Putzzimmer zu sehen, welches, nach Griechischen Sitten, einem Fremden nicht angegangen wäre. Sokrates traf sie wirklich einmal, wie die Geschichte sagt, an ihrem Putztische an, da die Sklavin, welche ihr aufwartete, eben mit ihrem Kopfschmuck, zu einem Feste, wobei sie mit andern jungen Mädchen öffentlich tanzen sollte, fertig war. Ihre Locken waren auf das zierlichste gerollt, in allerhand Figuren, Schnecken und Rosen gewunden, und mit Perlen und Blumen künstlich durchflochten. Man weiß, daß der Geschmack der Griechen im Putz der Weibspersonen so fein war, als in allen andern Sachen; sie raffinirten über den Kopfschmuck eben so sehr, aber vielleicht nur nach richtigern Verhältnissen, als die heutigen Pariserinnen.

Nachdem Sokrates Timokleen, welche damals in der Blüthe der Jugend und Schönheit stand, eine kleine Weile mit dem weisen Lächeln, welches ihm eigen war, angesehen hatte (so wie etwan ein ätherischer Geist auf die Schwachheiten der Menschen herunterlächeln würde), sagte er zu ihr: es scheint, o Timoklea, daß du es an dir nicht fehlen lassen willst, dem Fest der Diana Ehre zu machen, und deine Mitbürger zu vergnügen; denn du bist so schön geputzt, daß du die Nymphen der Göttin selbst überglänzen könntest.

Du bist mir zu einer recht gelegnen Zeit gekommen, versetzte das Mädchen. Ich will dich etwas fragen, Sokrates, und ich hoffe, daß du mir ganz gewiß die rechte Antwort geben wirst; denn ich weiß, daß du noch nie was anders als die Wahrheit gesagt hast. Ich traue diesem Spiegel nicht; und dieser Sklavin noch viel weniger. Sage mir doch ob ich schön bin oder nicht? Gefalle ich dir? Du weißt, bei was für einer Gelegenheit ich mich sehen lassen muß.

Wenn ich dich recht verstanden habe, versetzte Sokrates, so ist es einem, der nicht blind ist, leicht, auf die Frage zu antworten. Deine Farbe ist sehr lebhaft, deine Augen haben ein sanftes lächelndes Himmelblau, deine Wangen sind wenigstens so schön als des Mädchens, welches Anakreon seinem Maler vorzeichnet, und du bist so schön geputzt, als eine Persianerin. Ist das nicht genug?

Timoklea erröthete ein wenig bei dieser Beschreibung, und antwortete mit einer etwas zerstreuten Miene: mein Vater hat oft gesagt, daß du nicht schmeicheln könnest; ich glaube also dem Sokrates, auch sogar, wenn er mir sagt, daß ich schön sey; und ich werde es in der That auch nöthig haben, denn meine Gespielinnen sind alle so reizend wie Grazien; ich möchte einen so lieblichen Kranz nicht gerne verunstalten.

Sey deßwegen ohne Sorge, sagte Sokrates, du bist so schön, als man für den ersten Anblick seyn kann. Aber erlaube mir nun, daß ich, zur Belohnung für das Vergnügen, welches ich dir durch diese Versicherung mache, auch dir eine kleine Frage vorlege.

Timoklea. Ganz gern.

Sokrates. Warum stehet diese Rose vor deiner Stirn? Vermuthlich hast du der lächelnden Göttin ein Gelübde ge=

than, daß du ihrer Blume bei einer so festlichen Gelegenheit eine außerordentliche Ehre erweisen wollest?

Timoklea. Wie kommst du doch auf einen so seltsamen Einfall? Es ist ja ganz natürlich, daß sie mit zu dem übrigen Kopfschmuck gehört.

Sokrates. Diese Rose ist also da, dich zu verschönern?

Timoklea. Wozu sonst?

Sokrates. Was meinst du wohl, Timoklea, wenn ein Pfau sich einfallen ließe, er sey, so wie ihn die Natur gemacht hat, nicht schön genug, und er wollte sich mit fremden Federn verbessern, würde er Federn von einem schönern Vogel nehmen, oder würde er sie einem Sperling oder Raben entwenden?

Timoklea. Ohne Zweifel würde er sie von einem schönern nehmen.

Sokrates. Er gestünde also dadurch, daß der Vogel, mit dessen Federn er sich putzte, schöner sey als er selbst.

Timoklea. So scheint es.

Sokrates. Du hältst also ebenfalls die Rose für schöner als dich selbst, weil du glaubst, daß deine Schönheit ohne sie mangelhaft seyn würde?

Timoklea. Du hast mich erwischt, Sokrates, ich hätte dir oben anders antworten sollen. Ich hätte sollen sagen: die Rose steht nur da, damit die Zuschauer sie mit meinen Wangen vergleichen, und den Ausschlag zu meinem Vortheil geben.

Sokrates. Du bist sehr verwegen, Mädchen! Du hättest keine Blume wählen können, die dir den Sieg leichter streitig machen könnte. Ich will dir indessen gerne zugeben,

daß die Farbe deiner Wangen für einen Jüngling, oder auch für uns Alte, etwas Angenehmeres habe, als die Farbe der Rose: denn so stolz wirst du doch nicht seyn, und verlangen, daß deine Farbe an sich selbst schöner sey als der Rose. Da würdest du alle Schmetterlinge und Rosenkäfer gegen dich haben: und der Beifall eines Käfers ist für die Rose so gültig, als für dich das Lob eines Jünglings. Es kommt sehr viel auf die Augen und die Gemüthsverfassung des Sehers gegen dich an. Cephise wird dich gewiß nicht des zehnten Theils so schön finden, als Chärephon. Dieser siehet dich mit Begierde, und jene halb mit Triumph, und fast mehr als halb mit Furchtsamkeit an. — Aber antworte mir jetzt nur auf dieses: glaubst du nicht, daß die Rose so schön ist als sie seyn kann? Du kannst nur diese hier zur Probe nehmen. Ich halte es für unmöglich, daß sie Zeuxis mit aller seiner Kunst, so schön wie sie ist, abmalen könnte. Wie voll, wie frisch, wie glühend ist sie! Welch eine zierliche Figur der Blätter! Welche zarte Schattirung der Farbe! Wie lieblich spielen diese kleinen blauen Adern aus der durchsichtigen Röthe! Gewiß, sie ist eines von den schönsten Geschöpfen, welches Gott vielleicht nach irgend einem himmlischen Modell gebildet, und unsrer Erde geschenkt hat. — Gesetzt nun, es gäbe irgend eine schönere Blume als die Rose ist, sie wäre aber aus der Art geschlagen, oder in ihrer Entwicklung vom Reif versengt, oder von Raupen zerfressen: so würdest du nicht sagen können, daß dieselbe Blume, in einer solchen verderbten Beschaffenheit, so schön sey als diese Rose in ihrer blühenden Pracht.

Timoklea. Nein, diejenige ist ohne Zweifel schöner, welche gerade das ist, was sie seyn soll. Aber was willst du damit sagen?

Sokrates. Ich will damit sagen, daß Cephise nicht so schön ist, als diese Blume. Ihre Leibesbildung ist zwar so symmetrisch, als sie nur immer ein Alkamenes aussinnen mag; ihre Wangen sind wie Rosen unter Lilien; sie gleicht in gewissen Augenblicken einer vollkommen schönen Bildsäule. Aber wenn sie bei der Erzählung einer tugendhaften That eben so gleichgültig bleibt als diese Bildsäule; wenn sie, statt einer klugen Antwort nur perlenfarbene Zähne weis't; wenn sie die Stirn in Falten ziehet, sobald sie ein anderes Mädchen loben hört; wenn sie in Gegenwart eines klugen Menschen eine halbe Stunde lang mit ihrer Wachtel schwatzt, oder tausend wunderliche Figuren und Minauderien macht, um unsre jungen Sybariten zu fangen, dann kann ich in der That nicht glauben, daß Cephise so schön sey, als sie seyn könnte.

Timoklea. Wenn Cephise so ist, so ist sie wahrlich dem Bilde sehr unähnlich, welches mir in einem unserer Poeten ungemein gefallen hat. Ich erinnere mich so oft daran, daß es mir sogar zuweilen im Traum vorkommt. „Die liebenswürdige Pasithea gefällt allen, die sie sehen; aber ein Weiser, der sie sieht, muß sie lieben. Ihre Augen lächeln wie ein heiterer Abendhimmel, und die Sittsamkeit wohnt auf ihren unverstellten Wangen. Wenn sie spricht, so ist der Inhalt ihrer Worte so harmonisch als ihre Stimme: ihre Empfindungen sind aufrichtig, gütig, und unschuldig wie ihre Blicke. In ihren Gebärden ist Anstand, ihre Kleidung ist einfältig und zierlich. Sie liebt ihre Schwester so zärtlich, als ob sie nicht schöner wäre; und ihre liebste Bemühung ist, einer Mutter zu gefallen, nach deren Erinnerungen und tugendhaften Sitten sie sich zu bilden trachtet. Wenn die Grazien, welche die Tugend begleiten, eine irdische Gestalt annehmen wollten, so würden sie die deine annehmen, o Pasithea; beim ersten An-

blick ist man geneigt dich für liebenswürdig zu halten; je mehr man dich kennt, desto gewisser wird man, daß du es bist."
Die Stelle ist lang, aber findest du nicht, Sokrates, daß sie so schön sey, als ich sie empfinde?

Sokrates. Du hast sie in der That mit einer Miene voll Empfindung hergesagt. Aber kennest du diese schöne Pasithea? Wohnt sie in deiner Nachbarschaft? ist sie deine Freundin?

Timoklea. Leider, nichts von dem allem. Ich habe sie nie anders als im Poeten gekannt.

Sokrates. Das ist mir leid. Mich dünkt ein Mädchen habe nicht eher das geringste Recht, sich für schön zu halten, bis sie dieser Pasithea recht ähnlich ist, sie mag nun seyn, wo sie will. Aber weil du doch in ihr bloßes Bildniß schon so verliebt bist, so wirst du dich ohne Zweifel auch bemüht haben, ihr gleich zu werden, so daß du es entweder jetzo schon bist, oder es doch nächstens völlig werden wirst. Was meinest du dazu, Timoklea?

Timoklea. Ich meine — daß es sehr schwer sey, von sich selbst zu reden; und wie viel schwerer muß es einem Mädchen von meinem Alter seyn, von welchem man nicht wohl erwarten darf, daß es sich selbst kenne. Wenn ich aber ja eine genauere Antwort geben soll, so finde ich mich dem Bilde dieser Pasithea in manchen Stücken nicht unähnlich (die blauen Augen nicht mitgerechnet.) Wenn ich mich aber deßwegen für schön genug halten wollte, so würde mir etwas in meinem Busen widersprechen, welches sich gar oft hören läßt, wenn mich der Spiegel oder meine Sklavinnen eitel machen wollen.

Sokrates. Du glaubest also, daß du nöthig habest, dich schöner zu machen, wenn du nicht leiden willst, eben sowohl

als Cephise, von der Rose an deiner Stirne beschämt zu werden.

Timoklea. Ja freilich.

Sokrates. Und zu deiner Verschönerung wirst du andere Mittel nöthig haben, als Kräuseleisen und Perlenschnüre und Arabische Salben. Denn an diesen kann der Fehler in der That nicht liegen.

Timoklea. O wie würdest du mich verbinden, guter Sokrates, wenn du mich diese Kunst schöner zu werden lehren wolltest, welche gewiß niemand besser kennt, als du. Du würdest die lernensbegierigste Schülerin an mir haben. Von meinen ersten Empfindungen an habe ich die zärtlichste Neigung gegen das Schöne und Anständige gehegt; sie ist mit den Jahren gewachsen, aber ich fürchte daß man mich das, was das Schönste und Vortrefflichste ist, noch nicht, oder nur sehr wenig kennen gelehrt hat.

Sokrates. Wir werden schwerlich noch Zeit haben, unsre Unterredung fortzusetzen: du wirst nun bald vor dem Tempel seyn müssen.

Timoklea. Sey unbesorgt, Sokrates. Es sind noch zwei Stunden, bis das Opfer angehen wird; und alsdann werden mich etliche meiner Freundinnen abholen. Bis dahin werde ich noch vieles von dir hören können!

Sokrates. Aber würdest du diese kurze Zeit nicht besser vor dem Spiegel anwenden können, als mit mir? Bist du auch gewiß, daß jede Schleife, jede Locke an dem rechten Platz und in der besten Lage ist? Und wenn auch hierin im geringsten nichts fehlt, so wird es doch ein großes Vergnügen seyn, alle diese Reizungen vor dem Spiegel zu mustern, und sich als die Besitzerin derselben zu denken. Dieses Vergnügen muß in der That ungemein groß seyn; denn ich höre, daß viele

Mädchen in Athen halbe Tage in dieser entzückenden Beschauung zubringen; ja, daß einige sogar mit der Morgenröthe aufstehen, um diese Wollust desto länger zu genießen, von welcher sie urtheilen, daß sie den Schlaf überwiege. Müßte ich mir nicht ein Gewissen machen, dich von so süßen Selbstbetrachtungen abzuhalten?

Sokrates sagte dieß mit einem ironischen Lächeln, welches dem guten Mädchen ein wenig weh that. Sie erheiterte sich aber augenblicklich wieder, und indem sie ihn mit Blicken, in welchen die Aufrichtigkeit ihrer Worte ausgedrückt war, ansah, sagte sie:

Ob mir gleich mein Geständniß vielleicht keine Ehre macht, so läugne ich doch nicht, daß ich mit Vergnügen in den Spiegel sehe. Aber du darfst mir glauben, Sokrates, daß das Vergnügen, das ich in deiner Gesellschaft finde, von einer viel edlern Art, viel sanfter und reiner, als jenes ist, welches ich nie ohne Vermischung mit Eitelkeit, Eifersucht, oder Begierde zu schimmern und bewundert zu werden, empfunden habe. Das Vergnügen, das ich genieße, wenn ich dich reden höre, scheint meiner Seele viel eigener und natürlicher. Ein jeder Gedanke, den du in mir erweckst, macht mir eine so große Freude als ob ich etwas sehr Kostbares gefunden hätte. Ich glaube gewiß, daß ich von dir lernen kann, wie man es machen muß, um wahrhaftig schön und trefflich zu seyn; und wie könnte ich mich betrügen, da ich dich für so menschenfreundlich halte, daß du dich die Mühe nicht dauern lassen wirst, die du deßwegen an mich wenden müßtest?

Sokrates. Diese Gesinnungeu nehmen mich ganz ein, liebe Timoklea. Deine Miene hat mich nicht getäuscht, da sie mir gleich anfangs eine liebenswürdige Seele auszudrücken schien: du bist es in der That würdig, weit über die gedan-

kenlosen rosenwangigen Mädchen hinweggesetzt zu werden. Ich sehe dich zwar schon auf einem so guten Wege, daß du, auch ohne fremde Hülfe, bloß durch dein gutes Naturell zu keiner geringen Vortrefflichkeit würdest haben kommen können. Indessen würde ich mich doch freuen, wenn ich dir behülflich seyn könnte, früher und leichter so schön und gut zu werden, als es nöthig ist, um einer wahrhaftigen Glückseligkeit fähig, und der Liebe aller Tugendhaften würdig zu seyn. Die Weisheit ist nicht schwer. Alles hängt bloß davon ab, daß man eine kleine Reihe von Wahrheiten deutlich einsehen lerne, und von ihrem unschätzbaren Werth, von ihrer göttlichen Schönheit so eingenommen werde, daß man sie zu beständigen Regeln seines Lebens mache. Das Meiste hierbei thut ein gefühlvolles und redliches Herz; dieses kommt dem Verstand allezeit zu Hülfe; und wie die Exempel nicht selten sind, daß jemand durch die Liebe mit einer bewundernswürdigen Behendigkeit zur Vollkommenheit in einer Wissenschaft oder Kunst gestiegen ist: so ist kein Zweifel, daß man in der Bestrebung nach Weisheit und Tugend viel weiter kommen wird, wenn die Seele schon mit edeln Begierden nach dem Schönen und Vortrefflichen angefüllt ist. Damit aber unsere Unterredung zu ihrem Zweck komme, so erlaube mir dich zu fragen, o Timoklea, wo nach deiner Meinung eigentlich die Quelle der Schönheit zu suchen sey?

Timoklea. Ich verstehe deine Frage noch nicht genugsam, um darauf antworten zu können.

Sokrates. Ohne Zweifel ist dir das Wort Schönheit undeutlich. Ich nehme es jetzt in keinem andern als dem gemeinen Sinn, worin es von jedermann genommen wird, wenn man sagt eine schöne Person, ein schönes Gesicht, eine schöne Blume u. s. w. Meine Frage aber will ich dir durch

ein Gleichniß verständlicher machen: wenn du in einem Brunnen das Bild einer Nymphe oder sonst eines schönen Dings erblicktest, so würde dir augenblicklich einfallen, daß dieses nur ein Schattenbild von einem wirklichen Wesen sey, und du würdest dich nach dem gegenüberstehenden Urbild umsehen. Oder wenn ich beim Anbruch des Tags die dünnen Wolken, die um den Horizont schweben, mit so angenehmen und immer höhern Farben beworfen sehe, so schließe ich daraus auf die Ankunft der Sonne, von welcher ich weiß, daß diese Farben ausfließen; da die Wolken an sich selbst, wie das Wasser, aus welchem sie entstehen, nur dunkle Körper sind. Die Sonne ist also eigentlich die Quelle der Schönheit dieser vielfarbigen Morgenwolken; und nun frage ich, in dem gleichen Verstande der Worte, was die Quelle der Schönheit des Leibes sey?

Timoklea. Ich glaubte nicht, daß es mit der Schönheit die gleiche Bewandtniß habe, wie mit dem Schatten im Wasser, und dem Urbilde desselben. Ich hielt sie für etwas, das für sich selbst besteht; aber es scheint, daß du es anders findest, und ich werde mich gern unterrichten lassen.

Sokrates. Die wahre Beschaffenheit der Sache ist leicht herauszubringen. Du kennest ohne Zweifel die Tochter des Kallinous, welche noch kürzlich für eine der schönsten Personen in Athen gehalten wurde. Jetzt unterscheidet sie sich zu einer Zeit, da sie in der Blüthe der Jugend stehen sollte, durch eingefallene Augen, eine bleiche Farbe, und so verdrießliche Gesichtszüge, daß man sich fürchtet, ihr unter die Augen zu sehen. Man sagt, Parrhasius habe sie jüngst zum Muster genommen, da er die Mißgunst in sichtbarer Gestalt zeigen wollte. Und wo mag diese Veränderung hergekommen seyn? Sie ist nie krank gewesen. Aber sie ist seit einem Jahr in das Spielen so vernarrt worden, daß sie mit etlichen

sogenannten Freundinnen von gleicher Art, Tag und Nacht damit vertreibt. Beim Spiel hat sie so viel Gelegenheit zu widrigen und unedeln Leidenschaften gehabt, daß ihre Gesichtszüge endlich ganz verkehrte Falten bekommen haben. Eine herrschende schlimme Leidenschaft, es sey nun Neid oder Eifersucht, oder lasterhafte Liebe, kann in kurzer Zeit aus einer Grazie ein Schreckbild machen. Du siehest also, daß auch die äußerliche Schönheit vielmehr von der Seele abhängt, als man insgemein aus Mangel der Ueberlegung meint.

Timoklea. Demungeachtet sind doch viele Leute, welche sowohl sich selbst für schön halten, als von andern dafür gehalten werden, von denen man schwerlich wird sagen können, daß sie ihre Schönheit der Seele zu danken haben; es müßte denn seyn, daß ihre Seele geben könnte, was sie selbst nicht hat.

Sokrates. Diese Personen, welche du meinst, sind ohne Zweifel von der Gattung, die wir in der philosophischen Sprache Halbmenschen oder Amphibia nennen; zweideutige Compositionen aus streitenden Eigenschaften, gut und böse, schön und häßlich, je nachdem es die Leidenschaften mit sich bringen, deren Sklaven sie sind. Diese Leute können sich unter den Tugendhaften und den Bösen, unter den Weisen und den Narren gleich wohl gefallen, nach Art des Bibers oder Krokodils, die auf dem Lande und im Wasser leben können. Du wirst bei keinem Mädchen von dieser Gattung auch nur eine mittelmäßig beständige Schönheit finden. Ich kenne ein solches Geschöpf, welches ich eher ein Meteor oder einen Chamäleon, als eine Weibsperson nennen möchte. In einer einzigen Stunde habe ich sie zwölferlei Personen spielen sehen. Bald lächelt sie, bald zürnt sie; jetzt sieht sie ganz schwermüthig aus, und augenblicklich darauf tanzt sie wie

ausgelassen in der Stube herum. Man sollte denken, daß sie recht darauf raffinire, aus den abgeschmacktesten Fratzengesichtern süße Mienen und bezaubernde Reizungen herauszuziehen; denn sie sucht eine Geschicklichkeit darin, auf eine fürchterliche Art zu lächeln oder eine angefangene widerwärtige Miene in eine annehmliche zu endigen. Je nachdem man eine solche Creatur in einer Laune antrifft, nachdem wird man sie häßlich oder schön finden; und also ist sie eigentlich kein Beispiel gegen meinen aus der Erfahrung gezogenen Satz, daß die Quelle der Schönheit in der Seele zu suchen sey.

Timoklea. Ich wünschte doch, daß du deine Gedanken ein wenig genauer auseinander setztest. Denn obgleich die Seele einen großen Einfluß in die Schönheit des Leibes hat, so scheint es mir doch, daß diese letzte in vielen Stücken von jener unabhängig sey.

Sokrates. Ich hoffe, deinem Begehren durch folgende Vorstellung zu entsprechen. Unser Leib sowohl als unsere Seele sind von Natur so gebildet, daß sie nicht anders als schön seyn können, wenn sie sich in dem natürlichen Zustande befinden, in welchem alle Geschöpfe sind, wofern sie nicht verderbt werden, das ist, wenn sie gesund sind. Mit einer vollkommnen Gesundheit des Leibes ist die Schönheit desselben nothwendig verknüpft; und eben diese Beschaffenheit hat es mit der Gesundheit der Seele, welche in der Tugend besteht. Jeder Mangel der körperlichen Schönheit kommt von irgend einer Verderbniß her, die in unsrer ungemein feinen und leicht in Unordnung gebrachten Maschine vorgegangen. Es ist aber wohl zu merken, daß zwischen der Gesundheit der Seele und des Körpers kein so genaues Verhältniß ist, daß, wenn das eine krank ist, das andere in eben dem Grade mit leiden müßte, Eine sehr heitere, lebhafte und tugendsame

Seele kann in einem kränklichen Gehäuse wohnen; hingegen kann der Seele eines Alcibiades ein sehr gesunder und starker Körper zufallen; und daher kommt es, daß eine Lais oder andere Afterschönheiten von der betrügerischen Art, die unter einer schönen Larve ein verachtenswürdiges Gemüth verbergen, manchmal viele Zeit brauchen, bis sie ihre Schönheit zu Grunde gerichtet haben. Demungeachtet stehen Seele und Leib in einem so genauen Verständniß miteinander, daß die Gesundheit und Schönheit des Körpers leidet, je mehr sich die Seele von der Tugend entfernet; und hingegen ordentlicherweise zunimmt und vermehrt wird, je mehr sich die inwendige Schönheit entwickelt. Insonderheit ist der Einfluß der Seele ungemein spürbar, wenn sie, wie es von rechtswegen seyn soll, der herrschende Theil bei einem Menschen ist. Man versteht unter dem, was man Annehmlichkeiten oder Grazien nennt, nichts anders als diese kleinen Einflüsse, welche die Lebhaftigkeit, Schönheit und Zierlichkeit des Gemüths in den Körper hat; und wenn man genau redet, so unterscheidet man Schönheit und Anmuth, wovon die letzte, eben deßwegen weil sie unmittelbar aus der Seele fließet, weit edler ist als die erste.

Timoklea. Ohne Zweifel ist sie das; sie thut eine viel schnellere und größere Wirkung auf das Gemüth, als die bloße Schönheit. Eine Person kann, ohne das zu seyn, was man insgemein schön nennet, sehr angenehm seyn; und eben dadurch viel beliebter, geschickter zur Gesellschaft als eine eigentliche Schönheit. Mich dünkt irgendwo gelesen zu haben, daß die meisten Schönen unerträglich seyen; und daß hingegen viele Personen, ohne schön zu seyn, eine gewisse namenlose Anmuth besitzen, die einem das Herz abgewinnt. Sage mir nun, Sokrates, ob ich dein System recht gefaßt habe, wenn

ich's mir so vorstelle. Zur vollkommenen Schönheit des Menschen würde erfordert, daß sowohl die Seele, der edelste Theil, als der Leib, jedes ganz und gar in seinem natürlichen Zustande der Gesundheit sich befände. Jene müßte ganz tugendhaft, dieser immer lebhaft und blühend seyn, beide aber in der besten Harmonie stehen. Es findet sich aber, so viel ich weiß, eine vollkommene Schönheit nirgends als in den Welten der Dichter. Hingegen theilen sich die Menschen in Absicht der Schönheit in verschiedene Classen. Bei einigen findet man bloße Schönheit des Leibes ohne Anmuth, und da liegt der Fehler an der Seele. Bei andern findet man Tugend ohne äußerliche Schönheit, die aber durch das gefällige Wesen, welches Personen von guter Sinnesart eigen ist, genugsam ersetzt wird. Bei einer noch kleinern Anzahl finden sich beide Schönheiten gepaaret; es gibt aber in dieser und den andern Classen unzählige Grade. Es sollte mir leid seyn, wenn es nöthig wäre noch eine vierte Classe für diejenigen zu machen, welche weder äußerliche noch innere Schönheit haben; denn ich denke, daß dergleichen Geschöpfe eher unter die Affen als die Menschen gehören möchten. Wenn ich nun alles zusammennehme, so dünkt mich, weil doch ein vollkommen schöner Mensch schwerlich gewöhnlicher seyn wird, als ein Sphinx, so müsse man die Schönheit nach dem vornehmsten Theil bestimmen; so daß wir, wenn wir richtig reden wollen, nur diejenigen Personen schön nennen müssen, bei denen wir die Schönheit der Seele und die damit verbundenen Annehmlichkeiten finden. Hingegen soll eine Person, die nur dem ersten Anblick schön vorkommt, in der That aber nichts Vorzügliches in ihrem Gemüth und Charakter zeigt, schlechterdings das Recht auf das Lob der Schönheit verloren haben. Die Poeten haben einen Narcissus, der

seinen Namen füglich allen den jungen Herren leihen könnte, die uns nur mit körperlichen Reizungen gefallen, oder vielmehr uns fangen wollen; und um gleicher Bequemlichkeit willen, könnte man eine jede rosenwangige Dame ohne Geist, um das Wort Schön nicht zu mißbrauchen, eine Narcissa heißen.

Auf diese ziemlich lange Rede, welche Timoklea mit einer besondern Anmuth vorbrachte, versetzte Sokrates in einer Art von Entzückung:

O Timoklea, wenn irgend eine Athenerin fähig ist, wahrhaftig schön zu werden, so bist du es! Ich habe dir mit dem größten Vergnügen zugehöret. Du hast meine Gedanken nicht nur wohl gefaßt, sondern auch noch besser geordnet und gebildet; und sie haben in deinem Mund eine neue Anmuth bekommen. Du bist uns eine Pasithea schuldig. Die Natur hat dich mit der schönsten Anlage zu einer liebenswürdigen Harmonie zwischen dem äußerlichen Menschen und dem inwohnenden Geiste begabt, welcher seiner Natur nach, da er viel vortrefflicher als jener, einfach, unvergänglich und der Gottheit ähnlich ist, auch der wahren Schönheit viel fähiger ist, als der aus so vielen widerwärtigen Theilen zusammengeleimte, veränderliche und dem Tod unterworfene Leib, auf dessen vergängliche Schönheit sich einige so viel einbilden, daß sie des großen Vorzugs ihrer Natur ganz vergessen. Denn die Schönheit der menschlichen Seele ist so weit über die Schönheit eines blühenden und mit anmuthigen Farben übertünchten Leibes erhaben, als die Dämonen über die glänzenden Sphären, die ihnen, nach der Meinung einiger Weisen, zu bewegen gegeben sind. Der Urheber der Natur hat zwar diese Welt, auf die er uns gesetzt hat, mit unzähligen Arten von schönen Dingen ausgeschmückt; und es muß auch einem

Weisen erlaubt seyn, in Bewunderung zu gerathen, wenn er dieses erhabene Gewölbe von fließendem Sapphir, diese alles umgebende zarte Luft, mit Lichtstrahlen und anmuthigen Gestalten der Dinge angefüllt, diese grün bekleidete Erde mit selbst gewachsenen Blumen gestickt, diese prächtigen und reizenden Ansichten, die so mannichfaltigen, so künstlichen und so schönen Bildungen der Thiere, der Vögel, Fische, Insecten und Pflanzen — wenn er von diesem allem nur einen kleinen Horizont übersieht, so muß es ihm erlaubt seyn, von so vielen Schönheiten in Erstaunung gesetzt zu werden, und er wird nicht anders als aus dem, was er da sieht und empfindet, schließen können, es müsse die Absicht der göttlichen Kraft, die alles dieß hervorgebracht hat, gewesen seyn, etwas sehr Schönes und Bewundernswürdiges zu machen. Wenn wir aber den Menschen in seiner ganzen Anlage und nach allen seinen Verhältnissen betrachten, so finden wir, daß der Schöpfer der Welt in ihm allein einen herrlichern Beweis von seinem göttlichen Verstande und der Hoheit seiner Ideen dargestellt hat, als in der ganzen übrigen sichtbaren Natur. Ihm allein hat er von dem allesbelebenden Geiste ein so reiches Maß zugetheilt, daß er, in einiger Aehnlichkeit mit der Gottheit selbst, denken, und eine ganze Sphäre, eine ganze Welt voll Schönheit und nützlicher Gegenstände, überschauen und beherrschen kann. Ihn allein hat er ganz und gar zur Tugend, das ist, zu der größten Würde und zu der höchsten Glückseligkeit, deren ein Geschöpf fähig ist, geschaffen. In dieser besteht diese Schönheit von einem höhern Rang, welche den Menschen zu dem obersten Geschöpf, und gleichsam zur Krone der göttlichen Werke macht. Alle Kräfte des Menschen, und alle Wirkungen dieser Kräfte, alle Erkenntnisse, nach welchen der Verstand strebet, alle Bemühungen des ganzen Menschen,

sollen der Tugend geheiliget seyn. Sie soll den ganzen Menschen regieren und einnehmen, und dafür in allen Umständen seine Glückseligkeit ausmachen. Denn daß man auch in den glücklichsten äußerlichen Umständen nur durch die Tugend glückselig seyn könne, das müssen auch die Lasterhaften zugestehen. Es ist aber diese Tugend kein so eingeschränktes und mangelhaftes Ding, wie sich die meisten einbilden: sie ist die Gesundheit der ganzen Seele; eine standhafte Neigung zu allem was gut und vortrefflich ist; eine inwendige Güte, die sich immer mitzutheilen trachtet; eine aus Einsicht fließende Liebe der Ordnung und der göttlichen Gesetze, von deren Beobachtung die Glückseligkeit der Wesen so sehr abhängt, daß der Schöpfer selbst mit seiner ganzen Allmacht keinen Menschen glücklich machen könnte, der sich diesen Gesetzen nicht unterwerfen wollte. Nur eine solche Tugend verdienet den erhabenen Namen, und nach keiner geringern müssen alle unsere Bestrebungen gehen. Einzelne Stücke von der Tugend, die in ein lasterhaftes oder thörichtes Leben eingeflickt werden, sind wie glänzende Lappen an einem zerstückten Bettlermantel. Man wird von einem übelgewachsenen und mißgestalteten Körper nicht sagen, daß er schön sey, wenn gleich ein einzelner Theil einiges Ebenmaß hätte. Aber wenn wir die Tugend, so wie ich sie beschrieben habe, in ihrer vollen Schönheit an jemand erkennen, dann müssen wir gestehen, daß die menschliche Natur einer großen Vortrefflichkeit fähig sey; und wie schön, wie ähnlich den überirdischen Gegenden, müßte eine ganze Welt voll solcher Menschen seyn! Gewiß, Timoklea, erst alsdann wäre unsere Erde so wie sie seyn sollte, wenn der vornehmste ihrer Einwohner, dem Ursprung und der Würde seiner Seele getreu, seine Glückseligkeit in der Tugend suchte, wenn Unschuld und Wahrheit und Tugend unter uns

herrschend wären. Gewiß die ganze Natur würde durch diese Veränderung ein schöneres Ansehen gewinnen. Ich lasse mir auch die Hoffnung nicht gerne nehmen, daß einmal eine Zeit kommen werde, die eine so glückliche Veränderung (wofern man es nicht eher Verwandlung nennen muß) mitbringen wird.

Timoklea. Wie sehr hast du mich durch diese Vorstellungen gerührt, die dir die Wahrheit selbst auf die Lippen gelegt zu haben scheint! Wie groß, majestätisch und liebenswürdig ist der Mensch nach deiner Beschreibung! Und mich dünkt, ich fühle es an meinem eigenen Herzen, daß es deinen Reden Beifall gibt; es empfindet, daß es möglich ist zu seyn, wie du verlangest; und es ist voll Begierde nach dieser hohen und geistigen Schönheit, die aus einer standhaften Güte der Seele, nebst unzählbaren andern guten Wirkungen ausfließt. Verlasse mich nicht, o Sokrates, in der süßen Beschäftigung, die künftig meine Hauptarbeit seyn soll; und glaube, daß deine menschenfreundliche Sorgfalt an ein Herz gewendet ist, welches sie zu schätzen weiß.

Theages.

Ueber Schönheit und Liebe.

Ein Fragment. 1760.

Pur se tanto t'infiamma e ti conforta
Beltà celeste entro terreno velo,
Che sara dunque à vagheggiar la in cielo?
Guidi.

Theages.

An Herrn P.

Sie verlangen von mir, Ihnen eine umständliche Erzählung von der Unterredung meines Freundes mit dem Platonischen Einsiedler zu machen, mit dessen Charakter Sie, als ein eifriger Sammler moralischer Seltenheiten, Ihr bewundernswürdiges Cabinet zu vermehren wünschen. Ich fühle alle Schwierigkeiten der Arbeit, die Sie mir auflegen. Die Ideen unsers Platonisten haben einen so eigenen Schwung, daß ich keine Hoffnung haben kann, ein so getreuer Copist zu seyn, als ich es zu seyn wünsche, da ich (wie ich gestehen muß) ein ganz verliebter Bewunderer des Theages bin. Aber Sie wollen lieber einen unvollkommnen Abriß einer seltsamen Schönheit, als gar keinen. Ich will meinen besten Versuch machen, Ihr Verlangen zu befriedigen, da meine eigene Neigung das Gewicht, welches Ihre Bitten bei mir haben, so sehr verstärkt. Denn ich bin wirklich ganz von dem Ideal der vollkommnen Schönheit, welche Theages allein würdig malen kann, eingenommen; und wie gern spricht man nicht von dem was man liebt?

Stellen Sie sich also ein anmuthiges Wäldchen vor, worin ein Paar Platonische Schwärmer in einer wilden Laube von duftenden Gesträuchen sitzen: der eine mit begeistertem Angesicht und mit Gesten, welche, gleich den Druckern in einem Gemälde, seiner Rede Leben und Wärme geben; der andre in einer horchenden Lage, mit weitaufgesperrten Augen und halboffnen Lippen, wie man die bewundernde Aufmerksamkeit zu schildern pflegt: so haben Sie ein Bild von Nicias, dem Erzähler, und Ihrem ergebensten Freunde, dem Zuhörer.

Sie kennen den jungen Mann, den ich Nicias nenne, bereits aus meinen mündlichen Nachrichten als einen Virtuoso nach den Begriffen unsers Shaftesbury. Er ist ein feiner Kenner des Schönen in Natur und Kunst. Italien hat seinen Geschmack in Musik, Malerei und Baukunst durch die vollkommensten Muster gebildet. Die Kunst des Dichters ist ihm dadurch desto schätzbarer geworden. Aber seine Liebe zur poetischen Art zu denken hat ihn gegen unsre Sänger nicht nachsichtiger gemacht. Er hält nur Homere und Platonen für fähig, die erhabene Sprache zu reden, welche die Heiden die Göttersprache nannten, und sich darin nicht irrten, da Gott selbst sie redete, wenn er große Gefühle von seiner Majestät in menschlichen Seelen erwecken wollte. Die Tugend mit ihrer ganzen unwiderstehlichen Schönheit, in ihrer wahren Temperatur, nach dem Leben, d. i. in nachahmlichen Handlungen schildern, die Thaten Gottes erzählen, den Menschen Geschmack am Edeln, Großen und Erhabenen einflößen, und (was die Seele des Christenthums ist) den Geist von den sinnlichen Dingen ablocken, und an den Himmel, für den er geschaffen ist, angewöhnen — dieß sind, seiner Meinung nach, die Geschäfte der Dichtkunst. Er glaubt, Pindar würde dem göttlichen David nachgeeifert haben, wenn er das Glück ge-

habt hätte, etliche Jahrhunderte später geboren zu werden. Jetzo findet er zwischen dem Genie, den Gedanken und dem Schwung dieses Dichters, und seiner Religion, einen gewaltigen Contrast. Die erhabenen Vorstellungen eines Pindar stehen seiner Meinung nach in einem falschen Lichte, wenn sie verschwendet werden, Fabeln ein Ansehen zu verschaffen, welche auch zu seiner Zeit nur Kindern und Säugammen erträglich seyn konnten. Es geht mir, sagte er mir einst, mit diesem erhabenen Griechen, wie es mir geht, wenn ich eine unschuldige Miene in dem Gesicht einer Buhlerin entdecke. Wie sehr würdest du mir gefallen, denke ich, wenn aus diesen sanften Zügen dein Herz redete, und wenn deine Wangen moralisch, und nicht aus List errötheten!

Diese Züge mögen genug seyn, Sie wieder an meinen Nicias zu erinnern. Nunmehr wird er selbst reden, und den Anfang von dem machen, was in dem Landhause der Gräfin von T. vorgefallen ist, deren Schwestersohn er ist.

Aspasia (so wollen wir die Gräfin nennen) hat ihre Schönheit, welche, wie man sagt, in ihrem Frühling manches tapfere Herz entwaffnete, so gut zu erhalten gewußt, daß ihr niemand ansieht, daß sie nahe an vierzig ist. Sie war schön, vortrefflich erzogen, sie zeichnete, sang, spielte Laute und Clavier, war die Seele in allen feinen Gesellschaften, und, was allem diesem einen höhern Glanz zu geben pflegt, sie war eine reiche Erbin. Demungeachtet hat sie sich nie geneigt gefunden, eines von den seufzenden Geschöpfen, mit denen sie die Hälfte ihres Lebens umringt war, zu erhören; ob sie gleich kein marmornes Herz hat, und in ihrem ersten Anblick lauter Güte und Leutseligkeit verspricht. Sie entschloß sich früh, unverheirathet zu bleiben, und ist bisher standhaft gewesen.

Ohne Zweifel werden Sie sich jetzt einbilden, daß sie, aus Begierde den Engeln ähnlicher zu seyn, sich dem heiligen Stand der ewigen Jungferschaft gewidmet habe, von dessen schwanenweißer Reinigkeit und Unschuld der heilige Hieronymus so viel Schönes zu sagen weiß. Sie sehen sie vielleicht schon in einem schwarzbekleideten Cabinet, an einem Tisch von Ebenholz sitzend, mit einem Crucifix, einem Todtenkopf und einer Sanduhr vor ihr, sich im Leben der heiligen Katharine von Siena vertiefen, und wenn sie zuweilen aus ihrer Entzückung erwacht, mit andächtigem Blick ihre himmlische Miene im Spiegel beobachten. Aber das ist es nicht, mein Herr. Aspasia liebt bloß ihre Unabhängigkeit, und kann sich nicht entschließen, die Meisterschaft über ihre Person, ihre Neigungen, ihre Zeit und ihr Vermögen einem Mann abzutreten, er möchte auch seyn wer er wollte. Denn sie hat nie einen Karl Grandison angetroffen, und sucht auch keinen unter dem Monde. Sie ist so weit von einer Nonne entfernt, daß sie vielmehr mitten in der großen Welt lebt, ohne mit starken Banden an dieselbe gebunden zu seyn. Sie hält sich viel in der Stadt auf, besucht den Hof, und ist häufig in den Assembleen anzutreffen. Sie kennet die Welt, und ergötzt sich mit ihr, ohne ihre Gemüthsruhe, oder ihre Freiheit aufs Spiel zu setzen. Alle Leute von feiner Lebensart halten ihren Umgang für ein Glück, aber niemand stört sie, wenn sie allein seyn will, welches gewöhnlich auf dem Lande geschieht. Sie liebt die unschuldigen Ergötzungen mehr aus Geschmack als Leidenschaft. Sie liest viel, und lebt nur darum in einer größern Sphäre, um Beobachtungen zu machen, und im Stillen Gutes zu thun. Eine immer heitre und muntre Temperatur des Leibes und des Gemüths hat sie jederzeit vor Leidenschaften bewahrt, die ihrem Ruhm oder ihrem Entschluß nachtheilig werden konn=

ten. In jüngern Jahren mag sie einige Fehler gehabt haben, die bei ihrem Geschlecht von der Jugend und Lebhaftigkeit des Geistes unzertrennlich scheinen; aber die Erfahrung und der Umgang mit ihrem Bruder haben sie zeitig genug gesetzt gemacht. Ich glaube, daß ihre strengsten Tadler schwerlich etwas anders an ihr auszusetzen haben, als daß sie die Pracht liebet, und ihrem Geschmack für schöne Gebäude und Meisterstücke der Malerei, wie es vielen scheinen wird, allzuviel nachhängt. Ich werde Sie einmal in ihr Landhaus führen, um Ihnen zu zeigen, daß sie einen sehr guten Geschmack hat.

Ich erlaube ihr dieses viel lieber, sagte ich zu Nicias, als wenn sie sich selbst auf eine so romanhafte Art, wie Sie vorhin phantasirt haben, lebendig begraben wollte, um die Maria Magdalena zu spielen, ohne wie diese eine Sünderin gewesen zu seyn. Denn wär' es nicht unverantwortlich, wenn sich eine Person der Gesellschaft entziehen wollte, die eine so schöne Rolle in derselben zu spielen weiß? Aber ich sehe, daß wir keine Ursache haben, ihretwegen in Sorgen zu stehen.

Nichts weniger, versetzte Nicias; Aspasia hat einen aufgeklärten Geist, welchem es leicht ist, in einem fröhlichen und sanften Temperament die Oberhand zu behalten. Sie kann eine Elisa Rowe bewundern, ohne die zweite Rowe aus sich selbst erzwingen zu wollen.

Sie sagen sehr recht, erzwingen, Nicias; denn es muß, dünkt mich, allemal ein affectirtes, steifes und hartes Werk herauskommen, wenn jemand das eigene in einem seltsamen Charakter copiren will. Eine Rowe ist eine Schönheit in der moralischen Welt; aber wenn Aspasia eine Rowe seyn wollte, so hätten wir eine schlechte Copie mehr, und ein schönes Original weniger — Doch ich will Sie nicht mit meinen Einfällen aufhalten. Ich bin begierig, nun auch Ihren Theages zu

kennen, nachdem Sie mich mit seiner Schwester bekannt gemacht haben. Sie müssen noch ein wenig Geduld haben, sagte Nicias, und mich dem Geiste der Erzählung überlassen, der jetzt auf mich gekommen ist; und welcher gleich dem Sancho Pansa, augenblicklich aus dem Zusammenhang kommt, wenn man ihm einen andern Gang vorschreiben will, als den er selbst zu nehmen gesonnen ist. So reden Sie dann immerfort, Nicias; Sie hätten sich keinen bessern Zuhörer wünschen können als mich; ich bin nie geschickter gewesen, meine Seele ins Ohr zusammenzuziehen, als seitdem wir in dieser Laube sitzen.

Ich hatte, seitdem ich aus Italien zurückgekommen war, das Schloß der Gräfin, welches in einer der annehmlichsten Gegenden liegt, nicht gesehen. Ich besuchte sie also daselbst, und fand, daß sie große Veränderungen in den Gärten gemacht hatte, in deren Anlage sie einen feinen, wiewohl ein wenig romantischen Geschmack hat. Sie liebt in allen Werken der Kunst die Verhehlung der Kunst, und eine gewisse Einfalt und angenehme Unordnung, welche sie den Werken der Natur ähnlich macht. Wenn man einen Hain von Fruchtbäumen, die in geraden Zeilen stehen, durchwandelt hat, steiget man an einem sanften Hügel in eine Wiese hinab, die mit allen Arten von Blumen, und im Frühling ganz mit Hyacinthen, Violen und Tulpen besetzt ist. Eine Quelle schlängelt sich in hundert Wendungen durch diesen kunstlosen Blumengarten, und schimmert lieblich aus den Blumen hervor. Aus dieser Ebne kommt man in eine andere Gegend, die einer Wildniß ähnlich sieht. Hier und da ragen bemooste Ruinen, Obelisken, oder halbzerbrochne Statuen aus Gebüschen hervor. Die beiden Seiten dieser anmuthigen Wüste sind mit künstlichen Felsen eingefaßt, in welche Grotten eingehauen sind, in deren Eingang

Nymphen, auf ihre Urnen gelehnt, hellrauschende Bäche ausgießen, die sich hier und da in kleine Seen sammeln, welche, mit kunstlosen Büschen umkränzt, von Schwanen und andern Wasservögeln bewohnt werden. Das Auge erstaunt in einem angenehmen Betrug, und man findet sich genöthigt, die Fabeln der alten Poeten zu glauben, wenn man diese Nymphen in einer so einsamen und ehrwürdigen Gegend erblickt; denn ihre Locken scheinen zu flattern, und in ihrem Busen glaubt man das Leben wallen zu sehen — so geschickt hat der Künstler seine Idee dem Marmor einzudrücken gewußt. Endlich verliert sich der Spaziergang unvermerkt in ein Labyrinth von Rosengebüschen, welche in Wände gezogen sind, die einander unzähligemal durchkreuzen, und in dem schönsten Monat des Jahrs diesen Ort zu einem Paradiese machen. Da und dort laden uns hohe Lauben ein, oder Grotten mit Marmorwänden, aus deren Ritzen Wasser hervorsprudelt. Die Nordseite des ganzen Gartens ist von einem großen Tannenwald beschützt, aus dessen Zweigen die Melodien aller Arten von Gesangvögeln hervorschallen, eine Musik, die angenehmere Eindrücke auf mich macht, als die künstlichen Triller und falsae voculae unsrer Sängerinnen. Ich weiß nicht, ob Ihr Geschmack hierin mit dem meinigen sympathisirt; für meinen Theil ziehe ich eine solche Lustgegend den prächtigsten Gärten vor, und weiß mir nichts Angenehmer's von dieser Art vorzustellen, es müßten denn die bezauberten Gärten der Armide seyn, welche Tasso so unnachahmlich schildert; diese Inseln, „wo stehende Seen und flüssige Krystallen, Blumen, Kräuter und Bäume von aller Art, sonnige Hügel, beschattete Thäler, Haine und Grotten sich auf einmal in lieblicher Vermischung zeigten; wo die Kunst alles that, ohne gesehen zu werden, wo die Natur selbst im Scherz ihre Nachahmerin nachahmte;

wo die bezauberte Luft den Blumen eine unsterbliche Lebhaftigkeit gab, und wo bis auf die rauschenden Blätter der Bäume alles musikalisch war, und Liebe athmete." Das Bild, das ich Ihnen von Aspasia's Garten gemacht habe, ist nur sehr roh und eilfertig; und der wirkliche Anblick wird, meiner Beschreibung ungeachtet, allen Schein der Neuheit für Sie haben.

Ich bin entzückt über Ihre Beschreibung, rief ich aus, und Sie werden mir ein wenig Zeit lassen müssen, wenn Sie gesonnen sind, mich wieder aus diesen Zaubergefilden, die ich ganz lebhaft vor mir sehe, herauszuführen. Mich dünkt, es schickte sich nirgends besser als in dieser schönen Einöde, in der Gesellschaft der Nymphen, die Verwandlungen des Ovid oder den Roman des Bischofs Heliodor zu lesen; ja ich wollte fast wetten, daß mich Schläfrigen selbst der poetische Geist überwältigen, und zu einem Theokrit oder Geßner machen würde, wenn ich eine Weile einsam in dieser dichterischen Gegend herumirren würde. Aber wie ist es möglich, daß Aspasia einigen Geschmack an dem Aufenthalt in der Stadt haben kann, da sie die Besitzerin einer solchen Landgegend ist?

Sie hält sich meistens auf dem Lande auf, so lang die schöne Jahrszeit währet; und ich versichre Sie, daß sie sich das Vergnügen, das sie hier im Schooß der Natur finden kann, zu Nutze macht. Sie bringt, wider die Gewohnheit und zur großen Aergerniß unsrer Damen, ganze Morgen oder heitre Sommernächte in ihrer Einöde zu, und belustiget sich damit, die Betrachtungen, welche sie hier zu machen pflegt, oder vielmehr die Gedanken, die sich selbst anbieten und gesellig aneinander reihen, zu Papier zu bringen. Sie würden Aspasia's Geist und Herz von einer sehr einnehmenden Seite kennen lernen, wenn ich Erlaubniß hätte, Ihnen etliche dieser

Papiere zu zeigen. Wir wollen aber ein andermal sehen, was hierüber zu machen ist.

Ich habe bereits der Neigung meiner Tante für Gemälde erwähnt. Sie besitzt eine Sammlung, die man in gewissen Stücken unvergleichlich nennen kann. Sie hat einen jungen Menschen, der einen seltnen Genie für diese liebenswürdige Kunst zeigte, auf ihre Kosten in Italien, Frankreich und den Niederlanden reisen lassen, woselbst er sich bis zu einem hohen Grade der Vollkommenheit geübt hat. Im Ausdruck der Gemüthsbewegung, deren Theorie er tiefer, als bei seinen Kunstgenossen gewöhnlich ist, studirt hat, besteht seine größte Stärke. Aspasia hat ihn deßwegen zur Ausführung eines Vorhabens gebraucht, welches ihr Ehre macht, indem es zeigt, daß sie das Schöne und Gute für unzertrennlich hält. Sie hat die größten Personen der alten Geschichte, jede in der Handlung ihres Lebens, die ihr am meisten Ehre macht, schildern lassen. Hier sehen Sie z. B. den sterbenden Sokrates; seine Miene drückt die heitre Gleichheit des Gemüths aus, welche diesen Weisen vor allen andern Sterblichen so kenntlich machte; seine Freunde stehen um ihn her und weinen, einige scheinen ihren Schmerz unterdrücken zu wollen, um ihm dadurch noch das letzte Vergnügen zu machen; er sieht sie mit tröstenden Blicken voll Freundschaft an, als ob er ihnen sage, daß er in ein Land reise, wo die Ordnung und die Tugend, welche er die unmündigen Einwohner dieser Erde gerne lieben gelehrt hätte, in ihrer Majestät und Schönheit herrschen. Es ist fast unmöglich, dieses rührende Gemälde bald zu verlassen, obgleich die Kunst in jedem andern gleiche Stärke bewiesen hat. Ein solches ist die Tafel, welche den jungen Scipio vorstellt, wie er der zärtlichen Umarmung zweier Liebenden zusieht, die er einander wieder geschenkt hat. Das

vollkommenste Vergnügen, der Gedanke, daß er durch seinen edlen Sieg über eine eigennützige Begierde Glückliche gemacht hat, athmet aus einem erhabnen Gesicht. Der Numidier, den die Menschlichkeit dieses jungen Römers so glücklich gemacht hat, kann sich nicht enthalten einen Blick voll Bewunderung auf seinen Wohlthäter zu werfen; die Empfindung seines Glücks nöthigt ihn auf den zu sehen, dem er es zu danken hat; aber seine Geliebte ist jetzt keines andern Gefühls fähig, als der Freude ihren Geliebten wieder gefunden zu haben. Sie scheint mit ihm in einer Einöde allein zu seyn; sie sieht nur ihn; man glaubt es dem Bilde anzusehen, daß es nur aus Freude sprachlos sey; aber desto mehr reden die Augen, deren mächtige Ausdrücke der Maler durch einen geheimen Kunstgriff im Colorit bis zum möglichsten Grad der Vollkommenheit nachzuahmen wußte. Auf diese Weise werden Sie, mein Freund, den Solon am Hofe des Crösus sehen, den Plato, wie er einen zornigen Menschen bestraft (Sie wissen, daß er es selbst war), die Panthea des Xenophon, wie sie dem Araspes mit der unverstellten Miene der Unschuld, in welcher sich ein Mitleiden ausdrückt, das mit Verachtung nüancirt ist, seine unedle Liebe verweiset; den Perikles, wie er voll Gemüthsruhe und mit der Majestät, die ihm den Namen Olympius verdiente, die Wuth des aufgebrachten Volks stillet, und ihre dräuenden Mienen zusehends erheitert; es ist, als ob sie fühlten, daß sein Genius Gewalt über den ihrigen hat. — Mit dergleichen Schildereien ist eine große wohlerleuchtete Galerie auf beiden Seiten behangen. Einen andern geraumen Saal hat eben dieser Meister mit andern moralischen Geschichten angefüllet, deren jede eine Situation ausdrückt, die auch einem Dichter zu malen schwer wäre. Hier habe ich vornehmlich die Vorstellung des wollüstigen

Jünglings bewundert, der durch die Beredsamkeit des alten Xenokrates, eines Schülers des Plato, fast in einem Augenblick zu einem neuen Menschen gemacht wurde. Man sieht, wie die Empfindungen der Scham seinen Geist aus dem sinnlichen Schlummer erwecken; wie er große Entschließungen faßt, wie er mit Verachtung auf sein voriges Selbst zurücksieht, und ganz erstaunt ist, daß er die Tugend, die er jetzt so schön findet, nicht eher gekannt habe. In einem andern ist der weise Kaiser von China, Yao, abgebildet, wie er, auf Anrathen eines redlichen Ministers, den klugen und rechtschaffnen Chun, ob er gleich nur ein Landmann war, zum Mitregenten macht. Die Majestät eines Vaters vieler Völker ist in der Person des Kaisers, und eine unverstellte Tugend in dem Angesicht des Chun aufs glücklichste ausgedrückt. Der letztere scheinet mehr bekümmert als erfreut zu seyn, da er ein so wichtiges Geschäft übernehmen soll, für ganze Provinzen zu sorgen; doch sind in seiner nachdenkenden Miene etliche Züge, die ein mit Erstaunen vermischtes Vergnügen ausdrücken, als ob er über dem Gedanken, eine weitere Sphäre zum Wohlthun zu bekommen, alle Sorgen aus dem Gesicht verliere. —

Ich bin erfreut, sagte ich, daß Aspasia eine Idee, die mir schon oft vorschwebte, wirklich ausgeführt hat. Wie viel Vortheil könnte die menschliche Gesellschaft davon haben, wenn viele Liebhaber der Malerei einen so gesunden Geschmack hätten wie Aspasia? Denn ich sehe wohl, daß die Begierde zu gefallen die Künstler immer verleiten wird, wofern sich nicht der Geschmack der Leute bessert, denen sie gefallen wollen.

Ich bin völlig Ihrer Meinung, fuhr Nicias fort, was die Anwendung der schönen Künste betrifft. Gefallen, soll niemals der Hauptzweck, am allerwenigsten der einzige seyn.

Auf eine gefällige Art nützlich seyn, ist das allgemeine Gesetz der schönen Künste. Niemand zweifelt an den guten Wirkungen eines Gedichtes, in welchem die Tugend in Beispielen sichtbar wird. Ein Gemälde, welches ein solches Beispiel darstellt, muß ähnliche Wirkungen thun. Wenn ich in der Galerie der Aspasia bin, glaube ich in einer majestätischen Versammlung der tugendhaftesten Menschen zu seyn; ihre Bilder machen die gleichen Eindrücke, obgleich schwächer, die ihre lebende Gegenwart machen würde; und indem ich mich bei der Betrachtung eines einzelnen Stücks verweile, entwickeln sich eine Menge von Empfindungen und Gedanken, welche die Vorstellung des Malers ergänzen, und, mit derselben zusammengenommen, einen stärkern Effect machen, als irgend eine Poesie allein zu thun vermögend wäre. Ich bin der Meinung, daß eine Sittenlehre in allegorischen Gemälden, nach der Idee, die Shaftesbury in seinem Briefe über die Wahl des Hercules davon gibt, ein vortreffliches Mittel wäre, den Geschmack und das Herz der Jugend zu bilden.

Aber wir haben jetzt keine Zeit, uns auf diese Nebenzweige meiner Erzählung herauszulassen. Ich muß Ihnen nur noch sagen, daß Theages auch ein Apelles ist; ein eigentlicher Apelles, der in allem dem, was das Wort Grazie bezeichnet, wie jener Griechische Correggio, ganz eigen und unvergleichlich ist. Er hat dieß nirgends besser zeigen können als in einem Gemälde, welches die Grazien selbst vorstellt und die schönste Zierde des Cabinets der Gräfin ist. Die Erfindung ist so geistreich, als die Ausführung bewundernswürdig. Es scheint, der philosophische Maler habe seine Idee völlig erhascht, und den Cicero widerlegt, der es für unmöglich hält, das Bild von der Vollkommenheit, welches einem arbeitenden Dichter, Maler oder Bildhauer vor dem Gemüthe

schwebt, in seiner ganzen Schönheit außer sich hervorzubringen. Diese Grazien geben sich beim ersten Anblick durch die namenlose Empfindung zu erkennen, welche die bescheidne Anmuth in Seelen von zartem Gefühl zu erregen pflegt. Sie sind ganz blühend, ganz Leben, ganz Seele und Geist. Die aufrichtigste Unschuld, und eine naive Güte, der man sein Herz nicht versagen kann, athmet in ihren Mienen. Ein sanftwallendes Gewand (man glaubt, es wallen zu sehen) umschattet gleich einer leichten Silberwolke ihre keusche Schönheit, und erhöhet den Eindruck derselben unendlich weit über die unreservirten Venusbilder, welche alle ihre Reizungen so wohlfeil auskramen, daß sie nichts zu errathen übrig lassen. Eine jede dieser Grazien drückt etwas Eignes aus. Die eine scheint die Freudigkeit der jugendlichen Unschuld abzubilden; sie gleicht in ihrer ganzen Person einer frischen Rose, die sich in der Morgendämmrung zu öffnen anfängt, und lächelt dem Frühling, der rings um sie aufblüht, mit heitern Blicken entgegen. Eine andre stellt die Sittsamkeit vor. Die Farbe, welche an Anmuth alle andern Farben in der Natur übertrifft, die holdselige Röthe, die durch eine Vergleichung mit der Rosenfarbe verdunkelt würde, tuscht ihre sanften Wangen auf eine so feine Art, daß man fast böse auf den Künstler werden möchte, daß er so kühn gewesen, der Natur so genau nachzuahmen, da er nicht fähig war ihr das Wenige zu geben, was ihr noch zum Leben zu fehlen scheint. Ihre Miene drückt die Empfindung einer innerlichen Würde aus, welche ihr immer leise zulispelt, nichts zu thun oder zu leiden, was dieselbe verdunkeln könnte. Die dritte lächelt uns mit einer so sanften und offenherzigen Güte an, und es ist etwas so Aufrichtiges und Anziehendes in ihrem Lächeln, daß ich keinen Namen für das, was sie ausdrückt,

finden kann. So glaube ich, hat Clarissa Harlowe allen gelächelt, in denen sie Züge des göttlichen Bildes erblickte, allen Tugendhaften, allen die Trost oder Aufmunterung nöthig hatten, aber keinem Lovelace. Vergeben Sie mir, daß ich so viel von diesen Bildern schwatze; ich habe mich Stunden lang bei ihnen verweilt, ohne mich satt zu sehen. Ich nenne sie die moralischen Grazien. Guido Reni hätte sie vielleicht auch malen können, aber nur Theages konnte sie denken.

Aspasia war sehr vergnügt über den Eindruck, den die Grazien auf mich machten. „Diese verdienen, sagte sie, eigentlich den Namen des Widerscheins der innerlichen Güte einer menschlichen Seele; ohne sie ist Schönheit ein lebloses, unvollendetes Bild; durch sie ist auch ein verwelktes Angesicht lieblich. Die wenigsten von unsern Schönen wissen etwas von diesen Grazien, und die wenigsten Liebhaber haben Augen und ein Herz für sie. Würde Thomsons Lavinia den Beifall unsers Weltalters erhalten? Ich will gütig seyn, und Vielleicht sagen. Aber wo sollen wir sie finden, um die Probe zu machen? Und doch sind diese Annehmlichkeiten, die uns zu Bildern der Engel machen könnten, in der Anlage der weiblichen Natur. Aber sie werden von Zwang, von Affectation, von Leidenschaften ausgelöscht. Lehrt man uns das, was wir seyn sollen? Man überläßt eine Natur, die der sorgfältigsten Pflege bedarf, sich selbst und dem Zufall, und dann künstelt man, wenn wir schon verdorben sind, so lang an uns, bis wir uns selbst nicht mehr ähnlich sehen. Glauben Sie mir, Nicias, ich habe die liebenswürdigsten Kinder gesehen, die anmuthigsten Gesichter, aus welchen eine Seele lächelte, die jeder moralischen Schönheit fähig war, und in weniger als funfzehn Jahren waren sie — in eine Gattung hübscher Affen ausgeartet. Das vermag

unsre Erziehung! Aber Sie werden bald ein Geschöpf sehen, welches das Urbild aller dieser Grazien ist, und an welchem sich zeigt, was eine Erziehung, die nach den Winken der Natur eingerichtet ist, vermag." Reden Sie im Ernst, Aspasia? Reden Sie von einem wirklich lebenden Geschöpfe? fragte ich ganz hitzig; wo ist sie, wie haben Sie mir eine solche Seltenheit so lange mißgönnen können, da Sie mich inzwischen bei todten Nachahmungen aufhalten? — Ich hätte fast Lust, versetzte sie, mich mit Ihrer hitzigen neugierigen Ungeduld lustig zu machen. Aber ich kann nicht unbillig seyn und Ihnen verdenken, daß Ihre Seele so schnell von gemalten Grazien wegflattert, sobald sie von einem wirklichen Original derselben höret. Haben Sie nur Geduld, und sehen Sie inzwischen diese Schattenbilder an, bis wir etwan einmal die Nymphe oder Sylphide, welcher sie nachgeahmt sind, an einem schattichten Brunnen schlafen finden; oder aus einer goldenen Abendwolke, von Zephyren getragen, herabsteigen sehen. — Hiemit mußte ich mich begnügen (fuhr Nicias fort), und ich konnte weiter nichts aus ihr herausbringen, so sehr ich auch bat. Rathen Sie, ob ich nicht wieder zu meinem Gemälde zurückgekehrt sey, und es mit einem neuen Vergnügen, mit scharfsichtigern Blicken und mit geheimen Wünschen angegaffet habe.

Sie haben mich, lieber Nicias (sagte ich), beinahe eben so neugierig und ungeduldig gemacht, wie Sie es damals waren. Ich will mich aber selbst zur gelassenen Erwartung anhalten. Meine Seele arbeitet noch, diese liebenswürdigen Grazien ihrem Platonischen Erfinder nachzumalen. Mich dünkt jetzt, ich erblicke darin schon so viel, daß ich die ersten Züge von dem Charakter Ihres Theages machen könnte. Ich weissage mir schon, obgleich nur in einer angenehmen

Verwirrung unentwickelter Ideen, wie Theages von Schönheit und Liebe reden wird. Er wird nur die Natur, die unverdorbene Natur, schön nennen, und seine Liebe wird Tugend seyn, die Tugend in ihrer eignen Gestalt; denn die meisten Sittenlehrer haben sie uns übel zugerichtet.

Sie haben glücklich gerathen, sagte Nicias, wie Sie hören werden, wenn Sie mich jetzt mit Aspasien zu ihrem Bruder begleiten. Theages hatte uns wissen lassen, daß ihm unser Besuch angenehm seyn würde. Wir machten uns an einem schönen Abend auf den Weg, und fuhren über eine Stunde durch eine Allee von Linden- und Castanienbäumen, welche uns endlich in eine Gegend brachte, die einer anmuthigen Wildniß gleich sah. Sie ist an eine Wand von hohen Felsen angelehnt, und auf beiden Seiten mit Hügeln und Gehölzen umgeben. Ueberall herrschet eine Miene des Alterthums, die etwas Festliches und Ehrwürdiges hat. Eine sanfte Anhöhe ließ uns in eine geraume Ebne hinab, welche, ohne einige Spuren von Kunst zu verrathen, einem selbstgewachsenen Paradies gleich sieht. Hier kam uns Theages ganz allein entgegen. Ich konnte mich nicht mehr erinnern, ihn jemals gesehen zu haben. Dieses machte, daß ich ihn mit einer Art von angenehmer Erstaunung ansah, als ob ich unverhofft einen Verwandten gefunden hätte, der mein Freund hätte seyn müssen, wenn wir einander gleich ganz fremde gewesen wären. Ich habe nie eine sanftere Leutseligkeit mit so viel Hoheit und so schönen Zügen des ernsten Tiefsinns untermischt gesehen, als auf seinem Gesicht. Er schien über mich vergnügt, und betrachtete mich von Zeit zu Zeit mit großer Aufmerksamkeit. Unsre Gefühle leiteten uns unvermerkt auf die Schönheit der einfältigen Natur, welche in einer reizenden Nachlässigkeit vor uns ausgebreitet lag:

Um und um lagen die Hügel in lieblicher Abenddämmrung,
Gleich als wären sie neuerschaffen und blühend wie Eden.

Theages sagte uns, daß er sich nie geistiger und zum Denken aufgelegter finde als in den Spaziergängen, die er an jedem heitern Tag, zur Zeit der Morgen- und Abendröthe, auf den umher verbreiteten Hügeln anstelle. Weil aber sein Vergnügen mangelhaft seyn würde, wenn er nicht einen jeden schönen Gedanken, der ihm begegnet, eine jede Quelle von Betrachtung oder frohen Empfindungen, die er aufgespürt, mit jemand theilen könnte, so nehme er entweder seine Pasithea mit; oder wenn er allein sey, lade er die Unsichtbaren zu seiner Freude ein, und bespreche sich, wiewohl in keiner bekannten Sprache, mit den ätherischen Geistern, welche unbemerkt um die Menschen schweben, und mit denen es, seiner Meinung nach, möglich sey, ein gewisses Verständniß zu unterhalten.

Ich war gesinnt, ihn um eine Erklärung über diesen sonderbaren Artikel zu bitten. Wir waren aber indessen an den Eingang der Einsiedelei gekommen, wo sich Theages in den schönsten Monaten des Jahrs aufzuhalten pflegt. Diese seltsame Wohnung ist ein pyramidalischer Felsen, der in viele Gemächer und Säle ausgehauen ist. Man steigt durch eine breite steinerne Treppe zuerst in einen geraumen Saal, der an jeder Seite ein Cabinet hat, welche ohne Spiegel, ohne die kostbaren Meubeln, die man in den Zimmern der Reichen zu sehen gewohnt ist, auf eine sehr angenehme Art mit Gemälden aus allen Reichen der Natur, und mit wirklichen Naturalien ausgeschmückt sind. Aus diesem Stocke steigt man in einen höhern, wo die gewöhnlichen Wohnzimmer des Theages und seiner jungen Tochter sind. Die Spitze der

Pyramide ist eine Grotte, aus allerlei Arten von Minern, Krystallen und Muschelwerken zusammengesetzt. Allenthalben sprudelt Wasser aus den Ritzen des Krystalls und den Muscheln hervor, welches sich zuletzt an einem verdeckten Ort sammelt, und aus der Urne einer marmornen Nymphe sich von der linken Seite des Felsen in einen gepflasterten Teich stürzt, der von Schwanen bewohnt wird.

Theages, der von Jugend an einen besondern Geschmack an der Einsamkeit und dem betrachtenden Leben hatte, und immer ein Verächter prächtiger und gekünstelter Vergnügungen gewesen war, hat sich seit dem Tod einer geliebten Gemahlin diese Gegend ausgewählt, um daselbst, in einer zu seinen Absichten bequemen Einsamkeit, die einzige Tochter, die ihm von seiner Geliebten übrig war, nach einem Plan zu erziehen, den er der Natur selbst abgelernt hat. Er fürchtete sich nicht, daß sie menschenfeindlich und leutescheu seyn möchte, wenn er sie künftig in einem reifern Alter nach und nach in die Gesellschaft einführen würde. Eine der Natur gemäß gebildete Seele ist lauter Güte, Aufrichtigkeit und Liebe; und wenn sie in dem, was ihre jetzigen und künftigen Verhältnisse mit sich bringen, unterwiesen ist, so mangelt ihr nur noch eine gewisse Weltklugheit, ohne welche freilich auch das beste Herz und der aufgeklärteste Geist, zur Schmach dieser seltsamen Geschöpfe, die man Menschen nennt, nicht ruhig unter ihnen leben könnte. Aber diese politische Tugend, die im wahren Stand der Natur keinen Platz hätte, läßt sich am bequemsten lernen, wenn die nöthigere Arbeit schon gethan ist, und die Grundsätze, durch welche der Mensch seine wahre Gestalt, Symmetrie und Vollkommenheit erhält, schon eingewurzelt und Gewohnheit worden sind. Ich bin nachher völlig überzeugt worden, daß die Methode des Theages, seine

Tochter zu erziehen, so seltsam sie ist, seinem Zweck entsprochen hat. Wir wollen aber alles was dahin gehört, auf eine andere Gelegenheit verweisen. Ich mußte jetzt nur Erwähnung davon thun, damit Sie nicht den Theages für einen phantastischern Menschen ansehen möchten, als er in der That ist.

Ich gestehe Ihnen, sagte ich, daß ich noch nicht mit Ihrem Theages zufrieden wäre, so ein vollkommner Platonist er auch seyn möchte, wenn Sie mir nicht sagen könnten, daß er seine innerliche Vortrefflichkeit in einem derselben angemessenen Kreise von Thätigkeit offenbarete. Denn große Geister sind, nach meinem Begriff, den Sonnen ähnlich, von denen die Welt Licht und segensvolle Einflüsse zu erwarten berechtiget ist. Ich stoße mich nie an dem Ungewöhnlichen. Sein Geschmack an dem einsamen Leben, seine romantische Wildniß, seine Grotten und seine geheimen Verbindungen mit den Bewohnern des Aethers fallen, an sich selbst betrachtet, so wenig in eine vernünftige Censur, als die Farbe der Kleider, die er trägt, die Speisen, die er vorzüglich liebt, oder die Melodien, die ihm am angenehmsten sind. Es muß einem jeden erlaubt seyn, mehr Geschmack an dem Sausen eines vom Winde bewegten Tannenwaldes, als an dem Gerassel der Carrossen zu finden; lieber Kräuter und Blumen, als einbalsamirte Stutzer zu riechen, und den Waldgesang einer Grasmücke dem künstlichen Gesang einer Astroa vorzuziehen. Kein Sittenrichter, kein Sokrates darf mich zur Rede stellen, wenn mein Auge sich mit größerm Vergnügen bei der sanftern Schönheit einer Blonden, als bei den lebhaftern Reizen einer Brünetten verweilet; aber er dürfte es, wenn ich so viel Geschmack an irgend einem Frauenzimmer fände, sie möchte nun blaue oder schwarze,

oder gar Augen von allen Farben haben, wie die vergötterte Hortensia des St. Evremont, daß ich meine übrigen Verhältnisse darüber versäumte. Und dieß ist es eigentlich, worin ich Ihren Theages kennen möchte. Die Gesellschaft hat Ansprüche an jedes ihrer Mitglieder. Diese müssen dem eignen und persönlichen Geschmack nicht aufgeopfert werden, ob sie gleich eine gewisse Farbe von ihm bekommen mögen. Oder wäre es billig, bei lebendigem Leibe die Menschen zu verlassen, um mit Sylphen und Sylphiden Umgang zu pflegen?

Ich verstehe Sie, sagte Nicias. Sie wollen meinem Philosophen nicht erlauben, nur ein Einsiedler zu seyn. Sie werden hören, daß sein ganzes System auf unmittelbare Verbindung der Ideen mit der Ausübung hinauslauft. Und ich kenne keinen Philosophen, dessen Leben allein so hinlänglich wäre, sein System bekannt zu machen, als den Theages. Meinen Sie denn nicht, daß er der Welt einen wichtigen Dienst thue, wenn er ihr eine Clarissa oder Henriette Byron erzieht? Mit welch einer Schönheit vermehrt er die Welt? Wie viel moralisches Gutes wird eine solche Person in die menschliche Gesellschaft bringen! Wie viel wird ihr Beispiel wirken! Ist es zu viel, wenn ich sage, daß derjenige, der eine Clarissa gebildet hat, sich Menschen und Engel verbindlich macht? Denn muß es nicht eine der größten Glückseligkeiten seyn, ihr Gemahl, ihr Sohn, ihr Freund oder ihr Schutzgeist zu seyn?

Ohne Zweifel, versetzte ich. Aber erlauben Sie mir doch zu sagen, daß es zwar für die vortrefflichste Frauensperson genug gethan wäre, wenn sie der Welt eine Clarissa nachgelassen hätte, aber daß wir mit Recht mehr von einem Manne fordern. Denn worauf gründen sich die Vorzüge, die wir

vor dem andern Geschlechte behaupten, als auf einen weitern Umkreis unsrer Geschäftigkeit, und eine allgemeinere Beziehung auf das Ganze? Oder wozu soll sonst die ausgebreitete und aufgeklärte Erkenntniß, und diese Stärke des Gemüths, deren wir uns rühmen, und die uns in den engen Gränzen eines einsamen und speculativen Lebens wenig nöthig ist?

Glauben Sie nicht, sagte Nicias, daß diejenigen unter die größten Geister gehören, welche, ohne Geräusch zu machen, und ich möchte fast sagen unsichtbar und unbemerkt, gleich den guten Engeln, das Gute aus Neigung befördern, ohne daß sie nach dem Ruhm schnappen, der schon manche kleine Seele aufgeschwellt, und zu Thaten veranlaßt hat, die man in Absicht ihrer Folgen gut heißen kann, ob sie es gleich nicht wegen des Beweggrundes gewesen sind? Ich kenne den Theages als einen solchen verborgenen Wohlthäter des menschlichen Geschlechts. Ich will jetzt nicht von der schönen Ordnung sagen, die er in der Verwaltung seiner ansehnlichen Ländereien gemacht hat; von seiner Leutseligkeit gegen seine Unterthanen, welche er in eine so gute Verfassung gesetzt hat, daß er selten Gelegenheit hat, sie durch Wohlthaten zu verbinden; von seiner Sorgfalt, ihnen weise Lehrer zu geben, welche die Kunst verstehen, auf eine Sokratische Art Thiere mit menschlichen Fähigkeiten zu wirklichen Menschen zu bilden. Alles dieß hat er schon vor langer Zeit auf solche Weise angeordnet, daß es ihm jetzt keine Mühe macht, es zu unterhalten. Er hat verschiedene geschickte Künstler an sich gezogen, und auf eine vortheilhafte Art in seinen Herrschaften gesetzt. Er hat jungen Leuten, denen nichts als eine unverschuldete Dürftigkeit im Wege stand, sich hervor zu thun, auf seine Kosten Gelegenheit verschafft, sich in

demjenigen, wozu sie das meiste Geschick hatten, vollkommen zu machen. Tugend und Fleiß sind seiner belohnenden Aufmerksamkeit gewiß. — Ich sehe in Ihrer Miene, mein Freund, daß Sie einen solchen Eremiten bewundern. Aber das ist noch nicht alles. Er hat ehmals auf Reisen mit jungen Leuten von Stand und vorzüglicher Hoffnung in verschiedenen Ländern eine genaue Bekanntschaft errichtet; er unterhält dieselbe durch Briefe, er nimmt ingeheim an allen ihren Unternehmungen Theil, und viele edle Thaten sind ursprünglich seine Eingebungen gewesen. Dieß ist etwas von dem was Theages thut, welcher so schön denken und reden kann. Vielleicht kann Ihnen dieses Beispiel dazu dienen, daß Sie nicht allzueilfertig über Leute urtheilen, die in einer gewissen Entfernung weniger scheinen als sie sind. Einige schimmern weit umher, und blenden und rasseln mit ihren Thaten; die besten sind vielleicht diejenigen, deren schönste Seite nur sehr wenigen bekannt wird, weil sie, ohne Absicht auf Vortheil oder Ruhm, ihre Lust daran finden das Gute zu befördern, und das bei tausend Gelegenheiten, die andre entwischen lassen, und auf eine Art, die nicht in die Augen fällt. Vielleicht hat es mit der moralischen Schönheit die gleiche Bewandtniß wie mit derjenigen, welche unsern Mädchen den Spiegel so beliebt macht. Eine Schönheit, die beim ersten Anblick außer sich setzt, und dem Herzen so zu sagen Gewalt thun will, macht selten dauerhafte Eindrücke; sanfte Züge und sittsame Annehmlichkeiten, die sich erst nach und nach entdecken, nehmen langsamer ein, und gefallen immer. Ich weiß, daß Ihnen jetzt Theages größer vorkommen wird, als alle seine kriegerischen und politischen Ahnen, ob er selbst gleich weder Lorbeern noch Ordensbänder aufzuweisen hat.

Ich bezeugte ihm, wie Sie leicht erachten können, daß ich den Theages verehre, und nichts mehr von ihm zu fordern habe. Ich finde in der That, daß wir sehr geneigt sind, von andern viel zu fordern, damit wir selbst desto weniger thun müssen. Aber wie wird es uns andern gehen, wenn von uns nur der vierte Theil von dem, was dieser sonderbare Einsiedler thut, verlangt werden sollte?

Wir kamen nunmehr in den Gleis unserer Erzählung zurück. Theages, so fuhr mein Freund fort, zeigte uns, weil es noch heiter genug war, seine Felsenwohnung, deren hintre Seite mit großer Arbeit ausgebrochen und zu einem Garten geebnet ist, wo er Blumen und fremde Gewächse zieht, die alle von seiner eignen Hand gepflegt werden. Er hat dieses Werk durch eine Anzahl starker Leute verrichten lassen, die er in seinem Gebiet müßig fand, und durch diese Probe zur Arbeit angewöhnen wollte, bis er etwas anders für sie ausgefunden hätte. Ueber der Tafel machte ich eine neue Beobachtung. Theages hat nur die unentbehrlichste Bedienung in seiner Einsiedelei, und diese besteht aus lauter stummen Personen. Die Ursache dieser Seltsamkeit erfuhr ich nachher, da mir Theages erzählte, wie er seine Tochter erzogen habe, welche sich eben jetzt auf einem benachbarten kleinen Gut einer Frau von sehr vorzüglichen Verdiensten befand, die mit zwei wohlerzogenen Töchtern daselbst ein glückliches und mit Wohlthun beschäftigtes Leben führt. Diese gottselige Dame und die Gräfin Aspasia sind die einzigen, denen Theages seine Tochter zuweilen anvertraut, bis er es gut finden wird, sie nach und nach in einem größern Cirkel bekannt zu machen. Wir drei machten also die ganze Gesellschaft aus. Die Gräfin machte sich nach ihrer Gewohnheit über sein Einsiedler-Leben lustig, und sagte, daß sie einer Philosophie nicht recht traue,

die nicht herzhaft genug sey, sich mitten in der großen Welt zu behaupten. Ich sagte ihr: daß das, was sie einen Mangel an Herzhaftigkeit nenne, vielleicht eben eine Wirkung der wahren Philosophie sey, welche nicht mache, daß man nichts fürchte, sondern daß man nur das fürchte, was wirklich fürchterlich ist. Ich kann nicht sagen, versetzte Theages, daß irgend ein Mißtrauen gegen die Stärke richtiger Grundsätze, und gegen mein eignes nicht ungeprüftes Herz mich gewissermaßen von der Welt entfernt habe. Es ist vielmehr, außer einer noch höhern Absicht, ein besondrer Geschmack, dem ich ohne Versäumung meiner Pflichten folgen zu können glaubte. Ich bin nie Stoiker gewesen, und glaube nicht, daß ich in allen Umständen gleich glücklich seyn könnte. Ich habe diese Lage ausgewählt, weil sie sich zu meinen Ideen am besten schickt: und ich bin gar nicht ungeneigt, Ihnen, mein Herr, diese Ideen zur Prüfung vorzulegen. Ohne Zweifel würde das die beste Erklärung über meine Lebensart seyn, die Ihnen eigensinniger vorkommen mag, als sie in der That ist.

Ich sagte ihm, daß das Wunderbare und Ungewöhnliche mit einem Anschein des Guten verbunden, allezeit etwas Anziehendes für mich gehabt habe; und daß meine Seele sich voll Verlangen seinen Reden eröffnen werde, wenn es ihm gefallen wollte, eine so gütig erweckte Hoffnung zu erfüllen.

Erlauben Sie mir, fuhr Theages fort, einige Schritte mit Ihnen in die Jahre zurück zu thun, da meine Seele anfing, sich selbst für einen wichtigen Gegenstand ihrer Gedanken zu halten. Dieses geschah erst, nachdem sie eine Art von Streiferei durch die ganze Welt der Geschöpfe, denen sie sich am ähnlichsten fand, gethan hatte. Die Anmerkungen, die sie auf dieser Reise machte, waren ihr zu den Betrachtungen nöthig, die sie bei ihrer Rückkehr in sich selbst anstellte. Hier

that sie, in einer feierlichen Stille, die Frage an sich selbst: was ist denn das Letzte, was alle diese Menschen, die ich in so großer Bewegung gesehen habe, suchen? Ohne Zweifel ist es die Glückseligkeit, die man gewiß nicht mehr, als sie es verdient, sucht. Eine Menge mannichfaltiger Empfindungen hat mich gelehrt, was Vergnügen ist. Aber ich habe keine Erfahrung von einem zusammenhängenden Zustande von Vergnügen, von dem ich mir gleichwohl eine Vorstellung machen kann. „Ein heitres Vergnügen, ein mäßiges Vergnügen, ein Vergnügen ohne Scham oder Reue, ein Vergnügen das immer in meiner Gewalt wäre," ein solches fehlt mir, und eh' ich das besitze, werd' ich mir die ekelhaften Gespenster, die man Schmerzen, Sorgen, Reue, Ueberdruß nennt, nie vom Halse schaffen können. Ich begreife nicht, daß meine Seele geschickt seyn sollte, ein Bild der Glückseligkeit zu erfinden, welches nur dazu dienen müßte, ihres Unvermögens zu spotten, und sie mit einer mehr als Tantalischen Qual durch den Anblick eines unmöglichen Gutes zu martern, welches sie immer umsonst zu besitzen wünschte. Tausend Begierden, das empfinde ich, flattern um alle Gegenstände, die mir vorkommen, herum, und suchen dieses gewisse und bleibende Vergnügen. Diese Begierden können nicht bestimmt seyn immer zu flattern, immer nach Luft zu schnappen. „Es ist also möglich, die Glückseligkeit zu finden, deren Besitz sie zufrieden stellen wird."

Diesen Satz nahm ich für eben so gewiß an, als einen andern, „daß es die allerwichtigste und nächste Angelegenheit des Menschen sey, sich glücklich zu machen." Aber eben so gewiß fand ich, „daß es eine schwere Kunst seyn müsse, glückselig zu werden," weil ich den größten Haufen des menschlichen Geschlechts vergeblich nach diesem Ziel rennen sah.

Es begegneten ihnen wohl ganze Schwärme von Freuden, die von ferne wie Glückseligkeit aussahen, und von den meisten auch dafür gehalten wurden. Aber diese Freuden hatten alle die schlimme Eigenschaft der Statuen des Dädalus; sie liefen davon ehe man sich's versah, und das, was ich suchte, sollte beständig und zuverlässig seyn. Ueberdem waren mir die obgemeldten Gespenster, von denen ich alle Welt geplagt sah, ein sichres Zeichen, daß da, wo sie wären, keine Glückseligkeit seyn könnte.

Ich fand aber bald, daß die Anmerkung, die ich auf meiner Streiferei gemacht hatte, vielleicht einen andern Grund als eine Schwierigkeit, die in dem Gegenstand selbst läge, haben könnte. – Die Stimme der ganzen Natur, die mir Gott offenbarte, brachte mich unmittelbar auf den Gedanken: „in einer Welt, wo Gott gleichsam die Seele ist, müsse die Glückseligkeit, für einen jeden, dem die Natur ein Recht gegeben sie zu verlangen, weder schwer zu erwerben noch weit zu suchen seyn.“ Vielleicht, dachte ich, ist es eben die Leichtigkeit glücklich zu werden, was den Menschen hinderlich ist. Vielleicht verführt sie ihre angeborne Neigung zum Glänzenden, zum Wunderbaren und Seltsamen. Den meisten ist vielleicht die Einbildung, daß dasjenige, was sie glücklich machen werde, in die äußerlichen Sinne fallen müsse, im Wege. Ein Vorurtheil, welches sie verachten würden, wenn sie überzeugt wären, daß ihr Geist ihre Seele, das denkende Wesen in ihnen ganz allein und eigentlich sie selbst sey.

Dieser letzte Satz hatte mich sehr früh außerordentlich gerührt und nachdenkend gemacht, da ich ihn zuerst im Cicero las. Ich untersuchte ihn so scharf ich konnte, und befand ihn wahr. Daher nahm ich als ungezweifelt an: „daß alle die Sachen, denen die meisten den größten Werth beilegen,

sinnliche Ergötzungen, Reichthum, Pracht, Ansehen, Gewalt, so lange gänzlich beiseite gesetzt werden, und in keine Betrachtung kommen müßten, bis ich mich desjenigen, was mein wahres Selbst glücklich machte, versichert hätte.“ Alle diese flüchtigen Objecte, die nur gleichsam die Oberfläche der Seele auf eine angenehme Weise berühren; die nur das Thier in eine zückende Bewegung von Freude setzen, aber nicht den Geist vergnügen, schienen mir zu der Absicht, wozu sie von den meisten gesucht und gebraucht werden, nicht das Geringste werth zu seyn.

Das, was ich aus allen diesen Betrachtungen folgerte, war dieses: daß ich mir vornahm, „die Kunst, glückselig zu seyn, auf die ernsthafteste Weise zu studiren.“ Hierin entfernte ich mich gänzlich von dem gemeinen Wege. Bei allem diesem unruhigen Verlangen nach Glückseligkeit wendet fast niemand Zeit und Ernst auf eine gründliche Untersuchung dessen, was glücklich macht; aller Eifer wird auf die Erwerbung gewisser vermeinter Güter gewandt, aber zu untersuchen, ob diese Güter wirklich glückselig machen, dieß hält man für eine unnöthige Mühe. Welche widersinnige Geschöpfe sind diese Menschen, die sich vernünftige Wesen nennen!

Ich beschloß, in dieser Bemühung die Weisesten zu Hülfe zu nehmen. Ich ging von einem Philosophen zum andern, und fand, daß die meisten sich diese wichtige Sache nicht so angelegen seyn lassen, wie sie das Ansehen haben wollen; es schien mir, als ob sie im Arme der eingebildeten pöbelhaften Glückseligkeit von der wahren nur träumten. Ich will Sie jetzo nicht in die besondern Umstände meiner Untersuchung verwickeln. Es mag genug seyn, wenn ich sage, daß ich eine vorzügliche Neigung zu der Stoa gewann, welche mehr als

irgend eine Schule der alten Philosophen mit Ernst sich um die Wissenschaft der Glückseligkeit bekümmert hat.

Ihr vornehmster Grundsatz, „lebe der Natur gemäß,“ schien mir schon beim ersten Anblick die ganze Auflösung meiner Aufgabe zu enthalten. Es war nicht schwer, mich in diesem Gedanken bis zur völligen Gewißheit zu bestärken. Die Natur ist das, was uns fähig macht, den Endzweck unsers Daseyns zu erfüllen; der Endzweck unsers Daseyns ist eben das, was ich Glückseligkeit genennt habe; man muß also der Natur gemäß leben, um glückselig zu seyn.

Diese Stoiker beweisen hierauf, „daß Tugend die Vollkommenheit unsrer Natur sey; daß kein Mensch auf dem Erdboden lebe, der nicht, wenn er die Natur zur Führerin nehme, zur Tugend gelangen könne; und daß der Tugend zu einer vollständigen Glückseligkeit nichts fehle.“ Keine unter allen Secten der Weisen hat sich mehr Mühe gegeben, die Natur dessen, was recht oder unrecht, anständig oder unanständig ist, zu ergründen. Keine hat die Leidenschaften, welche sie für das größte Hinderniß der Tugend ansehen, genauer ausgeforschet. Keine hat den Weisen und Tugendhaften mit prächtigern Farben geschildert. Ihr weiser Mann ist nicht einmal minder als Gott, ja Seneca hat sogar das Herz, ihn über Gott hinaufzusetzen.

Aber eben dieses zeigte mir die schwache Seite dieser schwülstigen Sittenlehrer. Sie malen die Tugend in kolossalischer Größe und mit einem göttlichen Glanz umgeben; aber sie sind nirgends schwächer, als wenn sie zeigen sollen: „wie man sein Gemüth in eine Verfassung setzen müsse, in welcher es uns leicht und natürlich ist, die Tugend auszuüben.“ Ich merkte bald, daß einer von ihren vornehmsten Sätzen, „daß man alle seine Güter in sich selbst suchen müsse,“ sehr weit

von der Natur abweiche, und daß Selbstgenügsamkeit nur in Gott möglich sey. Eben so wenig konnte ich die Unterdrückung des sinnlichen Theils unsers Wesens mit der Natur reimen. Ein Mensch der ganz Vernunft, ganz Geist, ganz Gedanke ist, ist zwar ein stoischer Mensch in seiner stoischen Welt; in der wahren Welt aber gibt es keine andern Menschen, als (wie unser Haller sagt) Mitteldinge von Engeln und von Vieh.

Ich fand also die stoische Philosophie gar nicht den Schönheiten ähnlich, welche desto mehr gewinnen, je länger man sie betrachtet. Ich verließ diese geschminkte, in sich selbst verliebte Dame, und schwärmte einige Zeit hin und her, bis ich zufälligerweise über das Gastmahl des Plato kam. Mit einem ungemeinen Vergnügen fand ich hier in dem Gespräche der Diotima mit dem Sokrates die lang gewünschte Auflösung meines Problems, in einem System, welches mir zuweilen, wenn ich so sagen darf, geahnet, welches ich aber selbst nicht zu entwickeln vermocht hatte. Ich begab mich nun in die Unterweisung dieser tiefsinnigen Lehrerin der Kunst zu lieben, und fand ihre Lehre so übereinstimmend mit der Natur, welche ich zur Führerin genommen hatte, daß ich den größten Grad der Glückseligkeit erreicht zu haben meinte, wenn ich nach ihren Vorschriften leben würde. Ich machte also durch die Ausübung die Probe über die reizende Philosophie. Ich beschloß, meine äußerlichen Umstände, wenn sie in meiner Gewalt wären, so einzurichten, daß sie mich in dem wahren Leben nicht hindern könnten. Ich brachte meine Geschäfte in eine Ordnung, die mich von aller Unruhe befreit, und wurde gewissermaßen ein Einsiedler, ungeachtet ich viele Verbindungen mit den Menschen behielt, die ich mehr als alles Sichtbare liebe.

Sie haben mich, unterbrach ich ihn, sehr begierig gemacht, Ihre Philosophie genauer zu kennen, da Sie dieselbe eine Kunst zu lieben nennen. Diesem nach muß sie ein viel freudigeres und lächelnderes Aussehen haben, als sie in den Schriften unserer Schulweisen anzunehmen pflegt. Wie reizend muß sie seyn, wenn man nur ein Liebhaber zu seyn braucht, um ein Philosoph zu seyn?

In der That, versetzte Theages, Sie haben dazu nur nöthig ein Liebhaber zu seyn, aber ein weiser und allgemeiner Liebhaber, ein Kenner aller Schönheiten, der seine Liebe nach den Graden des Schönen abwäget. Der Genius, welchen Plato zu einem Sohn des Porus und der Penia macht, ist von dem Cupido der spätern Dichter sehr verschieden. Dieser hat die Augen verbunden; jener prüfet alles mit dem inwendigen Auge, welches allein die wahren Proportionen und Schönheiten zu empfinden und zu bestimmen geschickt ist. Der eine verwundet mit seinen Pfeilen; ja nicht selten taucht er sie in ein Gift, welches den Verstand angreift, und den Patienten in einen eben so seltsamen Zustand setzt, als wenn er von einer Tarantel wäre gebissen worden; in eine Schwermuth, die nicht anders als durch die Melodie mitleidiger tröstender Accente von den geliebten Lippen kann geheilet werden. Der andere verwundet niemals; er erweckt keine andern Begierden, als die er befriedigen kann, und verdient daher in der That, mit größerm Recht als der Bacchus der alten Poeten, den Namen eines Gebers der Freude. Es ist wahr, beide Amorn haben Flügel; aber der Gebrauch, den sie davon machen, ist sehr ungleich. Der eine flattert, wie ein Schmetterling, von einer schönen Figur zur andern; er setzt sich auf jede und genießt keine, weil in einem unbeständigen Gemüthe keine Neigung oder Empfindung, der Gegen-

stand derselben sey auch noch so vortrefflich, Festigkeit bekommen kann; der andere hat nur Flügel, um sich aufzuschwingen, indem es seine Natur erfordert, sich nicht bei irdischen Farben und Gestalten zu verweilen, sondern durch die glänzenden Reihen immer höherer Schönheiten zu dem Urbild dieses aus der ganzen Schöpfung hervorstrahlenden Abglanzes hinaufzusteigen. Es ist keine längere Vergleichung nöthig. Sie sehen schon, daß Sie von unserm Platonischen Genius viel mehr Vortheile zu erwarten haben, als von dem muthwilligen Knaben der Venus. Er mißt seine Freuden nicht tropfenweise zu, er reißt nicht in flüchtigen Entzückungen dahin, an denen der betäubte Geist keinen Antheil nimmt; seine Wirkungen sind ein Zustand der Heiterkeit und des sanften Vergnügens, eine angenehme Bewegung unsers ganzen Wesens, eine beständige harmonische Thätigkeit, in welcher sich die Seele von den Hefen der Sinnlichkeit immer mehr reiniget, und freier, geistiger, engelähnlicher wird. Aber eben diese himmlische Natur des Platonischen Amors wird ihm in dieser Welt, deren vornehmste Bewohner selbst größtentheils nur Thiere sind, niemals einen großen Anhang zuwege bringen; die meisten werden allezeit derjenigen Liebe nachlaufen, die weiter nichts als Augen und Gefühl von ihnen verlangt.

Ich gestehe Ihnen, Theages (sagte ich), daß ich recht begierig bin, mich unter die Fahne Ihres erhabnen Amors zu begeben, und in den Geheimnissen seines Dienstes unterrichtet zu werden. So furchtsam ich vor dem blinden Cupido bin, der seine goldnen Versprechungen mit Reue und Ueberdruß zu bezahlen pflegt, so getrost könnte ich mich diesem Ihrem guten Genius anvertrauen, der uns, wie es scheint, nicht durch bezauberte Gefilde und Labyrinthe erhitzter Begierden, sondern auf den einfältigen und anmuthsvollen Pfaden

der Natur zur Glückseligkeit führen will. Gewiß ist er ein guter Engel, da er so wenig mißgünstig ist, uns andern Sterblichen die rechte Kunst zu lieben mitzutheilen, die ohne Zweifel unter den Olympiern, in den Auen des Friedens und den Tempeln der Harmonie, in der größten Vollkommenheit ausgeübet wird.

Wie leicht sind wir doch zu gewinnen, sagte Aspasia lächelnd, wenn man die Saite in unserm Herzen trifft, die am liebsten angibt. Nicias ist schon mehr als ein halber Platonist, sobald er gehört hat, daß Ihre Philosophie eine Kunst zu lieben ist. Ihr Amor steht ihm ungemein wohl an, weil Sie ihm eine Gestalt geben, welche seinen Ehrgeiz befriediget. Aber verlassen Sie sich darauf, mein guter Nicias, die beiden Amorn sind einander nahe verwandt, und es ist schon oft geschehen, daß sie ihre Kleidung mit einander verwechselt haben, und daß der leibhafte Cupido erschienen ist, das Wort zu halten, welches der Platonische Sylphe gegeben hatte. Ich rathe Ihnen, nicht allzu leichtgläubig zu seyn. Zum wenigsten versichre ich Sie, daß Sie bei Ihrem neuen System so viel Vorsichtigkeit nöthig haben werden, als bei irgend einem andern. Denn der bemeldte Knabe der lächelnden Venus ist ein wahrer Proteus, der sich so gut in einen Platoniker als in eine Franciscanerkutte maskiren kann; und wenn er die Dame Phantasie auf seiner Seite hat (welches ihm ein Leichtes ist), so weiß ich nichts, was die beiden Schelmen nicht ausrichten können. Was mich betrifft, ich habe immer die stoische Gleichmüthigkeit und Ruhe dieser seelenschmelzenden Zärtlichkeit vorgezogen, die vielleicht ihre eignen Vergnügen hat, und lebhaftere als wir andern kalten Seelen kennen, aber wegen ihrer Empfindlichkeit auch tausend Qualen ausgesetzt ist, die um viel stärker verwunden, als

die Nadelstiche, welche das Horazische Mädchen ihrem Liebhaber gibt.

Wollen wir uns, sagte Theages lächelnd, durch die Einfälle dieser lebhaften Dame furchtsam machen lassen? Sie hat immer einen kleinen Groll gegen das Wort Liebe gehabt, ob es gleich, selbst nach Luthers Urtheil, einen so süßen und lieblichen Klang hat, daß kein Wort in einer andern Sprache die angenehmste aller Gemüthsbewegungen so bedeutend ausdrückt. Aber glauben Sie, mit aller ihrer Gleichmüthigkeit, welche entweder eine Frucht unsrer Philosophie oder ein Phantom ist, würde sie es uns sehr übel nehmen, wenn wir glaubten, daß sie das nicht liebe, was ich Ihnen als den wahren Gegenstand unsers Herzens vorstellen werde. Die Liebe, die ich Sie lehren will, wird nichts Zweideutiges haben, sie wird im strengsten Verstand Weisheit seyn. Die Heiterkeit der Seele, welche Aspasia so sehr liebt, ist ihre unausbleibliche Frucht; aber von einer eigentlichen Ruhe weiß sie nichts. Diese sehen wir als einen Tod der Seele an. Wir müssen immer in Bewegung, aber unsre Bewegungen müssen Harmonie seyn. Das ist es alles.

Aspasia (erwiederte ich) hat mich nicht furchtsam gemacht, denn ich bin nie vermessen gewesen. Es wäre thöricht, in meinem Alter, in Rücksicht auf den anmuthsvollen Betrüger, vor dem mich Aspasia warnet, unbewaffnet und sorglos zu seyn, welches vielleicht in keinem Alter angehet; aber meine Furchtsamkeit ist allezeit meine Sicherheit gewesen. Weil wir aber doch lieben müssen (denn sind nicht alle Neigungen Liebe?), so ist es besser, man lehre uns recht, was und wie wir lieben sollen. Und dieses erwarte ich von Theages, und ich bin ganz ungeduldig nach der Erscheinung des Amors, von welchem er mir eine so schöne Hoffnung gemacht hat. Können wir

ihn nicht durch irgend eine Zauberformel, oder geheime Ceremonien noch heute zu uns herunter nöthigen?

Ich hoffe, versetzte Theages, Sie werden noch Geduld genug haben, den nächsten Morgen zu erwarten, wo wir auf jenem umschatteten Hügel unter dem erwachenden Schimmer der Morgenröthe am geschicktesten seyn werden, diese erhabnen Geheimnisse vorzunehmen. Daselbst werden wir, wofern wir ihn nicht sehen, zum wenigsten Sie seine Gegenwart, und ich seine Begeisterung empfinden.

Ueber das Verhältniß des Angenehmen und Schönen zum Nützlichen.

Balzac (dessen einst so beliebte Briefe eine unerschöpfliche Fundgrube von Antithesen, Concetti und andern Witzeleien für Epigrammenmacher von Profession seyn könnten) war nicht selten in dem Fall etwas sehr Plattes zu sagen, indem er etwas sehr Sinnreiches gesagt zu haben glaubte. Indessen liefen ihm auch öfters gute Gedanken vor den Schuß — wie es einem nothwendig begegnen muß, der, wie er, sein Leben damit zubringt, Gedanken aufzujagen.

In folgender Stelle gefällt mir der Schlußgedanke (der epigrammatischen Wendung ungeachtet) wegen der Einfalt und einleuchtenden Wahrheit des Bildes, in welches er eingekleidet ist. „Man muß, sagt er, Bücher zur Erholung und zur Ergötzlichkeit haben, wie man Bücher zur Belehrung und zu Geschäften haben muß. Jene sind angenehm, diese nützlich, und der menschliche Geist bedarf beide. Das kanonische Recht und das Justinianische Gesetz sey und bleibe in Ehren, und herrsche auf den Universitäten; aber man verbanne darum den Homer und Virgil nicht. Wir wollen den Oelbaum und den Weinstock bauen, aber ohne Rosen und Myrten auszurotten.“

Ich finde indessen bei dieser Stelle zweierlei anzumerken: das eine ist, daß Balzac den Pedanten, welche die Günstlinge der Musen und ihre Werke mit gerümpfter Nase ansehen,

zu viel einräumt, wenn er die Homere und Virgile bloß unter die ergötzenden Schriftsteller rechnet. Das weisere Alterthum dachte hierüber anders, und Horaz behauptet mit gutem Grunde, daß mehr praktische Philosophie vom Homer zu lernen sey als von Krantor und Chrysippus.

Sodann däucht mich, daß es überhaupt mehr eine kaufmännische als philosophische Art zu denken zeige, wenn man das Angenehme dem Nützlichen entgegenstellt, und jenes gegen dieses mit einer Art von Verachtung ansieht.

Vorausgesetzt daß hier bloß von dem Angenehmen, das weder Gesetze und Pflichten noch ein gesundes moralisches Gefühl beleidiget, die Rede ist, sage ich: das Nützliche, insofern man es dem Schönen und Angenehmen entgegensetzt, haben wir mit dem niedrigsten Vieh gemein, und, wenn wir lieben und schätzen was uns in diesem Verstande nützlich ist, thun wir nichts als was das Oechslein und das Eselein auch thut. Der Werth dieses Nützlichen hängt von seiner mehrern oder mindern Unentbehrlichkeit ab. Insofern also eine Sache zur Erhaltung der menschlichen Gattung und der bürgerlichen Gesellschaft nothwendig ist, insofern ist sie allerdings etwas Gutes: aber etwas Vortreffliches ist sie darum nicht. Daher begehren wir auch das Nützliche nicht um sein selbst, sondern bloß um gewisser Vortheile willen, die wir davon ziehen. Das Schöne hingegen lieben wir aus einem innern Vorzug unsrer Natur vor der bloß thierischen; denn unter allen Thieren ist der Mensch allein mit einem zarten Gefühl für Ordnung, Schönheit und Grazie begabt. Daher kommt es, daß er desto vollkommner, desto mehr Mensch ist, je ausgebreiteter und inniger seine Liebe zum Schönen ist, und je feiner und sichrer er durch die bloße Empfindung die verschiedenen Grade und Arten des Schönen zu unterscheiden weiß. Eben darum ist's

auch bloß das Schöne, in Künsten sowohl als in Lebensart und Sitten, was den geselligen, entwickelten und verfeinerten Menschen von dem Wilden und Barbaren unterscheidet: ja, alle Künste ohne Ausnahme, und die Wissenschaften selbst, haben ihr Wachsthum beinahe allein dieser dem Menschen eingepflanzten Liebe zum Schönen und Vollkommnen zu danken, und würden noch unendlich weit von dem Grade, zu dem sie in Europa gestiegen sind, entfernt seyn, wenn man sie in die engen Gränzen des Nothwendigen und Nützlichen, im gemeinen Sinne dieses Wortes, hätte einschränken wollen.

Dieß letzte that Sokrates, und wenn er jemals in einer Sache unrecht hatte, so war es hierin. Kepler und Newton würden nimmermehr die Gesetze des Weltsystems — das Schönste, was der menschliche Geist durch Denken herausgebracht hat — gefunden haben, wenn sie, seiner Vorschrift zufolge, die Meßkunst auf die bloße Feldmesserei und die Astronomie auf den bloßen nothdürftigen Gebrauch bei Land- und Seereisen und beim Kalendermachen eingeschränkt hätten.

Sokrates ermahnte die Maler und Bildhauer, das Schöne und Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden: so wie er die mimischen Tänzer aufmunterte, das Vergnügen, das ihre Kunst zu geben fähig sey, zu veredeln, und das Herz zugleich mit den Sinnen zu ergötzen. Dem nämlichen Grundsatze zufolge mußte er diejenigen Arbeiter, welche sich mit den unentbehrlichern Dingen beschäftigen, ermahnen, das Nützliche so viel möglich mit dem Schönen zu vereinigen. Aber nichts für schön gelten lassen wollen, als insofern es nützlich ist, heißt die Begriffe verwirren.

Schönheit und Grazie sind zwar durch die Natur selbst mit dem Nützlichen verwandt: aber sie sind nicht darum begehrenswürdig, weil sie nützlich sind, sondern weil es der

Natur des Menschen gemäß ist, in ihrem Anschauen ein reines Vergnügen zu genießen: ein Vergnügen das mit demjenigen, so uns das Anschauen der Tugend macht, völlig gleichartig, und eben so sehr ein Bedürfniß vernünftiger Wesen ist, als Nahrung, Kleidung und Wohnung Bedürfnisse des thierischen Menschen sind.

Ich sage des thierischen Menschen, weil er sie mit allen andern oder doch mit den meisten Thieren gemein hat. Aber weder diese thierischen Bedürfnisse, noch die Fähigkeit und Bestrebung sie zu befriedigen, machen ihn zum Menschen. Indem er für sein Futter sorgt, sich ein Nest baut, sich zu einem Weibchen hält, seine Jungen äzt, und sich mit einem andern herumbeißt der ihm sein Futter nehmen, oder sich in den Besitz seines Nestes setzen will — in allem diesem handelt er, was das Materielle betrifft, als ein Thier. Bloß durch die Art und Weise wie der Mensch — wofern er nicht durch zwingende äußre Ursachen zu einem viehischen Stande gebracht und darin erhalten wird — alle diese thierischen Dinge thut, unterscheidet und erhebt er sich über alle übrigen Thierarten, und zeigt seine Menschheit. Denn dieß Thier das sich Mensch nennt, und dieß allein, hat ein angebornes Gefühl für Schönheit und Ordnung, hat ein Herz das zur Mittheilung seiner selbst, zu Mitleiden und Mitfreude, und zu einer unendlichen Mannichfaltigkeit angenehmer und schöner Empfindungen aufgelegt ist; hat einen starken Hang zum Nachahmen und Schaffen, und bemüht sich unaufhörlich an dem was er erfunden oder gemacht hat, zu bessern.

Alle diese Eigenschaften zusammengenommen unterscheiden ihn wesentlich von den übrigen Thieren, machen ihn zu ihrem Herrn und Meister, unterwerfen ihm Erde und Meer, und bringen ihn von Stufe zu Stufe so weit, daß er durch die

beinahe unbegränzte Erhöhung seiner Kunstfähigkeiten im Stande ist, die Natur selbst umzugestalten, und sich aus den Materialien, die sie ihm gibt, eine neue, zu seinen besondern Absichten vollkommner eingerichtete Welt zu erschaffen.

Das erste, worin der Mensch diese seine Vorzüglichkeit offenbart, ist die Verfeinerung und Veredlung aller der Bedürfnisse, Triebe und Verrichtungen, die er mit den Thieren gemein hat. Die Zeit, die er dazu braucht, kommt hier nicht in Betrachtung. Genug er bringt es endlich dahin, daß er seinen Unterhalt nicht mehr dem bloßen Zufall abbetteln muß; und die größere Sicherheit einer reichlichern und bessern Nahrung läßt ihm Muße, auch auf die Vervollkommnung der übrigen Erfordernisse des Lebens zu denken. Er erfindet eine Kunst nach der andern; jede derselben vermehrt die Sicherheit oder das Vergnügen seines Daseyns; und so steigt er unaufhörlich vom Unentbehrlichen zum Gemächlichen, vom Gemächlichen zum Schönen.

Die natürliche Gesellschaft in der er geboren ist, verbunden mit der Nothwendigkeit sich gegen die nachtheiligen Folgen der großen Ausbreitung der menschlichen Gattung sicher zu stellen, veranlaßt ihn endlich zur bürgerlichen Gesellschaft und Lebensart.

Aber auch da hat er kaum für das Nothwendige, für die Mittel der innern und äußerlichen Sicherheit, gesorgt: so sehen wir ihn auf tausendfältige Art beschäftigt, diesen seinen neuen Zustand zu verschönern. Unvermerkt verwandeln sich kleine Dörfer in große Städte, die Wohnsitze der Künste und der Handlung, und die Vereinigungspunkte der verschiedenen Nationen des Erdbodens. Der Mensch breitet sich auf allen Seiten und in jedem Sinne immer weiter aus. Schifffahrt und Handelschaft vermehren die Verhältnisse und Beschäfti-

gungen, indem sie die Bedürfnisse und Güter des Lebens vervielfältigen. Reichthum und Wollust verfeinern jede Kunst, deren Mutter Noth und Mangel war, Muße, Ruhmbegierde und öffentliche Aufmunterung befördern das Wachsthum der Wissenschaften, welche durch das Licht, das sie über alle Gegenstände des menschlichen Lebens verbreiten, zu reichen Quellen neuer Vortheile und Vergnügungen werden.

Aber in eben dem Maße, wie der Mensch seinen äußern Zustand verschönert und verbessert, entwickelt sich auch sein Gefühl für das sittliche Schöne. Er entsagt den rohen und unmenschlichen Gebräuchen der Wildheit; lernt alle gewaltsamen Handlungen gegen seinesgleichen verabscheuen, und gewöhnt sich an die Gesetze der Gerechtigkeit und Billigkeit. Die mannichfaltigen Verhältnisse des gesellschaftlichen Standes entwickeln und bestimmen die Begriffe des Wohlstandes und der Höflichkeit; und die Begierde sich andern gefällig zu machen und sich bei ihnen in Achtung zu setzen, lehrt ihn seine Leidenschaften zurückhalten, seine Fehler verbergen, seine beste Seite herauskehren, und alles was er thut auf eine anständige Art verrichten. Mit Einem Worte, seine Sitten verschönern sich mit seinem übrigen Zustande.

Durch alle diese Stufen erhebt er sich endlich bis zu der höchsten Vervollkommnung seines Geistes, die in seinem gegenwärtigen Leben möglich ist, zu dem großen Begriffe des Ganzen wovon er ein Theil ist, zum Ideal des Schönen und Guten, zu Weisheit und Tugend, und zur Anbetung der unerforschlichen Urkraft der Natur, des allgemeinen Vaters der Geister, dessen Gesetze zu erkennen und zu thun zugleich ihr größtes Vorrecht, ihre erste Pflicht und ihr reinstes Vergnügen ist.

Alles dieß nennen wir mit Einem Worte: die Fortschritte der Menschheit. Und nun antworte sich ein jeder selbst auf die Frage: würde der Mensch sie gemacht haben, wenn jenes angeborne Gefühl des Schönen und Anständigen unthätig in ihm geblieben wäre? Nehmet es ihm, und alle Wirkungen seiner schlafenden Macht, alle Denkmäler seiner Größe, alle Reichthümer der Natur und Kunst, in deren Besitz er sich gesetzt hat, verschwinden; er sinkt in den viehischen Stand der dummen und gefühllosen Bewohner von Neuholland zurück, und mit ihm versinkt die Natur selbst in Wildheit und chaotische Ungestalt.

Was sind alle diese Stufen, durch die der Mensch nach und nach sich der Vollkommenheit nähert, als Verschönerungen? Verschönerungen seiner Bedürfnisse, Lebensart, Kleidung, Wohnung, Geräthe? Verschönerungen seines Geistes und Herzens, seiner Gesinnungen und Leidenschaften, seiner Sprache, Sitten, Gebräuche, Vergnügungen?

Welch ein Abstand von der ersten Hütte zu einem Gebäude von Palladio? Von der Pirogue eines Karaiben zu einem Linienschiffe? Von den drei Klötzen, die in uralten Zeiten bei den Böotiern die Huldgöttinnen vorstellten, zu den Grazien des Praxiteles? Von einem Dorfe der Hottentotten oder wilden Indianer zu einer Stadt wie London? Von dem Putz einer Neuseeländerin zum Prachtanzug einer Sultanin? Von der Sprache der Einwohner von Otahiti zu den Sprachen des Homer, Virgil, Tasso, Milton und Voltaire?

Durch wie viel unzählige Grade der Verschönerung mußten die Menschen und die menschlichen Dinge gehen, bis sie diesen beinahe unermeßlichen Zwischenraum zurückgelegt hatten!

Die Begierde zum Verschönern und Verfeinern, und die Unzufriedenheit mit dem geringern Grade, sobald man einen höhern kennen lernt, sind die wahren einzigen und höchst einfachen Triebfedern, wodurch der Mensch es dahin gebracht hat, wo wir ihn sehen. Alle Völker, die sich vervollkommnet haben, machen den Beweis dieses Satzes, und wenn sich wirklich solche finden sollten, die — ohne besondere physische oder sittliche Hindernisse — immer auf dem nämlichen Grade der Unvollkommenheit stehen blieben, oder gar einen gänzlichen Mangel jener Triebfedern der Vollkommnung verriethen: so hätte man Ursache, sie vielmehr für eine besondere Art von menschenähnlichen Thieren als für wirkliche Menschen unsres Stammes und unsrer Art zu halten.

Wenn nun (wie niemand läugnen wird) alles, was den Menschen und seinen Zustand vervollkommnet, den Namen des Nützlichen verdient: wo bleibt der Grund dieses verhaßten Gegensatzes, den gewisse Ostrogothen noch immer zwischen dem Schönen und Nützlichen machen? — Vermuthlich haben diese Leute wohl nie bedacht, was es für Folgen haben würde, wenn ein Volk, das eine hohe Stufe der Verfeinerung erreicht hat, seine Musik, seine Dichter, seine Schauspieler, seine Maler und übrigen Künstler, mit Einem Worte, alles was zum Gebiete der Musen und Grazien gehört, des Landes verwiese oder verhungern ließe — oder, was eben so schlimm wäre, wenn es den guten Geschmack in allen diesen Künsten verlöre?

Der Verlust von Dingen, die ohne Vergleichung weniger auf sich haben, würde schon eine gewaltige Lücke in seinem Wohlstande machen. — Wenn man euch eine Rechnung vorlegte, was es für die Franzosen zu bedeuten hätte, wenn nur die zwei kleinen Artikel, Fächer und Tabakdosen, aus der Zahl der Europäischen Bedürfnisse ausgestrichen werden könnten —

und ihr bedächtet dann, daß dieß nur ein paar kleine Aestchen von den unzähligen Aesten und Zweigen der Industrie sind, welche die Liebe zu Spielsachen und Flitterwerk, womit alle die großen Kinder in Hosen und langen Röcken um uns herum behaftet sind, hervorgetrieben hat; und ihr wolltet ein wenig nachrechnen, wie nützlich der Welt sogar die unnützlichen Dinge sind; und wolltet überlegen, daß die Gebiete des Schönen und Nützlichen keine geschlossenen Gebiete, sondern auf so mannichfaltige Art durcheinander gewunden sind, daß es gar nicht möglich ist, ihre Gränzen jemals genau und zuverlässig anzugeben; kurz, daß eine so große Verwandtschaft zwischen ihnen ist, daß beinahe alles Nützliche schön, und alles Schöne nützlich ist, oder werden kann: wenn ihr das alles überlegtet, so würdet ihr — —

Aber es gibt Leute, die (wie die Abderiten) vom Ueberlegen nicht klüger werden. Wem der Kopf einmal schief sitzt, der wird in seinem Leben nicht dahin gebracht, die Sachen so zu sehen, wie sie von allen andern, die gerade vor sich hinschauen, gesehen werden.

Und dann gibt es noch eine Gattung unverbesserlicher Leute, die von jeher erklärte Verächter des Schönen gewesen sind; nicht weil ihnen der Kopf schief sitzt, sondern weil sie nichts nützlich nennen als was ihren Säckel füllt. Nun ist das Handwerk eines Sykophanten, Quacksalbers, Amuletenkrämers, Ducatenbeschneiders, Kupplers, Tartüffen u. s. w., so einträglich es auch seyn mag, gewiß nicht schön: es ist also natürlich, daß diese Herren allerseits bei jeder Gelegenheit eine tiefe Verachtung gegen das Schöne das ihnen nichts einträgt zu Tage legen. Ueberdieß, wie manchem Görgen ist seine Dummheit nützlich? Wie mancher verlöre sein ganzes Ansehen, wenn die Leute, unter denen er es gewonnen oder

erschlichen hat, Geschmack genug hätten, Aechtes vom Unächten, und Schönes vom Schlechten zu unterscheiden? Solche Leute haben freilich eine wichtige Personalursache, Feinde von Witz und Geschmack zu seyn. Sie sind in dem Falle jenes Ehrenmannes, der seine häßliche Tochter an einen Blinden verheirathet hatte, und nicht zugeben wollte, daß seinem Tochtermanne der Staar gestochen würde.

Aber wir andern, die nur dabei zu gewinnen haben, wenn wir klüger werden, was für Abderiten müßten wir seyn, wenn wir uns von diesen interessirten Herren bereden lassen wollten, blind zu werden oder blind zu bleiben, damit ihrer Töchter Häßlichkeit nicht offenbar werde?

Sendschreiben

an einen jungen Dichter.

1782.

I.

Nun wohlan denn, mein junger Freund! niemand kann seinem Schicksal entrinnen; und wenn auch Sie zum Lorberkranz und dunkeln Kämmerchen des göttlichen Tasso, oder zum Spital und Nachruhm des Portugiesen Camoens bestimmt sind, kann ich schwacher Sterblicher es verhindern?

Ich habe Ihre Beichte gehört, und den ganzen Fall wohl erwogen. Ihr innerer Beruf scheint in der That keinem Zweifel unterworfen zu seyn.

Eine so scharfe Stimmung aller äußern und innern Sinne, daß der leiseste Hauch der Natur das ganze Organ der Seele, gleich einer Aeolsharfe, harmonisch ertönen macht, und jede Empfindung die Melodie des Objects, wie das schönste Echo, im reinsten Einklang, verschönert zurückgibt, und, so wie sie stufenweise verhallt, immer lieblicher wird.

Ein Gedächtniß, worin nichts verloren geht, aber alles sich unmerklich zu jener feinen, bildsamen, halb geistigen Masse amalgamirt, woraus die Phantasie ihre eigenen neuen Zauberschöpfungen hervorhaucht.

Eine Einbildungskraft, die durch einen unfreiwilligen innern Trieb alles Einzelne idealisirt, alles Abstracte in bestimmte Formen kleidet, und unvermerkt dem bloßen Zeichen

immer die Sache selbst oder ein ähnliches Bild unterschiebt; kurz, die alles Geistige verkörpert, alles Materielle zu Geist reinigt und veredelt.

Eine zarte und warme, von jedem Anhauch auflodernde Seele, ganz Nerv, Empfindung und Mitgefühl, die sich nichts Todtes, nichts Fühlloses in der Natur denken kann, sondern immer bereit ist, ihren Ueberschwang von Leben, Gefühl und Leidenschaft allen Dingen um sich her mitzutheilen; immer mit der behendesten Leichtigkeit andre in sich, und sich in andre verwandelt.

Eine von der ersten Jugend an erklärte, sich nie verläugnende leidenschaftliche Liebe zum Wunderbaren, Schönen und Erhabenen in der physischen und moralischen Welt.

Ein Herz, das bei jeder edeln That hoch emporschlägt, vor jeder schlechten, feigherzigen, gefühllosen, mit Abscheu zurückschaudert.

Zu allem diesem, bei dem heitersten Sinne und leichtesten Blut, ein angeborner Hang zum Nachsinnen, zum Forschen in sich selbst, zum Verfolgen seiner Gedanken, zum Schwärmen in der Ideenwelt — und, bei der geselligsten Gemüthsart und der zärtlichsten Lebhaftigkeit der sympathetischen Neigungen, eine immer vorschlagende Liebe zur Einsamkeit, zur Stille der Wälder, zu allem was die Ruhe der Sinne befördert, allem was die Seele von den Gewichten erleichtert, wodurch sie in ihrem eigenthümlichen freien Fluge gehemmt wird, oder was sie von den Zerstreuungen befreit, die ihr inneres Geschäft stören.

Freilich, wenn dieß alles nicht natürliche Anlage zu einem künftigen Dichter ist, nicht hinreicht einem Jüngling Sicherheit zu geben, daß es (mit dem Philosophen der Dichter zu reden) die Musen selbst seyen, die ihm die schöne

Raserei zugeschickt, die er eben so wenig, als Virgils Cumäische Sibylle den prophetischen Gott, von sich schütteln kann —

Sey'n Sie ruhig, mein Freund! Ich erkenne und ehre den unauslöschlichen Charakter, wodurch die Natur Sie zum Priester der Musen geweiht hat: und da es, nach dem göttlichen Plato, bloß darauf ankommt, daß die Musenwuth, um die schönsten Wirkungen zu thun, eine zarte und ungefärbte Seele ergreife; so müßte ich mich sehr an Ihnen irren, oder Sie werden der Theorie unsers Philosophen Ehre machen.

Ich möchte es eben nicht für ein untrügliches Kennzeichen eines ächten innern Berufs annehmen; aber wenigstens pflegt sich fast immer bei künftigen Virtuosen, bei Dichtern, Malern u. s. w. von der ersten Jugend an ein beinahe unwiderstehlicher Trieb zu der Kunst, in welcher sie vortrefflich zu werden bestimmt sind, zu äußern — und auch dieses Zeichen der Erwählung findet sich an Ihnen, mein junger Freund.

„Ich kann mich (sagen Sie mir) so weit ich in meine ersten Lebensjahre zurückzusehen vermag, keiner Zeit erinnern, wo ich nicht Verse gemacht hätte. Die angeborne Empfindlichkeit meines Ohrs für die Musik schöner Verse — die Wollust, in welcher ich schwamm, wenn ich mir schon als Knabe gewisse vorzüglich schön versificirte Stellen in alten oder neuern Dichtern, besonders in der Aeneis und in Horazens Oden, laut vordeclamirte — das häufige Wiederholen und Verweilen bei solchen Stellen, an denen sich, auch wenn ich sie still las, ich weiß nicht welch ein inwendiges geistiges Ohr, womit mich die Natur beschenkt hat, wie am verhallenden Nachklange des Gesanges der Musen, weidete — alles dieß kam bei mir dem Unterrichte zuvor: und so fand sich's, daß ich alle Arten von Versen machte und eine Menge von

Regeln beobachtete, eh' ich den mindesten gelehrten Begriff von Prosodie, Rhythmus, poetischem Numerus, nachahmender Harmonie, und dergleichen hatte. Nichts glich meiner Liebe zu den Dichtern als die Leichtigkeit womit ich sie verstand, das Interesse, das sie mir einflößten, und die beinahe ekstatische Entzückung, in welcher ich Stunden lang im Genuß einer vorzüglich schönen Stelle, und in den Visionen, die dadurch in meiner Seele veranlaßt wurden, verharrete. Ueber meinem Virgil, Haller, Milton, und Klopstocks ersten fünf Gesängen, vergaß ich Essen und Trinken, Spiel, Schlaf, mich selbst und die ganze Welt. — Ich erfuhr zwar von früher Jugend an, von Seiten derer, denen meine Erziehung von natürlicher oder bezahlter Pflicht wegen oblag, den nämlichen Widerstand, womit Ovid, Ariost, Tasso, Marino und so viele andre berühmte Dichter zu kämpfen hatten. Aber die stärkere Natur siegte, und der Genius oder Kobold (wie Sie ihn lieber nennen wollen) der mich besaß, wollte sich weder in Gutem noch Bösem austreiben lassen. Wenn ich auch keine Verse machte, meine musenfeindlichen Aufseher hatten damit wenig gewonnen. Alle Ideen und Kenntnisse, womit sie meine Seele voll zu stopfen beflissen waren, fielen entweder wieder durch, oder verwandelten sich in poetischen Stoff. Was ich nur trieb, Metaphysik, Moral, Naturlehre, Geschichte, Politik, alles wurde in mir zu Epopöe und Drama; und während uns der Lehrer mit der Miene eines Mystagogen die Leibnitzische Monadologie erklärte, entwickelte sich in meiner Einbildungskraft der Plan eines Gedichts über den Ursprung der Venus aus Meerschaum; oder ich ließ die Bildsäule Pygmalions sich vor meinen Augen beleben, oder erklärte mir, wie das große Principium der Orphischen Kosmogonie, die Liebe, gleich der Leyer Amphions, durch ihre Anziehungs-

kraft die Elemente in eine Welt habe zusammenfügen können.“ —

Was kann ich Ihnen, mein Lieber, gegen Thatsachen von dieser Stärke einwenden? — Ich glaube meine eigene Geschichte zu hören. Alles dieß war, von Wort zu Wort, vor fünfunddreißig Jahren mein eigner Fall: und wenn ich Sie, nach so deutlichen Fingerzeigen der Natur, gleichwohl noch am diesseitigen Ufer des gefährlichen Rubikon aufhalten möchte, so habe ich wenigstens ganz andre Ursachen dazu, als Mißtrauen in Ihre Anlage und Fähigkeiten.

Schon die ersten Blumen des fruchtbaren Bodens, der Ihnen zu Theil geworden ist, so bescheiden Sie selbst davon denken, würden hinlänglich seyn, mir von Ihnen die schönsten Hoffnungen zu machen; und um so gewissere, eben darum weil Sie, bei einem so entschiedenen Naturberuf und so vielen Vorübungen und Studien von mehrern Jahren, noch immer so wenig mit Ihren eignen Producten zufrieden sind, und durch einen Beifall, den Sie zu verdienen sich nicht bereden können, beinahe eben so sehr beleidigt werden als andre durch den gerechtesten Tadel. Ich kenne kein entscheidenderes Merkmal eines wahren Talents als — diese Schwierigkeit sich selbst ein Genüge zu thun; dieses unermüdete Höherstreben; diese unaffectirte Verachtung dessen, was man schon ist, gegen das, was man noch werden zu können sich getraut; und dieses feine Gefühl für die Schönheiten in den Werken andrer, und für die Mängel in seinen eigenen: — Eigenschaften, die ich so oft an Ihnen wahrzunehmen Gelegenheit habe, und die bei jungen und alten Dichtern so selten sind.

Staunen Sie mich immer an so viel Sie wollen, mein Lieber! Aber gerade meine so wohl begründete Ueberzeugung,

daß Mutter Natur wirklich die Absicht hatte einen Dichter aus Ihnen zu machen, und daß Sie, wenn Sie sich Ihrem Hang überlassen, ganz Dichter und also für alle andern Lebensarten verloren seyn werden, gerade dieß ist's, was mich für Sie zittern macht. Unglücklicherweise hat die gute Mutter an alles, nur nicht an den einzigen großen Punkt gedacht, daß Plutus zu ihrem Plan hätte beigezogen werden müssen. Wie konnte sie vergessen, daß die Dichter, so wenig als die Paradiesvögel, von Blumendüften leben können; und daß gerade der Mann, dem alle Elementargeister zu Gebote stehen, und dem es nur einen Federzug kostet um die herrlichste Zaubertafel aus der Erde hervorsteigen zu lassen, unter allen Menschen in der Welt dem Hungersterben am nächsten ist, wenn nicht zufälligerweise irgend ein mitleidiger Genius (auf den übrigens nie zu rechnen ist) besser für ihn gesorgt hat, als die Natur, die Musen — und er selbst?

Ein andres wäre, wenn Sie die Miene hätten, dem weisen Rathe zu folgen, den Herr Klinggut seinem Freunde gibt, die Poeterei (mit der es, wie er meint, doch immer in allem Betracht eine unsichre Sache ist) bloß als Nebenwerk neben einem einträglichen Amte oder einer andern ehrbaren gelehrten oder bürgerlichen Nahrung zu treiben. Ruft dich dann einmal, sagt Herr Klinggut, ein schöner Tag in deinen Garten,

Dein Kaffee und die Vögel warten
Nebst deinen Blumen schon auf dich;
Du wirst entzückt, du freu'st dich inniglich,
Du kennst schon die Natur und sie kennt dich.
Und eh' du's merkst, macht sie dich selbst zum Dichter;
Ruft dann die Curie als Richter,

Dein Amt, dein Haus, dein Freund, nichts auf der Welt,
dich ab:
So eil' und lauf' in vollem Trab,
Hol' dir ein Blatt Papier und schreibe,
Von keinem bessern Zeitvertreibe
Gereizt, den ganzen langen Tag,
Und schick's nach Dessau in Verlag.

Das ist doch eine Art sich mit der Natur und den Musen auf einen Fuß zu setzen, wobei man noch ziemlich leidlich wegkommt! Aber die Verse, die man so nach Dessau in Verlag schickt, sind denn freilich auch darnach; und man muß gestehen, daß die Dichter vom engern Ausschusse sich gewöhnlich anders dazu angeschickt haben. Wer nur alsdann Verse macht, wenn er sonst auf der Gotteswelt nichts zu thun weiß, wird gerade so ein Dichter seyn, wie einer, der sich nur in verlornen Stunden mit Malerei abgeben wollte, ein Raphael seyn würde.

Was ich Ihnen hier sage bleibt unter uns. Bewahren mich die Grazien, daß ich die Herren, die ihre verlornen Stunden so gut zu benutzen wissen, in ihrem Zeitvertreibe beeinträchtigen wollte! — Genug, Sie, mein junger Freund, sind, zu Ihrem Glück oder Unglück, keiner von dieser Kategorie. Ihre Liebe zur Muse ist eine ernsthafte Leidenschaft, die das Schicksal Ihres Lebens entscheiden wird.

Sie werden überall, in allen Vorfallenheiten, Verhältnissen, Geschäften, Händeln, Leiden und Freuden Ihres Erdewallens, Dichter seyn; immer denken, fühlen, reden, handeln, wie nur ein Dichter denkt, fühlt, spricht und handelt: und, wenn Sie auch zehn Jahre hintereinander keinen einzigen Vers gemacht hätten, so wird doch alles, was Sie in

diesen zehn Jahren gesehen, gehört, versucht, gethan und gelitten haben, entweder Poesie gewesen oder zu Poesie geworden seyn; und es werden am Ende dieser (dem Anschein nach) für die Musen verlornen Periode Ihres Lebens mehr Keime und Embryonen von Gedichten aller Art in Ihrer Seele liegen, als Sie, wenn Sie auch Bodmers oder Nestors Jahre erreichten, nicht auszubrüten Zeit haben würden.

Aber, ach! dieß ist's nicht allein. Sie werden auch Thorheiten begehen, die nur ein Dichter begehen kann — werden mit dem glücklichsten Kopfe, mit dem besten Herzen, alle Augenblicke in einem falschen Lichte vor der Welt stehen; immer Klagen und Vorwürfe hören, und doch immer nur sich selbst Schaden thun; und, wie Sie es auch anstellen mögen, um die Welt zu überzeugen daß Sie ein unschuldiges, harmloses, wohlmeinendes Wesen sind, wird man Sie doch immer als ein Wunderthier anstaunen, in dessen Art zu denken und zu seyn die Leute sich nicht finden können, und in dessen Verstand oder Herz alle Augenblicke mächtige Zweifel gesetzt werden.

Alles dieß, mein Lieber, verbreitet sehr unangenehme Folgen auf das Leben eines Menschen, der mit diesem bewunderten und verachteten, beneideten und verhaßten, geschmeichelten und fast immer schlecht belohnten Talente begabt ist, das ihm so sonderbare Vorzüge vor den gewöhnlichen Menschen, so viel Gewalt über ihre Einbildungskraft, und so unerschöpfliche Mittel sich selbst zu helfen — in der seinigen gibt. Das goldne λαθε βιωσας.

Der unbemerkte schmale Pfad durchs Leben, der ewige Wunsch aller Seelen, die zum stillen Genusse der Natur und zum Leben mit ihren eigenen Ideen geboren sind, wird für Sie der Baum des Tantalus werden. Eine verhaßte Cele-

brität, der Sie unmöglich entgehen können, wird Ihre Ruhe vergiften, und einen unversieglichen Schwall von tausend nichtswürdigen, aber nur desto beschwerlichern kleinen Plagen über Sie ergießen, die Ihnen nicht einmal die arme Täuschung übrig lassen werden, sich für das Vergnügen, das Sie der Welt machen, wenigstens mit Liebe belohnt zu glauben.

Eine Musenliebe, wie die Ihrige, endet sich gewöhnlich wie die Leidenschaft eines unerfahrnen Paars von Turteltaubenseelen, die einander statt alles andern Brautschatzes einen unermeßlichen Schatz von Zärtlichkeit zubringen, und in dem süßen Wahne, daß die Liebe sie ewig speisen und tränken werde, aller Vorkehrungen gegen die Bedürfnisse des Lebens vergessen haben. Der bezauberte Liebhaber ist vollkommen versichert, daß an der Seite seiner Geliebten eine Strohhütte ein Feenpalast sey; daß er, bei den Strahlen aus ihren Augen keines Lichts, an ihrem wärmenden Busen keiner Feuerung, kurz, in dem Ocean von Wonne, worin seine trunkene Seele taumelt, gleich den Göttern im Himmel, nichts bedürfe als — daß der süße Wahn ewig daure! Aber, das ist's eben worauf man vergebens gerechnet hat!

Man hat nicht bedacht, daß Stunden, Tage, Monate, vielleicht ganze Jahre, kommen werden, wo die Phantasie, ihrer Zauberkraft beraubt, uns dem unangenehmen Gefühle des Gegenwärtigen Preis gibt; und daß sie (vermöge ihrer immer täuschenden Natur) die Uebel, die uns drücken, eben so sehr vergrößert, als sie in glücklichen Stunden das Angenehme unsers Zustandes erhöhet. Man hat nicht bedacht, daß, wenn es auch in der Natur wäre, aus dem schönen Endymions-Traume, worein sie uns versenkt hat, nimmer von uns selbst zu erwachen, doch gewiß die nüchternen Leute um uns her, aus gutem oder bösem Willen, nicht ermangeln

würden, uns so lange zu schütteln und zu rütteln, bis sie uns den schlimmen Streich gespielt hätten, der jenem Korinthier von seinen Anverwandten widerfuhr, da sie ihm so lange Nieſewurz gaben, bis die herrlichen Tragödien verschwanden, die er auf der leeren Schaubühne zu sehen glaubte.

Dieser Umstand allein wäre schon hinlänglich, alle meine Besorgnisse bei dem Lebenswege, den Sie einzuschlagen begriffen sind, zu rechtfertigen. Ein wahrer Dichter — (so selten auch, nach Versicherung des vorbelobten Herrn Klinggut, die Louisd'or und — die Zuckermandeln bei ihm sind) — befindet sich doch ungefähr in eben der Lage gegen die Welt, worin sich ein Besitzer des Steins der Weisen befinden würde. Beide könnten vielleicht, jener mit seinem Talisman im Kopf und Herzen, und dieser mit seinem Pulver in der Tasche, glücklich seyn; wenn nur eine Möglichkeit wäre, ihr Geheimniß vor der ganzen Welt zu verbergen. Aber da dieß nicht wohl angeht, so mögen sich beide darauf verlassen, daß man Mittel genug finden wird, sie für den Vortheil, den sie vor andern wackern Leuten haben, büßen zu lassen!

Wenn ich, mein Lieber, so viel für das Glück Ihres künftigen Lebens fürchte, so sind die Louisd'or und die Zuckermandeln wohl das wenigste was mir im Sinne liegt. Der letztern, mit allem Zubehör von Confecten und Weinen (die Ordensbänder etwa ausgenommen), werden Sie vielleicht nur zu oft zu schmecken bekommen; und zu so viel Gold, als ein Dichter braucht, der eben keine Ansprüche an eine Villa — wie Boileau's und Pope's, oder gar an ein Ferney macht, wird wohl auch noch Rath werden. Horaz speiste so oft er wollte an den Tafeln der Großen in Rom; wohnte so oft und so lange als es ihm gefiel in dem prächtigen Hause

Mäcens, oder in seiner herrlichen Villa zu Tibur; hatte sein eigenes kleines Sabinum — kannte beinahe keine andern Plagen, als die er, durch das Unglück Roms erster lyrischer Dichter zu seyn, von den Autoren, vom Publicum und von seiner Celebrität zu leiden hatte; und fand sich doch öfters so davon zusammengedrückt, daß ihm, bei aller seiner Liebe zu den Musen, in der Ungeduld die Lästerung entfuhr: der Henker sollte ihn holen, wenn er seine Zeit nicht lieber verschlafen als Verse machen wollte.

Lesen Sie, was dieser liebenswürdige Dichter — der ein eben so feiner Weltmann als ein Mann von Genie und auserlesenen Kenntnissen war — an vielen Stellen seiner Briefe (besonders im neunzehnten an Mäcen, und im zweiten des zweiten Buchs an Julius Florus) von den Ungemächlichkeiten und Drangsalen des poetischen Berufs sagt; und lesen Sie, wenn Sie wollen, auch die Zusätze seines neuesten Commentators, der seinen Autor (aus dem sehr simpeln Grunde, weil es ihm ungefähr eben so ergangen war) anschaulicher und inniger als manche andre verstanden zu haben scheint. Es ist, weil man doch einmal sein Schicksal erfüllen muß, wenigstens gut wenn man weiß wessen man sich zu versehen, und wie viel oder wenig man auf die Einnahmen, die man für die sichersten hielt, Rechnung zu machen hat.

Unter allen den schönen Lufterscheinungen, die einen jungen Dichtergeist ermuntern und beflügeln, wenn er die lange und mühevolle Laufbahn beginnt, deren Ziel unter tausend Mitlaufenden nur so wenig erreichen, ist vielleicht die süßeste — „der Wahn, daß etwas mehr als Beifall, mehr als das eitle digito monstrari et dicier hic est, daß die Liebe der Nation, für die er arbeitet, der Preis seiner unermüdeten Bestrebungen seyn werde.“ Schmeicheln Sie sich nicht

mit einer so eitlen Hoffnung, mein Freund; das Höchste, worauf Sie zählen können, sind Augenblicke von Gunst, kurze Aufbrausungen, von dem Vergnügen, das Sie uns in diesen Augenblicken gemacht haben, veranlaßt, und wofür man Sie durch die Gefälligkeit, sich von Ihnen vergnügen zu lassen, überflüssig belohnt zu haben glaubt. Von dem Momente an, da wir wahrnehmen oder uns auch nur einbilden daß Sie nach unserm Beifall ringen, betrachten wir Sie mit eben den Augen, womit wir alle andern Prätendenten an Virtuosität in den ergötzenden Künsten ansehen; und Sie stehen (es mag Ihnen nun gefallen oder nicht) mit Taschenspielern, Luftspringern und Histrionen in Einer Linie. Alle Ihre Anstrengungen, einen hohen Grad von Vollkommenheit zu erreichen, sehen wir als Schuldigkeit an; und wehe Ihnen, wenn Sie nicht immer sich selbst übertreffen, oder sich jemals für erlaubt halten auf Ihren Lorbern einzuschlummern!

Sie werden diesen Gedanken nicht sehr aufmunternd finden. Aber ich habe Ihnen noch nicht das Aergste gesagt. Ihre Lage gegen das Publicum als Dichter ist weit weniger vortheilhaft, als wenn Sie die Ehre hätten ein großer Cadenzenmacher oder der Parisische Grand-Diable zu seyn. Zu diesen Künsten hat ungefähr jedermann einen Maßstab, und kann, mehr oder weniger, ziemlich richtig beurtheilen, wie viel dazu gehört um diese oder jene Wunderdinge zu leisten. Aber in der Musenkunst ist's gerade das Widerspiel. Unter tausend Lesern hat kaum Einer einen deutlichen und bestimmten Begriff von den Schwierigkeiten und von dem Höchsten der Kunst. Die Leser oder Zuhörer fühlen wohl, ob man sie interessirt oder gähnen macht: aber das ist auch alles! Und da ein sehr mittelmäßiges oder höchst nachlässig gearbeitetes Werk so gut als ein Meisterstück etwas Interessantes haben

kann: so können Sie sich darauf gefaßt machen, daß, sobald Ihr Werk aufgehört hat eine Meß-Neuigkeit zu seyn, der erste beste Roman, der etwas Neues ist, und ein wenig Witz, hier oder da eine überraschende Situation, eine rührende Stelle oder ein schlüpfriges Gemälde hat, sich der Aufmerksamkeit der lesenden Welt bemächtigen, und Ihre Arbeit, hätten Ihnen auch alle neun Musen daran geholfen, auf die Seite drängen wird. Hoffen Sie nicht durch irgend eine Anstrengung, irgend eine idealische Vollkommenheit, zu der Sie mit allen Kräften Ihres Geistes emporstreben, endlich einmal zu erhalten, was Sie nach Ihren Begriffen von der Kunst, und im lebendigen Bewußtseyn dessen was Sie geleistet haben, für bloße Gerechtigkeit ansehen. Sie werden sie nie erhalten; nicht weil man Ihnen Gerechtigkeit versagen will, sondern weil man keinen Begriff von allem dem hat, was man wissen müßte um sie Ihnen widerfahren zu lassen.

Wenn ein poetisches Werk, neben allen andern wesentlichen Eigenschaften eines guten Gedichtes, das ist, was Horaz totum teres atque rotundum nennt; wenn es bei der feinsten Politur die Grazie der höchsten Leichtigkeit hat; wenn die Sprache immer rein, der Ausdruck immer angemessen, der Rhythmus immer Musik ist, der Reim sich immer von selbst, und ohne daß man ihn kommen sah, an seinen Ort gestellt hat; wenn alles wie mit Einem Guß gegossen, oder mit Einem Hauch geblasen da steht, und nirgends einige Spur von Mühe und Arbeit zu sehen ist: so kann man sich sicher darauf verlassen, daß es dem Dichter, wie groß auch sein Talent seyn mag, unendliche Mühe gekostet hat. Die Natur der Sache bringt das so mit sich; und, da es vielleicht in keiner Europäischen Sprache schwerer ist schöne Verse zu machen als in der unsrigen, so muß auch der Fleiß und die

Anstrengung, um es in einer solchen Sprache zu einigem Grade von Vollendung zu bringen, verhältnißmäßig desto größer seyn.

Aber bilden Sie sich ja nicht ein, wofern Ihnen jemals ein Werk dieser Art gelingt, daß Ihnen die Leser für das, was Sie mehr geleistet haben als man von Ihnen forderte, den mindesten Dank wissen werden. Man hätte (wie die tägliche Erfahrung lehrt) auch mit Wenigerm fürlieb genommen. Ja, was das Schlimmste ist, gerade diese Leichtigkeit, diese Glätte und Rundung, die Ihnen so viel gekostet, und die der einzelne und seltne Kenner mit aller gebührenden Kälte anerkennt, wird Ihrem Werke bei dem großen Haufen — Schaden thun. — „Es kostet Ihnen wohl nicht die geringste Mühe solche Verse zu machen?“ — wird das Compliment seyn, das Ihnen überall entgegenschallen wird: und da die Menschen gewohnt sind, ein Kunstwerk nach der in die Augen fallenden Schwierigkeit, es hervorzubringen, zu schätzen, so wird auf das Ihrige, gerade um dessentwillen, weßwegen Sie sich selbst am meisten Glück wünschten, eine Art von Verachtung fallen. Man wird es vielleicht mit mehr Vergnügen lesen als manche andre Früchte des nämlichen Jahrganges. Aber, weil man glaubt, daß Ihnen nichts leichter sey als solche Dinge zu machen, so werden Sie kaum mit einem fertig seyn, da man Ihnen, als ob Sie noch nichts gethan hätten, schon wieder ein anderes zumuthen wird: und wenn Sie so ungefällig oder träg oder unfruchtbar sind, die Erwartung ihrer Gönner nicht aufs schleunigste zu erfüllen, so wird bald eine neue Fabrikwaare, worin's irgend etwas zu lachen oder zu weinen gibt, sich der Aufmerksamkeit der müßigen Welt bemächtigen; und das Werk, worin sich Ihre ganze Seele abgedruckt hat, das Werk Ihrer Liebe, Ihrer

Nachtwachen, wobei Sie alle Ihre Kräfte aufgeboten, woran Sie alle Ihre Talente, alle Ihre Kenntniß der Geheimnisse der Kunst verschwendet hatten, wird — mit den Erdschwämmen, die in Einer Nacht hervorstechen, vermengt — in einen Winkel geworfen, und in kurzem so rein vergessen werden, als ob es nie gewesen wäre.

Alles dieß, mein Freund, ist etwas so Natürliches, so Alltägliches, ist aus einerlei Ursachen von jeher bei allen Nationen (wenigstens in einem gewissen Zeitpunkt) etwas so Allgemeines gewesen, daß es lächerlich wäre sich darüber zu beklagen. Aber angenehm ist's freilich nicht, von Erfahrungen dieser Art überrascht zu werden; und in den Momenten, worin Ihnen dieß begegnen wird, werden Sie mehr als Einmal versucht seyn, das Glück eines jeden ehrlichen Böotiers zu beneiden, der, gerade mit so viel Menschenverstand als er ins Haus gebraucht, sein Brod im Schweiße seines Angesichts ißt, und für den Mangel des zweideutigen Vorzugs — daß zehntausend Menschen, die er nie gesehen hat, seinen Namen nennen und sich anmaßen über ihn und seinen Werth oder Unwerth abzusprechen — durch den Genuß eines unbekannt aber ruhig den Strom der Zeit hinabgleitenden Lebens reichlich entschädigt wird.

Ich würde nie fertig werden, wenn ich Ihnen alle Arten von Verdruß und Ungemach vorzählen wollte, welche jenseits der Aganippe, die für Sie der gefährliche Rubikon ist, auf Sie warten. Ich zweifle nicht, daß ich Ihnen mit einem guten Theile davon nichts sagen würde, als was Sie schon wissen. Aber vergessen Sie nicht, auch die ganze zarte Empfindlichkeit und Reizbarkeit einer poetischen Organisation mit dabei in Anschlag zu bringen. Tausend Dinge, die Ihr Leben verbittern werden, sind, an sich betrachtet, Kleinigkeiten: aber

für den Nervenbau, für die Einbildung, für das Herz eines Dichters werden es schwere Leiden seyn. Ein einziges schiefes oder hämisches Urtheil, ein einziger dummer Blick eines Zuhörers bei einer Stelle die ihm einen elektrischen Schlag hätte geben sollen, oder die Frage: was meinen Sie damit? bei einer feinen Ironie — wird Sie gegen den Beifall von Tausenden unempfindlich machen; und um einer einzigen solchen Citation willen, wie Sie eine ganz jungfräuliche Stanze eines Gedichtes das Sie lieben, in einem Buche wo Sie es gewiß nicht erwarteten, und von einem harmlosen akademischen Philosophen, der den Dichter ehren wollte, citirt oder vielmehr stuprirt gesehen haben, werden Sie wünschen Ihr bestes Werk vernichten zu können.

Ich sage nichts von den Begegnungen, die Sie von Autoren, Kunstverwandten, Kennern, Kunstrichtern, Recensenten u. s. w. zu gewarten haben. Sie werden, wenn ich mich nicht sehr an Ihnen irre, in Absicht aller dieser Herren Horazens Methode einschlagen: erwarten Sie also auch Horazens Schicksal, das ist ingeheim mit Vergnügen gelesen, ins Angesicht mit Lob überschüttet, und öffentlich bei jeder Gelegenheit mit kritischem Achselzucken oder, wenn's am besten geht, mit Stillschweigen beehrt zu werden. — Ein gemeiner Soldat, der bloß durch Talente und Verdienste bis zum Feldmarschall emporstiege, wäre eine große Seltenheit: aber ein Schriftsteller, der, ohne von einer Clique zu seyn, ohne Schüler gemacht, ohne seinen Ruhm den dermaligen Potentaten in der Gelehrten-Republik zu Lehen aufgetragen, ohne hinwieder angehende Schriftstellerchen in seine Clientel genommen und sich in ihnen einen rüstigen Anhang gemacht zu haben, welcher immer bereit ist, auf jeden, der sich des Patrons Ungnade zugezogen hat, mit Faust und Ferse loszu-

schlagen — ein Autor, sage ich, der ohne alle diese Hülfsmittel, und (was ich nicht vergessen muß) ohne von der Aegide der goldnen Mittelmäßigkeit bedeckt zu seyn, bloß durch eigenes Verdienst zum ruhigen Besitz eines unangefochtnen Eigenthums von Ruhm und Ansehen unter seinen Zeitgenossen gelangte, wäre eine noch viel größre Seltenheit. Es tragen sich wohl zuweilen seltsame Dinge in der Welt zu, und einer gewinnt ja wohl das große Loos: aber wer kann darauf rechnen daß er dieser Eine seyn werde?

Ueberhaupt, wenn ein ausgebreiteter entschiedner Ruhm und die damit verbundnen Vortheile das Ziel sind wornach Sie laufen: so machen Sie sich in Zeiten gefaßt, alle nur ersinnlichen Hindernisse in Ihrem Wege zu finden; und am Ende doch vielleicht zu sehen, wie Ihnen Leute zuvorkommen, die, anstatt in der vorgesteckten Bahn zu laufen, querfeld über die Schranken wegsetzen, und durch eine glückliche Verwegenheit den Preis an sich reißen, den sie in einem ordentlichen Wettlaufe nicht erhalten hätten. „Zum Laufen hilft nicht schnell seyn, sagt Salomon, und daß einer angenehm sey, dazu hilft nicht daß er ein Ding wohl könne, sondern alles liegt an der Zeit und am Glücke."

Sie wissen, mein Lieber, aus wie vielen Ursachen ich den lebhaftesten Antheil an Ihnen nehme. Ich sehe Sie auf einem Wege, der Sie wahrscheinlicher Weise — nicht zum Tempel des Glücks führen wird; und doch habe ich nicht das Herz Sie zurückzuhalten. Ich selbst liebe die Kunst, welcher Sie sich mit einer so entschiednen Fähigkeit widmen wollen, zu sehr, als daß ich ohne eine Art von innerlicher Bestrafung wünschen könnte, Sie von ihr abzuschrecken. Und wie sollte ich die Antwort nicht voraussehen, mit der Sie alles was ich

Ihrem Entschluß entgegensetzen könnte auf einmal zu Boden werfen werden? Auch ist meine Absicht nicht Sie abzuschrecken; ich möchte Sie nur nöthigen, ehe Sie ihre Partei auf immer nehmen, auch die Fährlichkeiten und Unlusten des Weges, der Ihnen so reizend vorkommt, in Betrachtung zu ziehen.

Zu Horazens Zeiten war die Poesie zufälligerweise der Weg eine Art von Glück zu machen. Ihn trieb, wie er sagt, die Dürftigkeit, die alles zu wagen fähig ist, zum Versemachen.

Ibit eo quo vis qui zonam perdidit —

Bei uns, fürchte ich, ist's just umgekehrt: der schmale Pfad über den Helikon ist ordentlicher Weise der gerade Weg in die Arme der lumpigen Göttin welcher Horaz entfliehen wollte. Vielleicht erleben Sie eine glücklichere Zeit für die deutschen Musen. Vielleicht ist einem andern Fürsten der Nachruhm bestimmt, den der große König verschmähte, der, nachdem er in vierzig mit jedem andern Ruhme beladnen Jahren nichts für unsre ihm völlig unbekannte Literatur gethan hatte, sich endlich an dem Verdienste begnügte, uns die Dürftigkeit und die Mängel derselben öffentlich vorzurücken. Vielleicht — Aber, nein! — weil doch diese hoffnungsvollen Vielleichts sehr ungewiß, und in der That weit unwahrscheinlicher sind als itzt manche sich träumen lassen, so stellen Sie sich lieber das Aergste vor: und da Sie ohnehin keine große Anlage zur Philosophie des Aristippus haben, und nicht sehr geneigt scheinen, was auch dabei zu gewinnen wäre, viel Weihrauch an die Götter der Erde, oder diejenigen die ihre Gnaden austheilen, zu verschwenden; so untersuchen Sie sich selbst genau, ob Sie im Schooße Ihrer lieben Muse allenfalls

auch bei einer Mahlzeit von Kartoffeln und Brunnenwasser glücklich seyn können.

Und wenn Sie dann, mein Freund, alles wohl überlegt, entschlossen sind es darauf ankommen zu lassen: so versprechen Sie mir mit Mund und Hand — weil ich Ihnen doch das schlimmste was begegnen kann vorausgesagt habe — niemals in Ihrem Leben, wie es Ihnen auch ergehen mag, sich über den Neid Ihrer Nebenbuhler und Zunftgenossen, über die Gleichgültigkeit der Großen und über den Undank des Publicums zu beschweren.

Nichts ist zugleich unbilliger und alberner, als darüber wimmern, daß die Dinge sind wie sie immer gewesen sind; und daß die Welt, anstatt sich um unser liebes kleines Selbst herumzudrehen, in ihrem ewigen Fortschwung, uns, wie ein unmerkliches Atom, ohne es gewahr zu werden mit sich nimmt.

Die Menschen um uns her, vom größten bis zum kleinsten, haben so viel mit sich selbst und ihrer eignen Noth, so viel mit ihren eignen Planen, Bedürfnissen, Leidenschaften, und momentanen Eingebungen des guten und bösen Dämons, den jeder gern oder ungern auf den Schultern tragen muß, zu thun, daß es kein Wunder ist, wenn sie sich nicht viel um die unsrigen bekümmern können. Und dennoch — helfen Sie einem Menschen aus einer Noth, oder machen Sie ihm Vergnügen — wann, wo und wie er's bedarf, und er wird Ihnen in diesem Augenblicke aufrichtig dafür danken. Aber wie können wir von ihm fordern, daß er uns auch für ungebetene und unbrauchbare Dienste Dank wisse, oder, wenn wir ihm zur Unzeit die Ohren vollgesungen haben, sich uns noch dafür verbunden halte? Wie können wir verlangen, daß andern Menschen, mitten im Gedränge ihrer Verhältnisse, Geschäfte,

Sorgen, Zerstreuungen, Ergötzlichkeiten, die Kunst die wir treiben, die Gegenstände wovon unsre Seele voll ist, das Werk womit wir uns beschäftigt haben, und womit sie vielleicht auf der Gotteswelt nichts anzufangen wissen, eben so wichtig seyn sollen als uns selbst? Wie können wir billigerweise verlangen, daß sie ein eben so geübtes Ohr für die Musik unsrer Verse haben, die feinern Schönheiten eines poetischen Gemäldes eben so genau bemerken, eben so hoch in Anschlag bringen sollen, als ob sie viele Jahre lang ein besonderes Studium von solchen Dingen gemacht hätten?

Die Natur der Sache bringt es mit sich, daß für den bloßen Liebhaber, in Werken des Witzes, des Geschmacks und der Kunst, immer viel verloren geht. Aber darum ist doch das Publicum weder ungerecht gegen vorzügliche Schriftsteller, noch ohne Gefühl für den Werth der Meisterstücke der Musenkunst. Sehen Sie, wie gut öfters auch sehr alltägliche Machwerke, sine pondere et arte, wenn nur irgend etwas daran gefallen kann, aufgenommen werden! Die lesende Welt will auf allerlei Art ergötzt und unterhalten seyn; und sie liebt die Mannichfaltigkeit so sehr, daß ein Autor ganz und gar ungenießbar seyn müßte, dem es nicht glücken sollte bemerkt und (wenigstens eine Zeit lang) aus dem Gedränge der täglich zunehmenden Mitwerber hervorgezogen zu werden. Auch in der leichtesten und kunstlosesten Gattung, die kaum etwas andres Poetisches hat als die Lebhaftigkeit des Ausdrucks und den Reim, ist Witz oder Laune oder glückliche Ejaculation eines augenblicklichen Gefühls genug, einen Verfasser der Nation lieb und schätzbar zu machen. Lassen Sie es also nur nicht an sich selbst fehlen, mein junger Freund! Verdienen Sie den öffentlichen Beifall, er wird Ihnen nicht versagt werden. Spannen Sie alle Ihre Segel auf, erheben

Sie sich über die Menge, und bereichern Sie, unzufrieden mit einem gemeinen Preise, unsre Literatur durch Werke, die, anstatt nur auf einen Augenblick zu ergötzen, sich der ganzen Seele des Lesers bemächtigen, alle Organe seiner Empfindung ins Spiel setzen, seine Einbildungskraft erwärmen, bezaubern, und in ununterbrochner Täuschung erhalten, seinem Geiste Nahrung, und seinem Herzen den süßen Genuß seiner besten Gefühle, seines moralischen Sinnes, seiner Theilnehmung an andrer Leiden und Freuden, seiner Bewundrung für alles was edel, schön und groß in der Menschheit ist, gewähren — und verlassen Sie sich darauf, das Publicum wird Ihnen so viel Dank dafür wissen als Sie billigerweise nur immer verlangen können.

Ich setze diese Clausel hinzu, weil es Unsinn wäre, von den Menschen mehr zu erwarten als sie zu geben haben. Und mit welchem Rechte wollten die Schriftsteller allein von ihrer Nation mehr Gerechtigkeit, mehr Dankbarkeit, mehr Gleichheit und Beständigkeit fordern, als irgend ein andrer Mann von Verdienste, in welcher Kategorie er immer seyn mag, von ihr zu gewarten hat?

Ich habe diese kleine Abschweifung für nöthig gehalten, damit Sie das, was ich Ihnen von den mancherlei Unannehmlichkeiten des poetischen Lebens bloß als Thatsache gesagt, nicht für Klagelieder aufnehmen, die mir das Gefühl oder Andenken eigener Erfahrungen ausgepreßt habe. In allen nur ersinnlichen Lebensarten und Umständen ist das menschliche Leben mit mancherlei wirklichen, eingebildeten, natürlichen und selbstgemachten Plagen umfangen; und im Augenblicke der Ueberraschung kann uns oft auch ein kleiner Schmerz einen lauten Schrei abnöthigen: aber wer wollte über unvermeidliche, allgemeine, und eben darum sehr erträg-

liche Uebel sich ungebärdig stellen? Quisque suos patimur manes. — Indessen bedurfte es keiner Rücksicht auf die meinigen, um Ihnen von allgemeinen Erfahrungen zu sprechen, die in allen Zeiten und bei allen Völkern, wo Literatur blühte, stattgefunden haben.

Sie, mein Lieber, kennen mich gut genug, um zu wissen, daß ich mit meinem Loose in jeder Betrachtung zufrieden bin. Von meiner Jugend an habe ich die Kunst mehr geliebt als was man Ruhm und Glück nennt; und immer ist mir die unverfälschte Empfindung einzelner edler Seelen, der unerwartete gutherzige Dank irgend eines wackern Biedermanns der keine Nebenabsichten dabei haben konnte, mehr gewesen, als der ruhige Beifall des kalten Kenners oder das laute Zuklatschen der Menge — wiewohl es mir in einem Laufe von mehr als dreißig Jahren auch an diesen nicht gefehlt hat. Aber ich würde mir ein Verdienst beilegen, an welches ich keinen Anspruch zu machen habe, wenn ich läugnen wollte: daß ich, indem ich den größten Theil meines Lebens im Dienste der Musen zugebracht, mehr für mich selbst als für andere gethan habe; und daß es die reinste Wahrheit war, und vermuthlich bis an mein Ende wahr bleiben wird, was ich schon vor funfzehn Jahren (zu einer Zeit, da ich am äußersten Ende des südlichen Deutschlandes in gänzlicher Abgeschiedenheit von unserm Parnaß und ohne alle litterarische Verbindung lebte) aus vollem Herzen zu meiner Muse sagte:

Gefällst du nicht, stimmt Welt und Kenner ein
Dich deines Dienst's zu überheben,
So mag dein Trost in diesem Unfall seyn,
Daß du bei süßer Müh' mir viele Lust gegeben:
Du machst, o Muse, doch das Glück von meinem Leben,
Und hört dir niemand zu, so singst du mir allein.

Ich müßte mich sehr irren, wenn diese Gesinnung nicht im Fortgang Ihres Lebens auch die Ihrige seyn sollte; und so bleibt mir (was für Wege auch übrigens das Schicksal mit Ihnen gehen mag) doch immer der Trost: daß eine Quelle von Glückseligkeit in Ihrem Innern springt, die Ihnen jeden Kummer des Lebens versüßen, den Genuß seiner besten Freuden verdoppeln, und, auch wenn sie zu versiegen anfängt, zum Labsal in den Tagen die uns nicht gefallen, wenigstens noch einzelne Nektartropfen für Sie übrig haben wird.

Sendschreiben

an einen jungen Dichter.

1784.

II.

Ich mache meiner Divinationskraft kein großes Compliment, wenn ich Ihnen sage, daß ich Ihre Antwort auf mein erstes Schreiben vorausgesehen habe. Glücklicher Weise für meine kleine Eitelkeit war es, wie Sie selbst versichert zu seyn scheinen, keineswegs meine Absicht, Sie zu erschrecken; widrigenfalls hätte ich die Demüthigung wohl verdient, meines Zwecks so sehr verfehlt zu haben. Ich erwartete von Ihnen nicht nur, daß die Schwierigkeiten und abschreckenden Umstände, wovon ich Ihnen sprach, Ihren Muth viel mehr reizen als niederschlagen würden; ich sehe auch mit Vergnügen, daß mich meine Vermuthung über die ganz verschiedne Wirkung, welche meine Vorstellungen auf Ihr Gemüth machen würden, nicht betrogen hat. Sie schwingen sich — mit einer Art von Verachtung, die ich (ohne sie völlig gut zu heißen) als unaffectirtes Gefühl Ihrer Seele zu schätzen weiß — über alles — hinweg, was ich Ihnen, aus dem Munde unsers Horaz, und aus der Erfahrung der Dichter aller Zeiten, von den äußerlichen Unannehmlichkeiten und Widerwärtigkeiten des poetischen Berufs gesagt habe. „Wer wird sich, sagen Sie, von einer Profession, wozu er sich berufen fühlt, durch Umstände abschrecken lassen, die aus der Natur und den Verhältnissen des menschlichen Lebens nothwendig ent-

springen, die ihr mit allen andern Professionen gemein sind, und durch standhaftes Ausharren, kluges Betragen und unablässiges Fortstreben nach Vollkommenheit, gleichwohl vielleicht überwunden werden können?" — Besonders sehe ich Sie mit Vergnügen so wohl gewaffnet gegen die Vorstellung der Armuth, das alte ziemlich gewöhnliche Loos der Künstler, die unter dem Einfluß der Musen stehen. Wohl Ihnen, mein junger Freund, daß das Wort Armuth, das durch die Aristides und Sokrates, die Curius und Fabricius, die Epiktete und Thomas Moore — kurz durch die Edelsten und Besten der Menschen so ehrwürdig geworden, nichts Verächtliches noch Abschreckendes in Ihren Augen hat! — und daß Sie sich so ganz darauf eingerichtet zu haben scheinen, auch mit Ihrem Beispiel zu bestätigen, was Horaz dem Römischen Pisistratus zu Gunsten seiner Mitbrüder im Apollo sagt:

Ein Dichter hat sonst keine Leidenschaft
Als seine Lust am Dichten; die allein
Beherrscht ihn ganz und gar, er lebt und webt
In Versen. Schlimme Zeiten, Geldverlust,
Vermögensabfall, all dieß kränkt ihn wenig.
Mag sein Gesind' auf einen Tag entlaufen,
Mag über'm Kopf sein Haus ihm niederbrennen,
Er lacht dazu. In seinem Leben kommt
Ihm kein Gedanke seinem Mündel oder
Miterben heimlich einen Streich zu spielen.
Er lebt von Erbsenbrei und schwarzem Brod,
u. s. w.

In London und Paris mag es wohl nicht an Versemännern fehlen, die sich zuweilen mit einer noch leichtern Diät behelfen müssen: aber bei uns Deutschen getraue ich mir

(wenigstens so lange die Romanmanufacturen so guten Absatz finden, wie seit einiger Zeit) einem jeden Poeten vel quasi noch immer so viel Erbsenbrei und schwarzes Brod zu garantiren, als er nöthig hat, um nicht — durch Ueberfüllung am Arbeiten gehindert zu werden; ja das Handwerk wirft sogar Bier und Tabak — Bedürfnisse, die man zu Horazens Zeiten noch nicht kannte — reichlich ab; zumal da die Garderobe bei diesen Herren, ordentlicher Weise, ein wenig kostbarer Artikel ist. Indessen ist mir doch lieb zu vernehmen, daß Ihr guter Genius wenigstens für das Unentbehrliche gesorgt, und Ihnen dadurch den sehr wichtigen Vortheil verschafft hat, daß Sie mit Muße und Weile arbeiten können, keinen Zeitverlust in Anschlag zu bringen brauchen, und, wenn Sie einen schönen halben Tag auf die Ausfeilung eines Duzend Verse verschwendet haben, sich nicht hinterdrein mit dem armseligen Gedanken, daß der elendeste Proseschmierer, ohne alle Bemühung des Geistes und durch die bloße Behendigkeit seiner Schreibefinger, zehnmal mehr in so viel Stunden verdient habe, plagen müssen; und, beim Anblick ihres zusammengeschrumpften Geldbeutels, nicht zu Verwünschung einer Profession verleitet werden, bei der Sie bloß deßwegen verhungern, weil Sie nicht — ohne sie leben können.

Da Sie, mein Freund, allem Ansehen nach, sich nie in diesem jämmerlichen Falle befinden werden, und, bei der Sicherheit, das Nothwendige des begnügsamen Weisen niemals weder durch Prose noch Verse erwerben zu müssen, für alles Entbehrliche unbesorgt sind — kurz, da für Sie nur eine einzige Art ist, wie Sie nach Ihrer eignen Denkart Ihr Glück machen können und wollen; so befremdet mich ganz und gar nicht, daß auf der einen Seite die Schwierigkeiten die in der poetischen Kunst liegen, auf der andern, das Abschreckende,

was Sie in der Natur und den engen Gränzen unsrer Sprache zu sehen glauben, und endlich die Meinung, daß die ersten Plätze auf unserm Deutschen Pindus schon besetzt und neu-angehenden Mitwerbern um die lauream apollinarem beinahe nichts Ruhmwürdiges mehr zu unternehmen übrig gelassen sey — die einzigen Hindernisse und Abschreckungen sind, die auf Ihre Einbildung zu wirken, und gleichsam in dem Augenblick, da Sie dem rufenden Genius die Hand reichen wollen, Sie unschlüssig und muthlos zurückzuhalten scheinen.

Ihre Furcht vor den innerlichen Schwierigkeiten der poetischen Kunst ist eine heilsame Furcht, wovon ich allen angehenden Dichtern ein großes Maß wünschen möchte. Sie gründet sich auf lebendiges Anschauen und Bewußtseyn alles dessen, was ein Dichter von sich selbst fordern muß, wenn es ihm auch unglücklicher Weise an einem Publicum fehlte, das sich mit weniger nicht befriedigen ließe. Ein Jüngling, den die Natur mit zureichenden Kräften begabt hat, die Schwierigkeiten zu überwinden, kann sich dieselben schwerlich zu groß einbilden. Sein Geschmack kann nie zu ekel, sein Ohr nie zu fein, sein Gefühl für Schönheiten und Fehler nie zu zart und scharf, kurz, er kann nie zu streng seyn, sich selbst nichts zu übersehen, was durch hartnäckigen Fleiß gehoben werden kann, und wenn es auch nur ein dem Ohr unangenehmer Zusammenstoß von Consonanten, eine die Eurhythmie des Perioden unterbrechende Cäsur, oder ein übelklingender Sylbenfall am Schlusse desselben wäre. Die Gesetze des Schicklichen, die der Dichter zu beobachten hat, sind unzählig; und die kleinste Uebertretung des kleinsten dieser Gesetze erregt einen Mißlaut, eine unangenehme Unterbrechung der besondern Rührung oder doch des reinen Vergnügens überhaupt, welches in Hörern oder Lesern von richtig-zartem Gefühl

fortdaurend hervorzubringen sein letzter Zweck ist und seyn soll. Wehe dem Dichter, der seine Kunst nicht mehr liebt als — seine Bequemlichkeit! der seine poetischen Sünden mit einer vorgeblichen poetischen Licenz zu beschönigen glaubt, und uns mit Entschuldigungen abfertigt, wo er uns mit Schönheiten befriedigen sollte! Nur die Gränzen, die ihm die Natur selbst gesetzt hat, d. i. die oft unüberwindliche Unbiegsamkeit seiner Sprache, oder die Unmöglichkeit, eine Schönheit von der geringern Art in gewissen individuellen Fällen mit der höhern und wesentlichern zugleich erzielen zu können — kurz, nur physische Unmöglichkeit, oder das große Gesetz der Kunst selbst, welches uns zuweilen befiehlt, einem höhern Zweck den geringern wissentlich aufzuopfern — dieß allein und nichts anders kann einen Dichter wegen irgend einer Beleidigung rechtfertigen, die er einem Ohre zufügt, das die Musen mit Gefühl für Wohlklang und schöne Modulation der Verse begabt haben. Ich behalte mir auf eine künftige Gelegenheit vor, Ihnen über diesen letztern Artikel meine Gedanken und Bemerkungen bestimmter, und mit Beispielen erläutert, mitzutheilen. Auch bei der glücklichsten Anlage bedarf es doch vieles Studirens und einer langen Uebung, bis man es in allem dem, was unter dem Mechanischen und Musikalischen unsrer Kunst begriffen ist, zu einem mehr als gemeinen Grad der Vollkommenheit bringt, und meine Erfahrenheit in diesen Dingen kann Ihnen vielleicht behülflich seyn, früher dazu zu gelangen.

Indessen ist nicht wohl zu läugnen, daß was diesen Punkt betrifft, in unsrer Sprache selbst Schwierigkeiten liegen, die weder durch die vollständigste Kenntniß derselben, noch durch den angestrengtesten Fleiß allezeit gehoben werden können. Es ist mehr als zu wahr, daß die Deutsche Sprache an Wohl-

klang und Sanftheit beinahe allen andern Europäischen nachsteht; und daß sie insonderheit von der Englischen (die von allen andern gute Beute gemacht hat) an Reichthum an Worten, und an derjenigen Stärke, die aus Kürze und Gedrungenheit entsteht, von der Französischen an Tauglichkeit — Witz und Empfindung (zwei so ungleichartige und doch so nahe verwandte Dinge) bis auf den äußersten Grad der Feinheit auszuspinnen und zu verweben, und von der Italiänischen an Geschmeidigkeit und Ueberfluß an poetischen Worten zum lebendigsten Ausdruck, zur feinsten und glänzendsten Farbengebung, zur anmuthigsten Modulation des Verses übertroffen werde. Ich hoffe einiges Recht erworben zu haben — ohne Scheu vor den Vorwürfen eines übertriebnen und den Ausländern mit Recht lächerlichen Patriotism — meine Meinung über diesen Punkt sagen zu dürfen; und ich stimme Ihnen gänzlich bei, wenn Sie mir schreiben: ich wünschte, der Erbe des neulich ohne Erben zu Charles-Town verstorbnen Juden Abraham della Palpa zu seyn, um seine dreihunderttausend Pfund Sterling zum Preis für den Deutschen Dichter auszusetzen, der diese einzige Stanze des göttlichen Tasso in gleich schöne Verse zu übersetzen vermöchte:

Teneri sdegni e placide e tranquille
Repulse, cari vezzi e liete paci,
Sorrisi, parolette, e dolci stille
Di pianto, e sospir' tronchi, e molli baci,
Fuse tai cose tutte, e poscia unille,
Ed al foco temprò di lente faci,
E ne formò quel si mirabil cinto
Di ch' ella aveva il bel fianco succinto.

Die Schwierigkeit, oder vielmehr die Unmöglichkeit, Ihren Preis zu gewinnen (und wenn Sie auch Peru und Brasilien

auszubieten im Stande wären) liegt bloß in den vier ersten Versen — und sie liegt nicht nur in den Worten, insoferne sie Begriffe bezeichnen, sondern vornehmlich in dem Mechanischen derselben, und in der zauberischen Wirkung, die das amoroso in der Modulation dieser Verse thut.

Die Italiänische Dichtersprache wimmelt von Wörtern, besonders von Beiwörtern, für die uns die unsrige kein Aequivalent geben kann. Ich habe die Pein, die ein Deutscher Dichter leidet, wenn er in allen Fächern seines Gedächtnisses vergeblich nach einem Worte sucht, welches gerade das, was er sagen will, sage, und dabei nicht durch irgend ein leidiges Schr oder Ch, oder ein dreifaches Uebergewicht harter Consonanten den schönen Gegenstand, den es bezeichnen, oder die Stelle, wo es Effect machen soll, verunziere — zu oft erfahren, als daß ich Ihnen einen kleinen Unmuth über das Rauhe, Wiehernde und Unsingbare unsrer Sprache übel nehmen könnte. Der Fehler liegt freilich meistens nicht im Mangel an Wörtern, sondern im Mangel solcher Wörter, wie unser durch Griechische, Lateinische, Wälsche und Französische Töne verwöhntes Ohr sie gerne haben möchte. Zärtliche heißt eben das was teneri, und hat den nämlichen Sylbenfall: aber was für einen Unterschied macht das ch und der Zusammenstoß der drei Mitlauter r t l in dem Deutschen Worte? Beltà und Schönheit bezeichnen einerlei Begriff; aber wie wohlklingend ist jenes und wie müssen die Organe arbeiten, um dieses hervorzubringen? Welch ein ewiges Zischen und Hauchen, Knarren und Klirren in unserm mit H, Ch, S, Sch, Pf und R überladenen Hochdeutschen? Alles dieß, lieber Freund, und was Sie mir noch sonst gegen die poetische Euphonie derselben hätten einwenden können, ist zu offenbar um geläugnet zu werden. Aber Unrecht würden

Sie haben, wenn Sie darum, weil unsre Sprache nicht so sanft und sonor wie die Italiänische ist, die Augen vor ihren wirklichen Schönheiten und selbst vor dem, was sie gleichwohl auch in diesem Stücke ist, verschließen wollten. Ohne hier zu wiederholen, was von vielen andern, und von mir selbst anderswo, hierüber schon gesagt worden — bedürfen wir eines stärkern Beweises, als die Dichter, die wir schon besitzen, und den ungemeinen Zuwachs an Biegsamkeit, Sanftheit und Wohllaut, den sie unter ihrer Bearbeitung nur seit vierzig Jahren gewonnen hat?

Aber auch schon lange vor der Epoche Hallers, Bodmers, Hagedorns, Gleims und Gellerts, wie sehr zeigte sie sich schon von dieser Seite zu ihrem Vortheil in vielen malerischen und musikalischen Gedichten unsers vortrefflichen und zu sehr vergessenen Brockes. Ich brauche Sie nur auf das ehmals berühmte Gemälde seines Ungewitters und der darauf erfolgten Stille zu verweisen, wo mehr als siebzig meistens Alexandrinische Verse ohne R, einen sehr laut redenden Beweis abgeben, daß unsre Sprache so hart nicht ist, als man ihr vorwirft; oder daß sie wenigstens einen Ueberfluß an weichen Wörtern hat, und milde genug ist, sich in sehr sanfte Formen gießen zu lassen. Was auch der Geschmack gegen die besagten siebzig Brockischen Verse ohne R einzuwenden haben mag; so beweisen sie doch immer, was der Dichter selbst, wie es scheint, damit beweisen wollte. Aber auch ohne dieß, was ist sanfter und wohllautender als z. B. folgende Stelle aus des nämlichen Dichters musikalischem Gedicht auf seinen Garten?

Es scheint der Blüthe flüchtig Schweben,
Indem sie fällt, die Lüfte zu beleben;

Die klare grünlich=dunkle Fluth,
Die in des Teiches Uferschooß,
Bekränzt mit Moos,
An schlanker Bäume Wurzeln ruht,
Auf deren ebner Fläch' ein kühler Schatten schwimmet,
Wird unvermuthet hell, und glimmet
In einer weißen Gluth.

Es müßte denn nur folgende Arie seyn, die sich neben den schönsten eines Metastasio hören lassen darf:

Kühler angenehmer Bach,
Allgemach
Schließet deiner krausen Wellen
Sanfter Schall, in kleinen Fällen,
Durch das Ohr mein Auge zu;
Deiner fließenden Krystallen
Schwätzend Wallen
Reizet selbst den Geist zur Ruh'.

Lesen Sie, wenn Sie den Reichthum und das Melodiöse unsrer Sprache, in Rücksicht auf Wohlklang und Singbarkeit, in seinem vollen Glanze sehen wollen, von eben diesem — weit mehr als anerkannt wird — um unsre Sprache und Dichtkunst verdienten Manne seine Gedichte über die Vergnügung des Gehörs im Frühling, über das Wasser im Frühling, über die Schönheit der Felder, über den Mondschein in einer angenehmen Frühlingsnacht, über die Rose u. s. w., und besonders seine ehmals so berühmten Beschreibungen des Nachtigallengesangs, denen schwerlich irgend eine Sprache etwas Reicheres und Vollkommneres in ihrer Art entgegenzusetzen hat.

Aber wenn wir auch zugeben müssen, daß unsre Sprache bei weitem nicht so sanft ist, als die größtentheils aus der Lateinischen entsprungenen unsrer Nachbarn jenseits des Rheins und der Alpen — ist denn Sanftheit die einzige poetische Tugend einer Sprache? Ist die ganz vorzügliche Geschicklichkeit der unsrigen, starke und heftige Leidenschaften und große Naturscenen in dem heftigsten Kampf ihrer gewaltigen Kräfte darzustellen — und besonders, ist ihr ungemeiner Reichthum an ausdrucksvollen und alle Arten von Schall und hörbarer Bewegung nachahmenden Wörtern für etwas Geringes zu achten? Ich empfehle Ihnen, wenn Sie unsern ganzen Reichthum an Wörtern dieser Art beisammen sehen wollen, abermal, außer den schon angezognen Gedichten meines Brockes, seine physikalischen Stanzen, die mit den trefflichsten Schilderungen angefüllt sind: besonders die Beschreibung eines feuerspeienden Berges und das große Gemälde des Untergangs unsers Planeten durch ein allgemeines Erdbeben; welche ungeachtet der unbequemsten Vers- und Reimart, die zu Gedichten dieser Art nur immer gewählt werden konnte, Sie durch die hinreißende Stärke der Sprache, deren er sich darin ganz bemächtigt hat, in Bewunderung setzen wird. Nehmen Sie nun noch hiezu, was unsre Dichtersprache, seit Brockes, durch die fünf schon genannten Dichter, und nach ihnen, durch Kleist, Kramer, Utz, Geßner, Ramler, Gerstenberg, Götze, Zachariä, Dusch, J. G. Jakobi, Bürger und andere, vornehmlich aber, was sie durch Klopstock gewonnen hat: machen Sie sich die Verdienste eines jeden dieser Dichter, in seiner Art, und nach dem besondern Charakter seines Geistes und seiner Dichtart, genau bekannt — und gewiß, ich müßte die Gesundheit Ihres Verstandes ganz verkennen, wenn ich zweifeln wollte, daß Sie billiger von dieser Sprache

urtheilen, und sich's nicht mehr leid seyn lassen werden, daß das Schicksal Sie an der Donau, und nicht am Tiber oder Arno geboren werden ließ. Wenigstens verspreche ich mir dieß so lange, bis Sie mir in einem wälschen Dichter eine stärkere, ausdrucksvollere, und in diesem Ausdruck, an Klang und Modulation, ihrem Inhalt angemessenere Stelle werden gewiesen haben, als es die folgende aus der Messiade ist:

— Indem die Ewigen sprachen,
Ging durch die ganze Natur ein ehrfurchtsvolles Erbeben.
Seelen die jetzt wurden, die noch nicht zu denken begonnen,
Zitterten und empfanden zuerst. Ein gewaltiger Schauer
Faßte den Seraph, ihm schlug sein Herz, und um ihn lag wartend,
Wie vorm nahen Gewitter, die Erde, sein furchtsamer Weltkreis.
Nur in die Seelen zukünftiger Christen kam sanftes Entzücken
Und ein süßbetäubend Gefühl des ewigen Lebens.
Aber sinnlos und nur zur Verzweiflung allein noch empfindlich,
Sinnlos wider Gott was zu denken, entstürzten im Abgrund
Ihren Thronen die höllischen Geister. Als jeder dahinsank,
Stürzt' auf jeden ein Fels, brach unter jedem die Tiefe
Ungestüm ein, und donnernd erklang die unterste Hölle.

Ich überlasse Ihnen selbst die leichte Mühe, auszufinden, wie die Sprache, an den mit durchschossener Schrift gedruckten Stellen, dem Willen des Dichters gleichsam auf den Wink

dienstbar gewesen ist. Aller Genie eines Homers und Miltons kann, oder darf vielmehr kein solches Wort wie gewaltiger, wie zitterten, wie süßbetäubend, wie ehrfurchtvolles, erschaffen, wenn es nicht schon in seiner Sprache ist. Das letztere ist sogar ein sehr hartes Wort: aber welch einen lebendigen Ausdruck hilft es gerade durch seinen ernsten, langsamen und gleichsam im Munde erstarrenden Spondeenton bewirken? Ich müßte die Hälfte der Messiade abschreiben, um Ihnen Stellen auszuzeichnen, wo die Sprache dem Dichter zu jedem Ausdruck sanfter, zarter, liebevoller, trauriger, wehmüthiger — oder erhabner, majestätischer, schauervoller, schrecklicher, und ungeheurer Gegenstände oder Empfindungen, freiwillig entgegengekommen ist: und die andre Hälfte, um Ihnen in Beispielen zu zeigen, wie dieser große Dichter die Sprache, die er fand, auszuarbeiten, zu formen, zu wenden, kurz, zur seinigen zu machen gewußt hat. Niemand hat besser als er die Kunst verstanden, ihre Widerspänstigkeit zu bezähmen, und aus diesem oft so spröden Stoffe seinem Genius, so zu sagen, einen edlen und geschmeidigen Luftkörper zu bilden. Studiren Sie ihn, ohne ihn jemals zu copiren, lernen Sie von ihm, und auch von den übrigen Dichtern die ich genannt habe, und die (wiewohl zum Theil von den Jetztlebenden schon halb vergessen) eine aufgeklärtere und geschmackvollere Nachwelt ganz gewiß in alle ihre Rechte wieder einsetzen wird — lernen Sie aus ihnen, unsre durch eigenthümlichen Reichthum so vorzügliche Sprache in ihrem ganzen Umfang, von allen ihren Seiten, in allen ihren Kräften und Anlagen kennen und gebrauchen: so werden Sie — wenn es gleich an Augenblicken, wo sie Ihre Geduld auf harte Proben setzen dürfte, nicht fehlen wird — gleichwohl Ursache genug finden, sich immer wieder mit ihr auszusöhnen.

Es ist nichts Leichter's als zu sagen, die Sprache Ariosts, Tasso's und Metastasio's sey ungleich sanfter und melodiöser als die Deutsche. Aber ist sie darum auch mannichfaltiger, abwechselnder, nachdrücklicher, kräftiger? Und kann man in Abrede seyn, daß ihre alle Augenblicke wiederkommenden A, E, I und O ihr eine dem Ohr endlich sehr langweilige Eintönigkeit geben? Doch wir haben nicht nöthig Unvollkommenheiten an den auswärtigen Sprachen zu suchen, um die Verdienste der unsrigen zu erheben. Jede Sprache ist der Organisation, der Lage, dem Genie und Charakter der Nation, von welcher sie gebildet worden ist, angemessen — und die Deutsche trägt die Spuren des allgemeinen Charakters, woran man einen Deutschen — so verschieden auch die Einwohner einzelner Provinzen, in Vergleichung miteinander, scheinen — von einem Franzosen, Italiener, Spanier, Engländer u. s. w. sogleich unterscheiden kann, auf eine sehr merkliche Weise. In ihren häufig zusammengedrängten Consonanten ist das Phlegma unsers National-Temperaments, die Asche die unsre Glut bedeckt; in ihren häufigen Hunds- und Zisch-Lauten (R. S. Sch.) die cholerische Mischung, und in den eben so häufigen und starken Aspirationen das Muntere, Kräftige und der anhaltendsten Anstrengung Fähige desselben, deutlich ausgedruckt. Aber die häufige Einmischung der sanften, und der kindlichen Natur besonders eignen Laute, B, M, D, C und L, vornehmlich des letztern, der etwas vorzüglich Lebhaftes und Liebliches hat, temperirt das Schwerfällige, Rauhe und Ungestüme, das gleichsam die Grundlaute der Sprache unsrer uralten Vorfahren, der freien Waldbewohner, Jäger und Krieger — ausgemacht, in solcher Maße — und die lange Tonleiter unsrer Vocalen und Diphthongen trägt so viel bei, theils das Naturnachahmende unsrer Wörter zu verstärken,

theils eine große Mannichfaltigkeit und mehr Contrast in sie zu bringen: daß ein Dichter, wenn er seinen eignen Vortheil recht bedenkt, sich kaum eine zu allen Arten des lebendigen Ausdrucks tauglichere und alle mögliche Farbenmischung besser zulassende Sprache wünschen kann, als eben diese, die wir, aus allzugroßer Gefälligkeit gegen unsre Nachbarn, den ihrigen (die doch so wenig Uebereinstimmendes mit unserm Temperament und Charakter haben) unbilligerweise nachzusetzen uns verleiten lassen.

Ich überlasse diese Betrachtung, die das, was ich sagen wollte, nur bloß andeutet, Ihrem eignen weitern Nachdenken; und bin versichert, daß Sie durch eine genauere Aufmerksamkeit auf den Gebrauch, den unsre besten Dichter von den Idiotismen unsrer Sprache zu machen gewußt haben, tausendfältige Bestätigungen des Gesagten finden werden.

Weil ich Sie doch so lange mit meiner Apologie unsrer uralten Helden- und Bardenzunge aufgehalten habe: so erlauben Sie mir nur noch diese einzige Nebenbemerkung hinzuzufügen. Diejenigen, welche — nachdem sie die alte Griechische Sprache ihres bezaubernden Wohlklangs wegen an den Himmel erhoben haben — die unsrige wegen des häufigen Nasenlauts N tadeln, haben vermuthlich in ihrem Leben in keinen Homer geguckt: sonst hätten sie sehen müssen, daß das N am Ende des Worts im Griechischen beinahe eben so häufig vorkommt als im Deutschen. Der Vorschlag eines großen Königs, zu Verbesserung dieses vermeintlichen Gebrechens, unsre Zeitwörter hinten mit einem A zu beschwänzen, und statt lieben liebena zu sagen, ist nicht glücklicher als der Tadel selbst, und würde unsre Sprache in ein sehr unliebliches und Böotisches Gedröhne verwandeln. Kürzer käme man davon, wenn man (wie die Oberdeutschen schon seit so vielen Jahrhunderten

thun) das N am Ende der Wörter gar nicht hören ließe. Unsre Sprache würde dadurch — zwar nicht der Griechischen — aber doch wenigstens der Französischen und Wälschen ähnlicher werden; und das wäre doch schon etwas Beträchtliches über den bösen Geist des Uebelklangs gewonnen!

Was die engen Gränzen der deutschen Sprache betrifft, so dachten Sie dabei wohl allein an die Französische, die durch einen Zusammenfluß von günstigen Umständen seit den Zeiten Ludwigs XIV zur allgemeinen Hof- und Gesellschaftssprache im größern Theile von Europa geworden ist. Ohne Zweifel müßte sich die Welt noch gewaltig verändern, wenn sie jemals von der unsrigen aus ihrem wohlerworbnen Besitze dieser Gerechtsame verdrungen werden sollte. Lassen Sie uns auf keinen so unwahrscheinlichen Glücksfall Rechnung machen. Der Französische Schriftsteller hat wenigstens zwölf Leser, wenn der Deutsche einen hat. Der Nachtheil des Deutschen ist groß; aber da er ihn mit allen übrigen Europäischen Nationen theilt, so ist er um so leichter zu ertragen: und da der Umfang der Länder, in welchen die Deutsche Sprache gesprochen wird, viel größer ist als der Kreis in welchem (außer der Französischen) alle übrigen Europäischen Sprachen eingeschlossen sind: so hat der Deutsche hierin noch immer einen ansehnlichen Vorzug vor dem Italiener, Engländer, Spanier u. s. f. Der Franzose ist der einzige, den Sie, in dieser Hinsicht, beneiden können. Wollten Sie aber wohl, um des Vortheils willen von einer größern Anzahl gelesen zu werden, lieber in der Französischen als Deutschen Sprache dichten? — Wahrlich, so müßten Sie die reichen Vorzüge unsrer Dichtersprache und die Vortheile einer ungleich größern Freiheit, deren unsre Dichtkunst genießt, noch nicht genug erwogen haben.

Von größerm Belang scheint, beim ersten Anblick wenigstens, der letzte Einwurf zu seyn, bei dem Sie sich am meisten aufhalten; und über den auch meine Antwort etwas weitläufiger ausfallen wird, weil er mir Gelegenheit gibt, Ihnen meine Gedanken über einige der wichtigsten Hauptstücke unsrer Kunst mitzutheilen. — „Die Epoche, in deren Mittel ich geboren worden bin (sagen Sie), kann mit größtem Rechte das goldne Alter der Deutschen Poesie genennt werden; und, nach der Analogie dessen was bei andern Völkern geschehen ist, zu urtheilen, dürfen wir nicht hoffen, jemals wieder eine solche Anzahl vortrefflicher Dichter in allen Arten beisammen zu sehen, als diejenigen waren, womit das Schicksal die Regierungszeit Kaisers Franz des Ersten — wiewohl ohne dessen mindestes Zuthun, und ohne daß er vermuthlich das Geringste davon wahrgenommen, illustrirt hat. Auch wird (fahren Sie fort) die Nachwelt dieses goldne Alter unsrer Poesie, da es nach keinem Alexander, August, oder Ludwig benannt werden kann, mit besserm Fug Bodmers Jahrhundert nennen; denn in dem langen Lebenslauf dieses ehrwürdigen, um unsre Sprache und Literatur sehr verdienten Greises, ist der Anfang, das Mittel, und besorglich auch das Ende der schönen Zeit unserer Deutschen Musen eingeschlossen. In seiner Jugend brach ihre Morgenröthe mit Caniz, König und Brockes an; bald darauf erschienen Haller und Hagedorn, denen eben so bald Pyra und Lange, so wie diesen Gleim und Uz und Gellert und die übrigen Verfasser der Bremischen Beiträge folgten. In seinem funfzigsten Jahre (im Jahre 1748) hatte er schon die Mittagshöhe erreicht, von welcher er, mit der frohen Zufriedenheit eines Mannes, der zur Besserung seines Zeitalters selbst so viel beigetragen, herabsingen konnte:

Mein Haupt beschweret nicht mehr das Erz des alten Saturnus,
Sein Reich von Blei gab dem silbernen Platz,
Und das verheißt uns hienächst ein golden dichtrisches Alter,
Verheißt uns unsern Homer und Virgil.
Ich hörte Klopstocken schon den Gott Messias besingen,
Mit Miltons Geiste schien Klopstocks durchwebt:
Ich hörte schon den von Kleist auf Zephyrs duftenden Flügeln
Den Lenz verfolgen durch Garten und Feld.
Sie holten muthig und stark in den Olympischen Auen
Die neuen Harfen, den heil'gen Gesang.

Wie wenig hatte ihm in der Dekade von 1730 bis 40, da die Neukirche, Corvini und Gottschede den Deutschen Parnaß noch mit bleiernem Scepter beherrschten, geahnet, daß er in seinem funfzigsten sehen würde was er sah! Gewiß so wenig, als er damals vorhersah, daß er dieses goldne Alter, dessen Anbruch ihm solche Freude machte, ganz durchleben, und mehr als dreißig Jahre später, wieder Ursache haben oder zu haben glauben würde, den Verfall des Geschmacks zu beklagen; dessen glänzendste Epoche nun in seinem fünfundachtzigsten Jahre ihm eben so weit wieder hinter seinem Rücken zurückzuweichen scheint, als sie sechzig Jahre zuvor, wiewohl in einer noch unsichtbaren Entfernung, vor ihm lag. Dieser optische Betrug (setzen Sie hinzu) ist vermuthlich in Bodmers gegenwärtigem Alter eben so natürlich und unvermeidlich, als es mir, dessen zwei erste Lebensdekaden in den glänzenden Zeitraum unsrer Literatur von 1760 bis 80 fielen, natürlich seyn muß, zu befürchten, daß mir, von so vielen Günstlingen der Musen, die sich innerhalb die-

ser Zeit durch Meisterstücke aller Arten hervorgethan haben, nichts, wodurch auch ich mich vom Boden erheben könne, übrig gelassen sey. Ich befinde mich gerade in der Lage eines jungen Griechischen Kunstbeflissenen, der in die Zeit gefallen wäre, da Apelles, der Maler der Grazie, den schönen Reihen der Polygnotus, Zeuxis, Parrhasius, Protogenes, Timanthes, Pamphilus und Aetion beschloß — und der in irgend einer großen Galerie von den schönsten Werken aller dieser Meister sich umringt und gleichsam erdrückt gesehen hätte. Sie werden mir, hoffe ich, gestehen, daß ein solcher Anblick geschickter ist, einem Anfänger, der Augen zum Sehen, eine Seele zum Empfinden, und Geist zum tiefern Eindringen ins Wahre der Kunst mit sich bringt, den Muth niederzuschlagen als zu erheben!"

Ich habe große Lust, mein lieber junger Freund, Ihnen dieß — nicht einzugestehen. Aber dagegen bekenne ich gern, daß, wenn ich über diesen Gegenstand anders denke als — Bodmer und Sie, ohne Zweifel der Standpunkt, woraus jeder von uns die Sache sieht, großen Antheil daran habe. Der ehrwürdige Greis hat, von seinem vierzigsten Jahre bis zum fünfundachtzigsten, unsre Literatur mit so schnellen und gigantischen Schritten emporsteigen sehen, daß seine Einbildung sich an diesen raschen Gang gewöhnt hat, und es ihm vorkommen muß, wir fallen wieder, wenn wir auch bloß stillstünden. Ueberdieß ist es ja wohl sehr natürlich und verzeihlich, daß auch der weiseste Mann, wenn er achtzig Jahre hinter sich hat, die Schuld der Natur bezahle, und wahr machen helfe, was unser Horaz von seinem Alten sagt:

— difficilis, querulus, laudator temporis acti
Se puero, castigator censorque minorum.

Wir werden's denen, die nach dem Jahre 1800 ungefähr seyn werden, was wir im Jahr 1780 waren, nicht besser machen; falls uns das zweideutige Vergnügen aufbehalten ist, ins neunzehnte Jahrhundert mit erloschnen Augen hinüber zu schauen. Aber jetzt, da ich im October 1782 mich gerade auf dem Punkt meiner eignen Laufbahn befinde, wo Bodmer vor vierunddreißig Jahren auf der seinigen war, als er sang:

> Nun hat mein Alter den Punkt der Mittagshöhe beschritten,
> Und ist nicht länger mit Steigen beschwert;

ist es eben so natürlich, daß ich von meiner Zeit weder so geringe denke, wie er dermalen zu thun scheint, noch so gar groß, wie Sie, mein Freund — wenigstens in diesem Augenblicke denken, da Ihre jugendliche Bescheidenheit, mitten unter so vielen, so mannichfaltigen, zum Theil so gepriesenen Werken älterer Meister wie erschreckt und geblendet dasteht, und an der Möglichkeit zweifelt, das was Sie bewundert, nur erreichen, geschweige übertreffen zu können. Aber gerade dieser Zweifel, mein Lieber, ist der gewisseste Beweis, daß es Ihnen gelingen wird. Zwanzig Dichterlinge, die uns mit ihren verstimmten Leyern so unermüdet um die Ohren schnarren, hätten ihn längst haben sollen, und werden ihn nie haben! Nur der Jüngling, der einst Raphael seyn sollte, konnte vor einem da Vinci schamroth und staunend dastehen, und zweifeln, ob er ihn jemals würde erreichen können; — während daß da Vinci selbst am besten wußte, daß er und worin er übertroffen werden könne.

Unsre Literatur hat seit vierzig Jahren unläugbar, in Vergleichung mit dem was sie vor dieser Zeit war, große Schritte vorwärts gemacht: aber, wer kann sagen, daß sie den Punkt schon erreicht habe, wo sie sich der Französischen

entgegenstellen könnte? Wo sind unsre Boileau, unsre Molière, unsre Corneille, unsre Racine u. s. w.? Wo sind die Deutschen Trauerspiele, die wir dem Cid, dem Cinna, der Phädra, dem Britannicus, der Athalie, dem Catilina, der Alzire, dem Mahomed; wo die Lustspiele, die wir dem Misanthrope, dem Tartuffe entgegen stellen können? Ich spreche, wie Sie leicht erachten, nicht von dem, was das Publicum in dieser oder jener Stadt, oder was parteiische Freunde und unverständige oder bezahlte Lobredner zu thun fähig sind. Aber ich wünsche, daß mir nur ein einziges gedrucktes Stück genennt werde, welches in allen Eigenschaften eines vortrefflichen Trauerspiels (Sprache, Versification und Reim mit einbedungen) neben irgend einem von Racine stehen könne.

Ich dinge, mit gutem Bedacht, eine ganz reine, fehlerlose, immer edle, immer zugleich schöne und kräftige, niemals weder in die Wolken sich versteigende, noch wieder zur Erde sinkende Sprache, und eine vollkommen ausgearbeitete, numerose, das Ohr immer vergnügende, nie beleidigende Versification mit ein: denn ein Tragödiendichter in Prose ist — wie ein Heldengedicht in Prose. Verse sind der Poesie wesentlich; so dachten die Alten, so haben die größten Dichter der Neuern gedacht; und schwerlich wird jemals einer, der eine Tragödie oder Komödie in schönen Versen machen könnte, so gleichgültig gegen seinen Ruhm seyn, lieber in Prose schreiben zu wollen. Ich dinge sogar den Reim ein; weil wir nicht eher ein Recht haben, uns mit den großen Meistern der Ausländer zu messen, bis wir, bei gleichen Schwierigkeiten, eben so viel geleistet haben als sie. — Was ich hier sage, soll der kleinen Anzahl von Trauerspielen in gereimten Versen, deren wir uns etwa rühmen können, an ihrem Werthe nichts benehmen. Sie werden so lange gut genug

bleiben müssen, bis ein Dichter, über welchen Racinens Gefühl, Geschmack und Talent kommen wird, etwas Vollkommneres in dieser Art leistet. Wenn das Vollkommne gekommen seyn wird, so wird das Stückwerk aufhören. Die Franzosen haben solche Stücke, wie wir kaum ein Duzend zusammenbringen können, dem Hundert nach: aber wir haben, meines Wissens, nicht ein einziges, weder Trauer- noch Lustspiel, das (unter gleichen Bedingungen) ihren Meisterstücken den Vorzug streitig machen könnte. Welch eine Laufbahn liegt hier noch für künftige Dichter offen!

Aber auch selbst in dem Fache der erzählenden oder epischen Poesie (im weitläufigsten Verstande des Wortes), worin wir, verhältnißweise, mehr Gutes als in der dramatischen aufzuweisen haben — wie vieles ist noch zu thun? Wie weit sind wir noch entfernt, alle Gattungen derselben, oder alle guten Sujets in jeder Gattung erschöpft zu haben; oder, in allen Arten des Styls, Werke die von keiner Seite übertroffen werden könnten, zu besitzen! Wie mancher hat durch seine Versuche (so viel Verdienst man ihnen auch mit Rücksicht auf Zeit und Umstände billig zugestehen muß) gleichwohl nur der Nachkommenschaft den Weg gezeigt, es besser zu machen? —

III.

Als ich Ihnen am Schluß meines zweiten Schreibens, bei Gelegenheit der allzuhohen Meinung, die Sie mir von unsern Fortschritten in den Musenkünsten gefaßt zu haben schienen, im Vorbeigehen etwas von der meinigen über den Zustand unsrer dramatischen Poesie merken ließ; als ich Sie fragte, wo unsere Corneille, Racine, Molière u. s. w. seyen? wo die Deutschen Tragödien, die wir Werken, wie Cinna, Athalia, Britannicus, Catilina, Alzire, Mahomed u. s. f. entgegenstellen dürften, ohne uns vor allen Personen von Geschmack in ganz Europa lächerlich zu machen? — Als ich Ihnen dieß schrieb, hatte ich wenig Hoffnung, daß in dem Zustand worin unsre dramatische Dichtkunst und unsre Schaubühne sich seit einigen Jahren befinden, und bei der fast allgemeinen Gleichgültigkeit, womit unsre besten Köpfe dem Verfall des Geschmacks und der Kunst zusehen, meine einzelne schwache Stimme gehört werden, und einige Wirkung thun würde. Um so angenehmer wurde ich daher überrascht, als ich vernahm, daß ein mit patriotischem Eifer für diesen Zweig des Nationalruhms erfüllter Mann jene Fragen für eine Aufforderung genommen habe, und dadurch zu einem neuen Versuch angefeuert worden sey, ob es möglich seyn möchte,

unsre tragische Muse wieder in den Weg, den Schlegel, Cronegk, Brawe, Weisse, schon so glücklich betreten hatten, zurück zu leiten, und (was die Hauptabsicht des edeldenkenden Mannes zu seyn schien) Nachfolger zu erwecken, die ihm selbst in dieser ruhmvollen Bahn zuvorlaufen, und endlich einmal zeigen würden, daß dem Deutschen Genius, von Deutscher Unverdrossenheit und Beharrlichkeit unterstützt, auch diese hohe Zinne des Ruhmtempels nicht unersteiglich sey.

Dieser Versuch, diese unverhoffte und seltsame Erscheinung auf unserm heutigen Parnaß, nennt sich Cleopatra und Antonius, ein Trauerspiel in Versen von vier Aufzügen, gegen das Ende des letztverwichnen Jahres im k. k. National-Hoftheater zu Wien aufgeführt; und der Mann der den Muth hatte mit einem so kühnen Versuche gegen den herrschenden Geschmack Sturm zu laufen, ist der k. k. Oberst und Commandant des Graf Karl Colloredoischen Infanterie-Regiments, Herr von Ayrenhof, der sich durch die Trauerspiele Hermann und Thusnelde, und Aurelius, und vornehmlich durch das auf allen unsern Schaubühnen so bekannte und beliebte Lustspiel, der Postzug, schon seit funfzehn Jahren eine Stelle unter den Schauspieldichtern unsrer Zeit erworben hat.

Was ich von einem Werke forderte, das wir den Meisterstücken eines Racine, Crebillon und Voltaire an die Seite stellen könnten, war (wie Sie sich erinnern werden) sehr viel; aber es war nicht mehr als was ich von mir selbst fordern würde, und müßte, wenn mich jemals die Verwegenheit anwandeln könnte, meine Kräfte gegen solche Athleten messen zu wollen. Der Verfasser dieser neuen Cleopatra ließ sich durch die Größe dieser Forderungen und die Schwierigkeit, sie zu befriedigen, nicht abschrecken: was kann ein Versuch

schaden, sagte er zu sich selbst, und leistete — was ihm in seiner Lage, bei einem Beruf, der mit der geschäftlosen Ruhe der friedsamen Musen so stark absticht, auf einer Stelle, welcher er mit Ruhm und zur Zufriedenheit eines Monarchen vorsteht, der sich durch keinen Scheindienst befriedigen läßt, kurz, was einem Dilettanten, der den Musen nur einige Erholungsstunden opfern kann, möglich war; und gewiß mehr, als man den meisten von den Herren, die sich der Schaubühne zeither bemächtigt haben, zuzutrauen Ursache hat. Gesetzt auch, daß er mit diesem Versuche nicht mehr ausgerichtet hätte, als die Aufmerksamkeit des literarischen Publicums, der Liebhaber der Schaubühne, und der Schauspieler selbst, nach einer zu langen Pause, wieder auf die wahre Kunst des Trauerspiels und die großen Muster der Griechen und Franzosen zu lenken, und in irgend einem jüngern, von andern Sorgen ungefesselten, mit Genie und Talenten ausgerüsteten Manne die edle Ruhmbegierde zu entzünden, den Geschmack der Nation durch Meisterstücke in dieser Art von Irrwegen zurückzubringen, auf denen wir uns eben so weit von der Natur, welcher wir zu opfern vermeinen, als von der Kunst entfernt haben; würde nicht dieß allein schon Verdienstes genug seyn, und dem edeln Manne, der einer so glücklichen Veränderung den ersten Schwung gegeben, den Dank aller derjenigen erwerben, denen der Ruhm unsrer Literatur nicht gleichgültig ist? — Und wem, der noch einiges Gefühl für Nationalruhm hat, kann diese gleichgültig seyn?

Herr von Ayrenhof hat mir, in Rücksicht auf den oben erwähnten Umstand, die sonst unverdiente Ehre erwiesen, seiner Cleopatra eine Zueignungsschrift an mich vorzusetzen, die zugleich dem Werke selbst zur Vorrede dient, und (außer einer kurzen Rechtfertigung seiner Verfahrungsart in Anlegung

des Charakters seiner Heldin) sein freimüthiges Glaubensbekenntniß über den gegenwärtigen Zustand unserer Schaubühne und den herrschenden Geschmack des großen Haufens darlegt. Ich muß aber gestehen, daß ich hier nicht immer so ganz mit ihm einstimmen kann, als er es vorauszusetzen scheint; wenigstens würde ich mich über verschiedne Punkte bestimmter und behutsamer ausgedrückt haben; — und dieß eben nicht aus Poltronerie, oder aus politischen Rücksichten, sondern aus Furcht ungerecht zu seyn, und um nicht aus einer Extremität in die andere zu fallen.

In zweien Stücken bin ich mit dem Herrn Obersten gänzlich einerlei Meinung: nämlich daß wir Unrecht haben, die guten Werke der Franzosen zu verachten, weil wir vielleicht verzweifeln sie in ihrer Manier erreichen zu können; und, daß die unverständige Nachahmung Shakespears, und der Englischen Schaubühne überhaupt, großen Unfug auf den unsrigen angerichtet habe. Aber was beweiset dieß gegen Shakespearn selbst? Wahrlich nicht ein Jota mehr, als die schülerhaften Uebersetzungen und Nachahmungen Französischer Muster, die vor dreißig bis vierzig Jahren aus der Gottschedischen Schule hervorgingen, gegen Racine oder Voltaire bewiesen!

Ich bin so überzeugt als es jemand seyn kann, daß der Oedipus des Sophokles eines der vollkommensten Muster der Tragödie ist; und daß die Regeln, die von diesem Meisterstück der tragischen Kunst abgezogen worden, Regeln sind bei deren Beobachtung ein Mann, der den Geist des Sophokles geerbt und den Vortheil gehabt hätte, ein eben so glückliches Sujet als der Oedipus ist, aufzufinden, ein eben so vortreffliches Trauerspiel hervorbringen würde. Aber die bloße Beobachtung dieser Regeln, besonders der sogenannten drei Einheiten,

macht darum noch kein vortreffliches Werk: und das regellosesté Stück, mit Shakespears Genie, tiefem Blick in die innersten Falten des Herzens, Lebendigkeit und Energie der Imagination, Wärme des Gefühls und unerschöpflichem Reichthum an Gedanken und Bildern geschrieben, würde doch wohl, ohne jemandes Widerrede, unendlichmal mehr werth seyn als Gottscheds Cato, mit aller Beobachtung der Regeln des göttlichen Aristoteles. Wer wollte nicht lieber mit einem sehr unregelmäßig gebauten Aesop Umgang pflegen, als mit einem Antinous, wenn er nur eine hirnlose Puppe wäre?

Shakespears Stücke sind, größtentheils, Haupt- und Staatsactionen, oder dramatisirte Novellen und Mährchen, bei deren Anlage er so wenig an den Plan des Oedipus dachte, als an das Ceremonien-Tribunal zu Peking. Nichts desto besser! sagt Hr. v. A., und beinahe möchte ich es auch sagen, wenn ich überzeugt wäre, daß Shakespear durch Regelmäßigkeit nicht mehr verloren als gewonnen hätte. Aber es sey dem so! Er ist und bleibt dennoch (mit Erlaubniß meines edeln Freundes) der erste dramatische Dichter aller Zeiten und Völker — nicht weil er sich über die Regeln der Griechischen Tragödie wegsetzte; nicht wegen seiner Vermengung des erhabensten Tragischen mit dem niedrigsten Komischen; nicht wegen gewisser Fehler, die ihm mit den größten Schriftstellern seiner Nation und Zeit gemein waren, noch wegen der Opfer, die er dem schlimmen Geschmacke seines Publicums, von welchem er seinen Unterhalt ziehen mußte, wissentlich brachte — dieß dächte ich, sollte sich doch endlich einmal von selbst verstehen! — sondern weil ihn, in allem was das Wesentlichste eines großen Dichters überhaupt und eines dramatischen insonderheit ausmacht, an Stärke aller Seelenkräfte, an innigem Gefühl der Natur, an Feuer der Ein-

bildungskraft, und der Gabe sich in jeden Charakter zu verwandeln, sich in jede Situation und Leidenschaft zu setzen, weder Corneille noch Racine, weder Crebillon noch Voltaire, nicht nur nicht übertroffen, sondern (wenn wir ohne Vorurtheil, nach hinlänglicher Untersuchung und Vergleichung der Sache urtheilen wollen) bei weitem nicht erreicht haben. Wer von Spuren eines großen Genie's spricht, die man oft in seinen Werken finde, erweckt den Verdacht, sie nie gelesen zu haben. Nicht Spuren, sondern immerwährende Ausstrahlungen und volle Ergießungen des mächtigsten, reichsten, erhabensten Genius, der jemals einen Dichter begeistert hat, sind es, die mich bei Lesung seiner Werke überwältigen, mich für seine Fehler und Unregelmäßigkeiten unempfindlich machen, mich, unter dem Zauber seiner allgewaltigen Phantasie, eben so wenig an Französische Regeln und Französische Muster denken lassen, als mir in einer herrlichen Landschaft, oder in einem majestätischen, von der wärmsten Sonne beleuchteten Walde einfallen könnte, zu beklagen, daß Le Notre der Natur hier nicht mit seiner Meßschnur und Baumscheere zu Hülfe gekommen sey. Shakespears Werke sind, in Vergleichung mit regelmäßigen Tragödien, nur insofern Ungeheuer (wie sie Hr. v. A. nennt) als die Domkirche zu Mailand oder die Abtei von Westminster in Vergleichung mit Griechischen Tempeln, oder die Façade des Straßburger Münsters in Vergleichung mit der Façade vom Louvre Ungeheuer sind. Ein mittelmäßiges Tempelchen, nach Jonischer Ordnung gebaut, wäre freilich eleganter als die majestätische Kathedralkirche zu York, die eines der prächtigsten Denkmäler im sogenannten Gothischen Geschmacke ist: aber was müßte das für ein Kopf seyn, der (wenn es auf ihn ankäme), diese niederreißen lassen wollte, um jenes an ihren Platz zu setzen?

Shakespears Unregelmäßigkeit wird, an sich selbst, nie eine Schönheit werden, wiewohl sie bei ihm oft die Veranlassung großer Schönheiten ist; und seine Fehler bleiben Fehler, wiewohl sie Fehler eines großen Mannes sind. Es ist nicht wohlgethan, jene nachzuahmen, ohne von der Natur mit Geisteskräften wie die seinigen ausgesteuert worden zu seyn; und es ist lächerlich, diese nachzuäffen. Aber was könnte denn auch das servum pecus geistloser Nachahmer an einem Shakespear sonst nachahmen als seine Fehler? Sein Genie läßt sich freilich nicht nachahmen. Indessen sind es doch bloß die Affen Shakespears, deren Machwerk er nun darum entgelten soll, weil sie ihn von seiner tadelhaften Seite zum Muster genommen haben. Immerhin eifere man gegen seine unberufenen, unverständigen und geschmacklosen Nachtreter! Aber was hat Shakespear mit diesen zu schaffen? Er steht für sich selbst. Seine Werke, an denen die Natur so viel und die Kunst so wenig Antheil hat, werden ewig das Vergnügen aller Leser von unverdorbenem Gefühl, und das Studium aller wahren Künstler bleiben; sie sind gemacht, gelesen, empfunden, studirt, aber nicht anders nachgeahmt zu werden, als insoferne die getreuen Abdrücke der Natur, die sie uns in so großem Ueberflusse darstellen, als eben so viel Modelle betrachtet werden können. Ungeachtet der ausgebildete Mensch alles was er ist gewissermaßen durch Nachahmung wird, so ist doch gewiß, daß nur Menschen, die mit dem Geiste der schönen Künste geboren wurden, nur Menschen von wahrem entschiedenem Talente, fähig sind, die großen Meister, deren Lehrerin die Natur selbst war, mit Discretion und Weisheit nachzuahmen. Das Vorbild mag ein Shakespear oder ein Corneille, ein Raphael oder ein Rembrandt seyn, wenn derjenige, der sich nach ihm bilden will, ein ser-

vum pecus oder ein Affe ist, so kann nichts Taugliches herauskommen. Wenn Shakespear auch nie unter uns bekannt worden wäre, oder gar nicht existirt hätte: so würden wir, aller Wahrscheinlichkeit nach, nicht ein einziges vortreffliches Werk mehr, und kein schlechtes weniger haben. Die von der letzten Gattung würden nur unter andern Formen und in einer andern Manier schlecht seyn: statt mißgeschaffner Nachahmungen des Engländers würden wir eine größere Anzahl schaler, geistloser, gereimter oder ungereimter Nachahmungen der Franzosen bekommen haben: statt wilder Menschenfresser, Tollhäusler, Banditen und Helden die aufs Rad oder wenigstens an eine Galeerenkette gehören, würden wir Scuderische und Calprenedische Romanhelden, oder in feine Parisische Herren und Damen verwandelte Griechen, Römer und Morgenländer auf unsern Bühnen sehen: und was hätte dann die Kunst oder unsere Literatur dabei gewonnen? — Noch einmal also, nicht darin daß wir schlechte Muster genommen, sondern daß wir den guten größtentheils auf einem verkehrten Wege und auf eine verkehrte Art nachgeahmt haben, liegt das Uebel, welchem abgeholfen werden muß, und vermuthlich so bald abgeholfen werden wird, als in einer Deutschen Stadt, welche groß und reich genug ist ein gutes stehendes Theater zu unterhalten, die Anzahl der Leute von Geschmack groß genug seyn wird, um dem übrigen Publicum den Ton anzugeben; und sobald es also für Männer von Genie, Wissenschaft und Talent ehrenvoll und belohnend genug seyn wird, sich der Schaubühne ganz zu widmen.

Da der Herr v. Ayrenhof, indem er seinem Unmuth über die Nachahmer Shakespears und der Engländer überhaupt Luft macht, auch des Schauspiels Götz von Berlichingen erwähnt: so sey mir erlaubt, bei dieser Gelegenheit ein paar

Worte über dieses Werk zu sagen, welches bei seiner ersten Erscheinung eine so große und allgemeine Sensation machte. —

„Ich bin ganz der Meinung (sagt der Herr von Ayrenhof) daß Götz von Berlichingen in jeder Rücksicht jedes Meisterstück des göttlichen Shakespear aufwiege:" — und da er damit das Aergste, was ich von dem Werke unsers Landsmannes sagen lasse, gesagt zu haben vermeint: so glaubt er dem Verfasser eine Art von Reparation schuldig zu seyn, indem er hinzusetzt: „ich bitte Sie, dieß ja nicht als Gespötte über den Verfasser Götzens anzusehn. Seine Leiden Werthers erheben ihn in den Rang unsrer besten Schriftsteller: aber sein Theatergeschmack, seine Theaterstücke (so viel einzelnes Schöne man darin findet), kann ich unmöglich gut heißen." — Ich verlange nicht zu läugnen, was Herr von Ayrenhof zu glauben scheint und häufig zu verstehen gibt, daß Götz von Berlichingen wenigstens eben so viel unschuldigen Anlaß zu dem Unfug, welchen Leute von sehr verschiedener Art durch mehr oder weniger unreife, oder unsinnige Mißgeburten des Genie's oder Aftergenie's, der Schwärmerei, der Nachahmungssucht, der Eitelkeit sich auch vom Boden zu erheben u. s. w., seit zehn Jahren auf unsern Schaubühnen angerichtet, gegeben hat, als Shakespear selbst. Aber ich läugne schlechterdings, daß der Verfasser Götzens die Absicht dabei gehabt habe, ein gangbares Stück für unsre meistens herumziehenden Schauspielertruppen zu verfertigen, oder solche regelmäßige Stücke, deren geringste Tugend die Regelmäßigkeit wäre, von unsern Schaubühnen zu verdrängen. Seine Absicht war wohl hauptsächlich, seine Kräfte an einem großen dramatischen Zeit- und Sittengemälde zu versuchen: wozu er den Stoff aus der Geschichte unsers eignen Vaterlandes nahm, theils um sich selbst desto lebendiger hineindenken zu können, theils

es der Nation desto interessanter zu machen. Vermuthlich fühlte er sich damals stark versucht, dem Ruf seines Genius, der ihn in die dramatische Laufbahn zog, nachzugeben. Er wollte vielleicht durch diesen ersten Versuch bloß seine Sendung vor den Augen der Nation legitimiren; und er zeigte uns, was der in der Folge leisten könnte, der so anfing. Das Publicum erstaunte über das Wunderding, wurde anfangs von der Menge und Mannichfaltigkeit so ganz ungewohnter Schönheiten geblendet, aber bald durch die Wahrheit der Natur und den lebendigen Geist, der in so vielen, so ungleichartigen Personen von allen Ständen, vom Kaiser Max bis zum Reitersjungen, und vom Reitersjungen bis zum Zigeunerbuben herab, athmet, hingerissen und überwältiget. In der ersten Entzückung war nur Eine Stimme. Die kleine Anzahl der Kenner von gesundem Gefühl und unbefangenem Kopf, die an keine künstlichen und abgeredeten Formen so gewöhnt waren, daß der Mangel derselben sie gegen die kleinste Schönheit eines Werkes, das die Natur so sichtbarlich mit dem Stempel des Genie's bezeichnet hatte, unempfindlich hätte machen können; diese Wenigen sahen mit herzlicher Freude, vielleicht auch mit Eifersucht, Shakespears Genius in einem jungen Deutschen wieder aufleben; und versprachen unsrer Literatur und Schaubühne die herrlichsten Früchte von der völligen Reife eines Geistes, dessen erstes Product schon so viel männliche Stärke, so viel überlegenden Verstand, eine so kräftige und doch schon so gebändigte Einbildungskraft, ein so richtiges Gefühl dessen, was im Menschen natürlich und was conventionell ist, einen so fein unterscheidenden Sinn für das, was Jahrhunderte, Zeitepochen, Stände, Geschlechter und einzelne Personen charakterisirt, zu Tage legte. Das Schicksal scheint in Rücksicht auf die Bühne diesen Hoff-

nungen nicht günstig gewesen zu seyn. Aber wer die Iphigenia in Tauris, eine noch ungedruckte Tragödie in Jamben, von eben diesem Verfasser, eben so ganz im Geiste des Sophokles als sein Götz im Geiste Shakespears geschrieben, und (wenn ja in Regelmäßigkeit ein so großer Werth liegt) regelmäßiger als irgend ein Französisches Trauerspiel — wer (sage ich) diese Iphigenia gelesen, oder gehört hat: wird keinem warmen Freunde unsrer Literatur verdenken, wenn ihm, auch in Absicht dieses Falles, einige demüthige Zweifel gegen Meister Panglossens Lieblingssatz aufstoßen. Welcher andre, als ein Dichter, der, je nachdem ihn sein Genius trieb, mit gleich glücklichem Erfolge, mit Shakespearn oder Sophokles um den Preis ringen konnte, würde geschickter gewesen seyn den Gebrechen unsrer Schaubühne abzuhelfen, den Ausschweifungen der Nachahmer Einhalt zu thun, und durch Verbindung der Natur, welche die Seele von Shakespears Werken ist, mit der schönen Einfalt der Griechen, und mit der Kunst und dem Geschmack, worauf die Franzosen sich so viel zu gute thun, unsrer dramatischen Muse einen eigenthümlichen Charakter und einen Vorzug zu verschaffen, den ihr keine andre Nation so leicht hätte streitig machen können?

Inzwischen bin ich doch versichert, daß uns schon Götz von Berlichingen allein — ungeachtet er zur Aufführung weder geschickt noch gemacht war, ungeachtet er (so wie alle andern guten Dinge in der Welt) durch sein bloßes Daseyn vielerlei Mißbrauch veranlaßt — einen sehr wichtigen Dienst geleistet hat; und daß ein Advocat des Publicums gegen die beleidigenden Vorwürfe gewisser Liebhaber, die in Verehrung der Französischen Literatur eben so sehr als andre in Verachtung derselben auszuschweifen scheinen, ganz erhebliche Dinge zu

dessen Entschuldigung aufbringen könnte. Ich will mich deutlicher erklären.

Als Gottsched die Reformation der Schaubühne mit seinem bekannten Eifer zu betreiben anfing, behalf man sich, weil die Natur keine Sprünge macht, mit schlechten oder mittelmäßigen Uebersetzungen und Nachahmungen der Franzosen. Ein Stück in leidlich fließenden Reimen, worin die drei Einheiten genau beobachtet waren, hieß ihm und seiner Schule ein gutes Stück. Schlegels Canut war, so viel ich weiß, das erste, das sich über die Mittelmäßigkeit erhob. Ihm folgten nach und nach einige andre. Aber es sey nun, daß die Umstände nicht günstig genug waren, oder daß die Wahl der Sujets, oder die Art der Behandlung nicht Interesse genug hatte, oder woran es sonst lag: genug, unsre dramatischen Musen schleppten sich in einem schmachtenden Zustande hin, und konnten noch immer keinen nationellen Charakter gewinnen. Fast alles, was man auf unsern Schaubühnen sah, war fremdes Eigenthum; und nachdem man sich an Deutsch verkleideten Stücken von Racine, Molière, Destouches, Voltaire, La Chaussée u. s. w. müde gesehen hatte, kam es so weit, daß man sogar einen Goldoni zu Hülfe rufen mußte. Der Deutsche, der ins Schauspielhaus ging, mußte auf einmal ein Pariser oder Venetianer werden, um an dem, was ihm vorgemacht wurde, einigen Antheil nehmen zu können. Von Zeit zu Zeit gaben uns zwar die neuen Moden, die von Paris kamen, wieder das Vergnügen der Veränderung. Wie man in Lustspielen nicht mehr lachen konnte, fing man an, es sehr angenehm zu finden, darin zu weinen. Als man überdrüssig war, sich für die Mithridaten, die Bajazeth, die Orosmane, und die ganze Familie der Atriden, die uns so wenig angingen, in Ausgabe von Mitleiden zu setzen, em=

pfing man das bürgerliche Trauerspiel und das sogenannte Drama, das sich der Terenzischen Komödie nähert, mit offnen Armen. Aber ein einziger Père de famille, eine einzige Eugenie oder Genie zeugte so viel ungerathene Deutschfranzösische Bastarde, und unsre Schaubühne wurde mit einer solchen Sündfluth von dramatisirten Romanen und dialogirten Alltagsbegebenheiten überschwemmt, daß man endlich auch dieser Waare herzlich überdrüssig zu werden anfing. Während dem Lauf aller dieser Theaterveränderungen war ein Mann von großen Talenten, ächter Gelehrsamkeit und tiefer Menschenkenntniß, wiewohl mehr Philosoph als Dichter, mit Einem Worte, Lessing, aufgestanden, und hatte theils durch Kritik theils durch einige Stücke, die von dem, was man auf unsern Bühnen gewohnt war, gewaltig abstachen, den Geschmack zu verbessern, und unsre Schauspieldichter auf den rechten Weg zu bringen versucht. Seine Sara Samson, Minna von Barnhelm, Emilia Gallotti, hatten eine sehr große Sensation gemacht; aber sie waren in zu langen Intervallen von einander erschienen, um der Schaubühne einen wesentlichen und dauerhaften Dienst zu thun: und sie hatten auch, die Wahrheit zu sagen, zu viel von der individuellen Vorstellungsart des Verfassers in sich, um, als Muster, die armen Nachahmer, die hinter einem Manne von gar zu sehr überlegnen Kräften einherhinken, nicht öfters irre zu führen. Wiewohl wir also dadurch den Vortheil gewannen, uns dem Englischen Geschmack mehr zu nähern, und mehr Natur, mehr Action, und also auch mehr Interesse in unsre Dramen zu bringen: so blieb doch unser Theater im Ganzen genommen noch immer eine wahre Trödelbude; die kleine Anzahl guter Originalstücke verlor sich in der unendlichen Menge genie- und geschmackloser Copien und Nachahmungen, wozu alle Nationen des

Erdbodens in Contribution gesetzt wurden; und theils die unglückliche Gutmüthigkeit unsers Publicums, mit allem vorlieb zu nehmen was ihm vorgesetzt wird, theils die Unthätigkeit unsrer besten Köpfe, die entweder gar nichts oder viel zu wenig thaten, um dem bessern Geschmack die Oberherrschaft zu verschaffen, warf uns immer wieder in den alten verwirrten Zustand zurück; wo es, ungeachtet wir eine ungeheure Menge von Theaterstücken von allen Gattungen, Formen, Manieren und Tonarten, und eine große Anzahl herumziehende Schauspielergesellschaften aufzuweisen hatten, gleichwohl beinahe lächerlich gewesen wäre, uns gegen die Ausländer einer Deutschen Schaubühne zu rühmen.

So lagen die Sachen, als in einem Momente, wo jedermann sich nach Veränderung sehnte, und auf mehr als eine Art vorbereitet und gestimmt war, jede Neuerung, so kühn sie auch seyn möchte, willkommen zu heißen, Götz von Berlichingen im Druck erschien, und durch die außerordentliche Wirkung die er besonders auf die jüngere Hälfte des lesenden Publicums that, das in unsrer Literatur so sonderbar hervorstechende siebente Zehn dieses Jahrhunderts auch für die Schaubühne merkwürdig machte. Es war leicht vorauszusehen, daß er die Revolution bewirken würde, über welche Herr von Ayrenhof so bittre Klagen führt, und durch welche wir (wie nicht zu läugnen ist) allerlei seltsame, zum Theil mißrathene, und eines aufgeklärten Zeitalters unwürdige Producte mit dem lebhaftesten Beifall auf Deutschen Schaubühnen gekrönt gesehen haben. Das Factum ist beim ersten Anblick wunderlich genug; aber bei weitem nicht so unnatürlich, oder unserm Publico so schimpflich als es einem einseitigen Zuschauer vorkommen mag. Unter den Stücken, die ihr Daseyn wahrscheinlicher Weise der Eifersucht über den Succeß des Götz von Berlichingen zu

danken haben, und die dem Herrn von Ayrenhof nicht mehr als allen andern Personen von gesundem und gebildetem Geschmack anstößig sind, könnte ich nicht wenige nennen (wenn sie nicht ohnehin bekannt genug wären), denen auf unsern ansehnlichsten Schaubühnen, in den vornehmsten Städten Deutschlands, in Wien, Berlin, München, Mannheim, ja sogar in Herrn Adelungs Deutschem Athen, und in Hamburg, wo Lessings Dramaturgie billig ein vorzüglich aufgeklärtes Parterre hätte bilden sollen, der wärmste entschiedenste Beifall zugeklatscht worden ist. Man kann mit gutem Grunde sagen, daß diese Stücke zeither die Lieblingsstücke des Publicums gewesen sind; und, so wie man keinem dramatischen Autor verdenken kann, wenn er sich auf allgemeinen Beifall etwas zu gute thut, und den Weg auf welchem er denselben erhalten hat, für den besten hält: so ist es auch, auf der andern Seite, unmöglich, daß eine ganze Nation das lebhafteste Wohlgefallen an einem Schauspiel finde, ohne daß es einige Verdienste habe, die dieses Wohlgefallen rechtfertigen. Kurz, das Publicum kann in Dingen, wo es auf seinen Vortheil oder auf sein Vergnügen ankommt, nie ganz Unrecht haben; und wenn wir recht nachsehen, warum die Schauspiele, wovon hier die Rede ist, so großen Beifall erhielten: so wird sich finden, daß es im Grunde die nämlichen sind, warum Schauspiele bei jedem Volk in der Welt, seitdem es Völker und Schauspiele gibt, eine besondere Sensation gemacht haben. Bei den allermeisten Trauerspielen, Lustspielen, Dramen u. s. w., womit wir seit Gottscheds Zeiten unterhalten wurden, mußten wir uns bald nach Griechenland, bald nach Italien, bald nach Frankreich oder England, bald nach Konstantinopel, Babylon, Memphis oder Peking versetzen lassen. Diese Ausländer waren, so zu sagen, das einheimische eigenthümliche Land

unsrer Tragödie. Deutsche Geschichte, Deutsche Helden, eine Deutsche Scene, Deutsche Charakter, Sitten und Gebräuche waren etwas ganz Neues auf Deutschen Schaubühnen. Was kann nun natürlicher seyn, als daß Deutsche Zuschauer das lebhafteste Vergnügen empfinden mußten, sich endlich einmal, wie durch eine Zauberruthe, in ihr eigen Vaterland, in wohlbekannte Städte und Gegenden, mitten unter ihre eignen Landesleute und Voreltern, in ihre eigne Geschichte und Verfassung, kurz unter Menschen versetzt zu sehen, bei denen sie zu Hause waren, und an denen sie, mehr oder weniger, die Züge, die unsre Nation charakterisiren, erkannten? Dieser einzige Umstand würde schon hinreichend seyn, das Phänomen zu erklären: aber er ist noch nicht alles. Die besagten Schauspiele — so wild und unregelmäßig im Plan, so übertrieben in Charaktern und Leidenschaften, so schwülstig, bombastisch, ungleich, unrichtig, auch wohl unanständig und schmutzig in Sprache und Ausdruck, sie zum Theil seyn mögen — haben das Verdienst, durch stark gezeichnete und abstechende Charakter, heftige Explosionen gewaltiger, stark contrastirender Leidenschaften, außerordentliche Situationen, eine große Mannichfaltigkeit von dramatischen Gemälden, viel Schaugepränge und Action, viel Theaterveränderungen und opernmäßige Decorationen, kurz durch alles was stark auf die Sinnlichkeit wirkt, die Zuschauer auf den Schauplatz zu heften und immer in Erwartung, Unruhe und abwechselnde Erschütterungen von Liebe und Haß, Bewunderung und Mitleiden, Furcht und Hoffnung, Schrecken und Entsetzen, Freude und Traurigkeit, kurz in alle die Affecten zu setzen, worein alle, oder doch die meisten Menschen, wenn die Sache sie nur nicht unmittelbar angeht, sich so gerne setzen lassen. Welch ein Abstand von der Langenweile, oder höchstens der schwachen Theilnehmung,

welche die Einförmigkeit, die wenige, mühsam sich fortschleppende Handlung, die für den größern Theil der Zuschauer uninteressanten oder gar unverständlichen Dialogen oder Monologen, die immer mehr in rednerische Declamation als wahre Action gesetzten Leidenschaften, und die meistens frostigen fünften Acte des größten Theils der Französischen Stücke oder ihrer Nachahmungen hervorbrachten! Ist es Wunder, wenn man diese verließ, um jenen zuzulaufen? Und verdient das Publicum ausgescholten zu werden, daß es sich lieber so viel als möglich unterhalten und in lebhafte Bewegungen setzen als ennuyiren läßt? Warum in aller Welt sollen wir uns immer mit Schauspielen behelfen, die weder kalt noch warm machen, und weder zu unserm Nationaltemperament, noch zu unsern Sitten und unsrer Verfassung passen? Warum soll die Schaubühne nie wahre lebendige Darstellung der Natur seyn: und warum sollen wir, anstatt wahrer Copien, immer nur abstracte Ideale, statt der lebendigen Accente des Gefühls und der energischen Sprache der Leidenschaften, immer nur Compendienmoral, Sentenzen und die Compliments- oder Repräsentations-Sprache der feinen Welt hören? Wenn Götz von Berlichingen und seine wohl oder übel gerathenen Nachahmungen kein anderes Verdienst hätten, als daß sie uns durch die Erfahrung die man von ihrer Wirkung gemacht hat, den Weg gezeigt hätten, auf welchem wir eine wahre Nationalschaubühne erhalten können, so wäre es schon Verdiensts genug. Männer von Genie, aber Männer, nicht rohe, ungebändigte, von Natur-, Kunst- und Weltkenntniß gleich stark entblößte Jünglinge, die ohne es zu merken alle Augenblicke von einer halbwahnsinnigen Phantasie über die Gränzen der Natur und des Schicklichen hinausgerissen werden — Männer von wahrem Genie und Talent, sage ich, werden

(wie uns das Beispiel des Verfassers von Götz und von Iphigenia schon gezeigt hat) auf diesem Wege zuletzt unfehlbar selbst mit einem Aeschylus und Sophokles zusammentreffen, und man wird alsdann finden, daß die Formen der Griechen nicht alle andern Formen ausschließen; daß unter den Regeln, die von ihren Werken abgezogen werden können, verschiedene bloß angenommen, und local waren; und daß die Dichtkunst keine andern indispensabeln Gesetze kennt, als diejenigen, ohne welche sie nicht im Stande wäre, ihre Allgewalt über Einbildungskraft und Herz der Menschen, auf diejenige Weise, die zu gleicher Zeit die angenehmste und dem Zweck der menschlichen Gesellschaft die zuträglichste ist, auszuüben. Denn dieser letzte Punkt soll und darf freilich bei keiner Kunst, die in der bürgerlichen Gesellschaft getrieben wird, aus den Augen gesetzt werden.

Wenn ich also, mein lieber M**, ein versificirtes und gereimtes Deutsches Trauerspiel, das neben einem von Racine oder Voltaire stehen könnte, zu sehen gewünscht habe, so wollte ich damit weder mehr noch weniger sagen: als daß wir, so viel ich wüßte, noch kein solches Stück hätten; und daß es uns nicht eher anstehe, die Franzosen herabsetzen zu wollen, bis wir gezeigt hätten, daß wir es ihnen in ihrer Manier zuvorthun können. Aber ich war weit entfernt diese Manier, diese Form, für die einzige oder nur für die beste zu halten; weit entfernt einen Racine oder Voltaire wegen ihrer Regelmäßigkeit, wegen eines mehr oder weniger künstlichen Plans, wegen der reinern Sprache, schönern Versification, und überhaupt wegen des feinern und edlern Geschmacks ihrer Zeit, über Shakespearn zu erheben, dem sie an Genie und Imagination, an tiefem Gefühl und getreuer Darstellung der Natur so weit nachstehen als die spruchreiche philoso-

phische Henriade der Ilias. Ich war eben so weit entfernt, unsern Götz von Berlichingen, als Lear, Hamlet oder Othello, für Ungeheuer zu halten; oder die neuern Nachahmungen derselben deßwegen, weil die Einheiten der Zeit und des Ortes und andre Regeln nicht darin beobachtet sind, für verwerflich zu halten. Wenn ich sie tadle, so ist es wegen solcher Fehler, Ausschweifungen und Ungereimtheiten, die es auch in dem regelmäßigsten Stücke seyn würden. Ich wünsche nicht, daß wir uns sklavisch weder nach den Griechen noch nach den Franzosen bilden: sondern daß wir eine Schaubühne hätten, die sich so gut für uns schickte als die Schaubühne des Sophokles und Aristophanes für die Zeit des Perikles, oder die des Racine und Molière für den Hof und die Hauptstadt Ludwigs XIV; die aber von allen Fehlern, die den allgemeinen Menschensinn beleidigen und dem wahren Zweck der Schauspiele zuwider sind, gereinigt, in ihrer Art vortrefflich genug wäre, um Personen von Verstand und Geschmack, welches Landes und Volkes sie auch seyn möchten, auch durch Schönheiten die von National- und Local-Verhältnissen, und allen Arten conventioneller Form unabhängig sind, zu gefallen. Ich glaube daß man gegen die Franzosen gerecht seyn kann, ohne darum Partei gegen die Engländer zu nehmen. Meiner Meinung nach kann ein Mann von Talenten in allen Gattungen schätzbare Werke hervorbringen, und (wenn ich Voltairen hier eine Wendung abborgen darf) die einzige Gattung, die ich aus unsrer Literatur verbannt zu sehen wünsche, ist — die langweilige.

I.

Die Kunst aufzuhören.

II.

Die sterbende Polyxene des Euripides.

Die Kunst aufzuhören.

Costar, ein Bel-Esprit und Kunstrichter des berühmten Siècle de Louis XIV, macht über eine Stelle in der Hekuba des Euripides eine Anmerkung, die eine Wahrheit in sich führt, an welche man junge Dichter nicht zu oft erinnern kann. Euripides läßt den Herold Talthybios der unglücklichen alten Königin von Troja die Umstände der Opferung ihrer Tochter Polyxena auf Achilles Grabe erzählen. Ich kenne kein edleres und einnehmenderes Bild als das, so der Dichter von der sterbenden Polyxena macht. Er vollendet es mit diesem schönen Zug: „selbst im Augenblick des Todes war sie noch besorgt anständig zu fallen." —

So weit vortrefflich, sagt Costar; aber kein Wort mehr! Wie kann der Dichter glauben, die Zuhörer könnten eine Erklärung vonnöthen haben was er unter anständig fallen verstehe? Wozu also der Zusatz, „und zu verbergen was vor männlichen Augen verborgen werden muß?" Dieser einzige Strich verdirbt das ganze Bild, und — hierin, dächt' ich, hätte Costar, wiewohl er nur Costar ist, gegen den alten Dichter, wiewohl es Euripides, ein Athener und ein Freund des Sokrates ist, Recht. Wenn die Griechen seiner Zeit

nichts Anstößiges daran fanden (welches wir weder bejahen noch verneinen können), so wird sich niemand darüber verwundern, der aus den Komödien des Aristophanes gelernt hat, wie viel die Ohren und sogar die Augen der Athener ertragen konnten; nur loben möcht' ich sie deßwegen nicht.

Die Kunst aufzuhören, zu fühlen was genug ist, und nicht ein Wort mehr zu sagen, nicht einen Strich mehr zu thun, als nöthig ist damit die abgezielte Wirkung erfolge — o meine jungen Freunde, ist für den Dichter wie für den Maler (und warum nicht für jeden Schriftsteller?) eine große und schwere Kunst! Ein einziger Vers, ein einziges Wort zu viel ist schon genug, um zu machen daß eine naive, rührende, erhabene Stelle nicht naiv, nicht rührend, nicht erhaben ist.

„Aber wie lernen wir diese Kunst? und wann können wir gewiß seyn sie ergriffen zu haben?" — Ich glaube daß sich in den Schriften der Kunstlehrer und Kunstrichter, von Quintilian und Longin bis zu Dubos und von Dubos bis auf diesen Tag, viel Wahres und Brauchbares hierüber finden müsse. Indessen scheint mir doch gerade diese Kunst zu wissen, oder vielmehr mit einem schnellen und sichern Sinn zu fühlen was genug ist, und also was zu viel und was zu wenig wäre, das Geheimniß der großen Meister zu seyn. Ich meines Orts lerne schon funfzig Jahre daran, und sehe mit jedem Tage mehr, wie weit ich noch vom Ziele bin.

Die sterbende Polyxena des Euripides.

Welch ein treffliches Sujet würde nicht die Aufopferung der Polyxena — wovon Euripides in seiner Hekuba den Herold Talthybios die Erzählung machen läßt, für den Grazienpinsel der Seelenmalerin Angelica Kaufmann seyn!

Das Griechische Heer hat sich um den Grabhügel des Achilles, der durch die Treulosigkeit der Söhne des alten Priamus gefallen war, versammelt, um dem Schatten seines größten Helden das verlangte Todtenopfer feierlich darzubringen. Neoptolemus, der Sohn des Heros, erscheint mit Polyxena an der Hand, welche, kürzlich noch Achilles verlobte Braut, jetzt seine zürnende Seele mit ihrem Blute versöhnen soll. Er führt sie mitten durchs Heer und stellt sie auf die Spitze des Grabhügels. Ein Haufen auserlesener Jünglinge tritt herzu um das Opfer zu umringen. Der Sohn Achills nimmt eine goldene gefüllte Schale, gießt sie auf das Grab aus, und nachdem der Herold dem ganzen Heer ein feierliches Schweigen geboten, ruft er den Schatten seines Vaters an, ladet ihn ein, das jungfräuliche Blut zu trinken, welches ihm von den Griechen dargebracht werden soll, und bittet ihn um günstige Winde und eine glückliche Heimfahrt in ihr Vater-

land. Nun entblößt er das Opferschwert und winkt den Jünglingen das dem Tode geweihte Mädchen zu fassen.

Haltet ein, ruft Polyxena, die seinen Wink bemerkt und versteht: o ihr, deren Hände meine Vaterstadt zerstörten, ich sterbe freiwillig. Keiner von euch rühre mich an! Unerschrocken biet' ich meinen Hals dem Opfermesser dar. Lasset mich, um der Götter willen, lasset mich als eine Freie sterben; verdammet mich, eine Königstochter, nicht zur Schmach, eine Sklavin unter den Schatten genennt zu werden.

Das Heer murmelt ihr die Bewilligung ihrer Bitte zu: Agamemnon winkt den Jünglingen; sie treten zurück. Kaum sieht Polyxena sich frei, so reißt sie ihr Gewand von der Schulter, entblößt einen Busen von so reiner Schönheit daß man ein Marmorbild zu sehen glaubte, kniet dann auf die Erde, und spricht mit einem Tone, der das härteste Herz erweichen mußte, zu Neoptolem: da, Jüngling, wähle selbst wohin du den Stahl führen willst! hier ist meine Brust, hier mein Hals, ich bin bereit!

Der Sohn Achills, von Mitleiden mit der schönen Unschuldigen gerührt, stößt mit zitternder Hand das Schwert in ihren Hals. Ein Blutstrom schießt hervor; sie fällt, und sterbend ist sie noch besorgt züchtig und edel zu fallen.

Ich kann diese Scene des Euripides nicht verlassen, ohne des schönen Zugs zu gedenken, womit er den Eindruck schildert, den dieses rührende Schauspiel auf das umstehende Heer macht; — wiewohl seine Absicht hier nicht war zu malen, sondern der unglücklichen alten Mutter etwas sagen zu lassen, das ihr in ihrem unermeßlichen Leiden einigen Trost geben möchte. Es ist ein so charakterischer Zug der Griechischen National-Sinnesart, dieses lebhafte Gefühl für das sittliche Schöne, das der Dichter diese rauhen Krieger hier äußern

läßt, und wodurch ihre Nation sich immer vor allen andern Völkern ausgezeichnet hat!

Kaum hat Polyxena den Geist aufgegeben, so laufen alle Griechen herbei, ihrem Leichnam die letzte Ehre zu erweisen. Einige werfen von ferne frisches Laub auf sie; andere tragen Fichtenzweige herbei und richten den Holzstoß auf; und wer nichts herbeitrug (fährt Euripides fort), der hörte von den Zutragenden diese Worte: „was stehst du da, schlechter Mensch, mit leerer Hand und bringst dem Mädchen weder einen Schleier noch sonst etwas ihren Leichnam zu schmücken? Willst du nicht gehen und der braven Seele auch was geben?" —

Und gleichwohl waren die Männer, die so viel warmes Gefühl für das Schöne in dem Edelmuthe, womit Polyxena gestorben war, hatten, die nämlichen Halbwilden, welche fähig waren, und es sogar für Pflicht hielten, das schuldlose Mädchen für das Verbrechen ihrer Brüder büßen zu lassen, und sie eben darum, weil sie rein und schuldlos war, dem Schatten ihres Helden als ein ihm desto angenehmeres Opfer abzuschlachten. So können angeerbte rohe Begriffe den noch ungebildeten Menschenverstand irre führen! So hat von jeher der Aberglaube das gesundeste sittliche Gefühl zerrüttet; aber so dringt auch ein schönes Naturell selbst durch die dicksten Wolken des Aberglaubens! Wahrer und rührender hat wohl schwerlich jemals ein Dichter dieses schauderliche Gemisch von Rohheit und Zartheit, Barbarei und Humanität dargestellt, als der Sokratische Tragödiendichter in dieser trefflichen Scene.

Ueber die Frage

Was ist Hochdeutsch?

und einige damit verwandte Gegenstände.

1782.

I.

Einer der verdientesten Deutschen Sprachforscher unsrer Zeit hat diese Frage im ersten Stücke seines Magazins der Deutschen Sprache auf eine Art beantwortet, welche zwar niemanden befremden kann, dem sein Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart und seine Lehrbücher unsrer Sprache bekannt sind, die aber um so mehr Aufmerksamkeit erregen muß, da er sie in zwei besondern Abhandlungen des besagten Magazins ausführlich vorgetragen, und da es für die Cultur unsrer Sprache und Literatur nichts weniger als gleichgültig seyn kann, wie diese Frage beantwortet werde.

Herr Adelung hat in seiner Vorrede bereits selbst vermuthet, „daß er es durch seine Entscheidung mit unsern Deutschen Provinzen gleich im Anfange völlig verderben werde. Allein (setzt er hinzu) ich kann mir nun einmal nicht helfen; es ist Wahrheit, und ich kann nicht dafür, daß es Wahrheit ist.“ Er ist also seiner Sache gewiß; und wenn ein Sprachgelehrter von seinem Ansehen aus einem solchen Tone spricht — seiner Sache so gewiß ist: so ist nicht nur zu erwarten, daß seine Gründe einleuchtend und entscheidend seyen, sondern auch, daß sie bei dem größern Haufen, der sich in unparteiische Untersuchung und genaue Prüfung solcher Materie nicht einzulassen

pflegt, durch sein bloßes Ansehen ein neues Gewicht erhalten, und also, wenn sie auch nicht entscheidend wären, bei vielen eben dieselbe Wirkung thun werden, als wenn sie es wären.

Der bescheidene Ton, der in Sachen, wo keine eigentliche Demonstration stattfindet, auch da, wo man das Wahrscheinlichste zu behaupten glaubt, doch möglichen Gegengründen, und, im Falle daß diese überwiegend wären, der Ueberzeugung von einer bessern Meinung Raum läßt — hat diesen Vortheil nicht; wiewohl er sich schon dadurch empfehlen könnte, daß er bei den Griechen der Ton des Sokrates, und bei den Römern des Cicero war. Ich bin einer von denen die sich durch die Gründe, die Herr Adelung für entscheidend hält, nicht überzeugt finden; aber, was ich gegen seine Entscheidung vorzubringen habe, sind bloß Fragen, die ich zu beantworten versuchen werde, Zweifel, über die ich belehrt zu werden wünsche. Sollten die Fragen und Zweifel nicht anders gründlich beantwortet und aufgelöst werden können, als auf eine Art, die mit Herrn Adelungs Meinung über das, was Hochdeutsch ist, nicht bestehen könnte, oder doch wenigstens eine große Einschränkung und Berichtigung derselben erforderte; so würde auch ich in dem Falle seyn zu sagen: ich kann nicht dafür, daß es Wahrheit ist; und ich habe ein zu gutes Vertrauen zu der Denkart dieses gelehrten Mannes, als daß ich besorgen sollte, ihm dadurch einen schlimmen Dienst erwiesen zu haben.

Nach Herrn Adelungs Meinung hat Deutschland seine Schriftsprache, das ist, die Sprache, worin alle diejenigen schreiben müssen, welche gut Deutsch schreiben wollen, wenig-

stens dreimal geändert; erst war sie Fränkisch, dann Südlich-deutsch, und endlich Hochdeutsch. Die erste erhielt sich bis gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts, wo die kaiserliche Würde an das Schwäbische Haus von Hohenstaufen kam. Schwaben, in seinem weitesten Umfange, oder das südöstliche Deutschland, war damals, oder wurde aus Gelegenheit dieser Staatsveränderung, nach Herrn Adelungs Meinung, diejenige Deutsche Provinz, welche alle übrigen an Wohlstand und Geschmack übertraf. Sie nahm durch die Nachbarschaft Italiens und des südlichen Frankreichs an der blühenden Handlung, dem Wohlstande und dem aufkeimenden Geschmack dieser Länder Theil. Die Höfe der Hohenstaufen und ihrer Vasallen waren die glänzendsten in Deutschland, und dienten den übrigen Höfen zum Muster. Die Landessprache ward dadurch in den obern Classen verfeinert, durch die Dichter dieses Zeitraums verbreitet, und würde Deutschlands Schriftsprache geworden seyn, wenn gleich die Deutsche Krone nie auf das Schwäbische Haus gekommen wäre. Sie bekam in den spätern Zeiten den Namen des Hochdeutschen, d. i. des höhern verfeinerten Deutschen, der Sprache der obern Classen, um sie nicht nur von den Mundarten der übrigen Deutschen Provinzen, sondern selbst von der gemeinen Schwäbischen Mundart zu unterscheiden.

Diese Schriftsprache, fährt er fort, erhielt sich in ihrem Ansehen bis gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, da sie der neuern Hochdeutschen sowohl den Namen als den Vorzug abtrat. Herr Adelung (der in dem Aufsatze, wovon hier die Rede ist, sein Augenmerk besonders gegen eine Behauptung des Herrn Hemmers in Mannheim richtet, welche ich für jetzt auf sich beruhen lasse) gibt hierauf die Umstände an, die zu dieser neuen Veränderung oder Vervollkommnung

der Sprache Anlaß gegeben haben sollen. Das südliche Deutschland verlor nach und nach den Grad von Wohlstand, wodurch es der blühendste Theil von Deutschland gewesen war; dagegen bildete sich das südliche Sachsen durch Bergbau, Manufacturen und Kunstfleiß in der Stille zu der blühendsten Provinz, und legte dadurch den Grund zu dem vorzüglichen Grade des Geschmacks, worin es nachmals alle übrigen übertraf. So wie Cultur und Geschmack in dem südlichen Obersachsen zunahm, so verlor sich auch die Provincial-Mundart nach und nach aus dem gesellschaftlichen Umgange der obern Classen — und machte der ältern Hochdeutschen Schriftsprache Platz. Allein wie Obersachsen in beiden über den schwachen Grad hinaus ging, welchen ehedem das südwestliche Deutschland gehabt hatte — so fuhr es auch fort, seine gesellschaftliche Sprache zu verfeinern, und daraus entstand denn das neuere Hochdeutsch, welches diesen Namen mit dem größten Rechte führt, wenn anders Hochdeutsch so viel bedeutet als höheres, d. i. ausgebildetes Deutsch der obern Classen.

Herr Adelung erklärt sich hierüber noch bestimmter in der Abhandlung vom Zustande der Deutschen Literatur, welche die fünfte im ersten Stücke seines Magazins ist. Nach seiner Vorstellung geht es mit der Ausbildung und Verfeinerung einer Sprache so zu. Ein rohes ungebildetes Volk hat auch eine rohe Sprache. So wie jenes an Cultur, Volksmenge, Kunstfleiß, Handlung und Wohlstand zunimmt, so verbessert sich auch diese. Wirken jene Ursachen eine beträchtliche Zeit lang auf einen Theil der Nation, so bilden sie endlich den Geschmack. Der gute Geschmack war in Sachsen schon da, ehe die schöne Literatur noch einen sonderlichen Fortgang machte. Denn er mußte sich erst feinere Sitten, feinere Empfindungsvermögen und eine feinere Sprache bilden.

Sollte dieß geschehen, so mußte er in der Provinz, welche er sich zu seinem Sitz erwählt hatte (nämlich in Obersachsen), erst über alle obern und mittlern Classen, selbst bis auf einen Theil der niedern, verbreitet werden. Dazu wurde nun freilich viel Zeit erfordert. Aber genug, er kam endlich, dieser glückliche Zeitpunkt, wo der gute Geschmack in den obern und mittlern Classen des südlichen Obersachsens allgemein genug war, um auf die Sprache und das ganze Empfindungsvermögen zurückzuwirken. Der durch Handlung und Fabriken erhöhete Wohlstand, die immer größere Volksmenge, die in Obersachsen wieder hergestellte, gereinigte und allgemein gemachte Philosophie, die prächtigen Höfe der Auguste, welche die schönen und bildenden Künste mit vollen Händen unterstützten, und dadurch Schöpfer des feinen Geschmackes wurden, die von Gottscheden gereinigte und von fremden Auswüchsen befreite Sprache u. s. f., alle diese vereinigten Umstände wirkten schnell und unwiderstehlich. Obersachsen ward nunmehr Deutschlands Attika und Toscana; Obersachsen diente dem bisher noch unvollkommnen und schwankenden Geschmacke zur Stütze und Führerin; Leipzig wurde Deutschlands Athen; und der Zeitpunkt von 1740 bis auf den verderblichen siebenjährigen Krieg, d. i. von 1756 bis 1760 — war die schönste Epoche (nach Herrn Adelung) nicht nur der schönen Literatur Deutschlands, sondern auch des Deutschen Geschmackes, worin er den einigen wahren männlichen Grad, welchen die Deutschen nicht überschreiten sollten, erreicht hat. Aber o! mit wie großem Rechte nennt Herr Adelung diesen Krieg einen verderblichen! Er hauchte mit seinem verderblichen Odem auch unsre Sprache und Literatur an. „Sachsen hörte auf zu blenden und zu rauschen: der hier ausgebildete Geschmack verlor seinen Einfluß aufs Ganze. Die übrigen Deutschen

Provinzen glaubten nun ohne fremde Beihülfe (die verwegnen!) weiter gehen zu können. Aber da die aus dem Deutschen Athen erhaltne Bildung in Ansehung des Geschmacks nur noch sehr unvollkommen war: so artete der Geschmack in den Provinzen auch sehr bald aus, weil die feine Empfindung noch nicht den gehörigen Grad erreicht hatte, sich selbst leiten zu können, und doch alle fremde Leitung verschmähte. Daher dann (fährt er fort) die Vernachlässigung der Reinigkeit und Richtigkeit der Sprache; daher der widrige Gebrauch fremder Wörter, wo gute Deutsche vorhanden sind; daher die Jagd auf veraltete und Provincialwörter, ganz wider den Begriff einer jeden durch Geschmack ausgebildeten Schriftsprache; daher die Erhebung der niedrigen Volkssprache; daher der Bardengesang, Minnegesang, die fremden Sylbenmaße, und was dergleichen Verirrungen mehr sind, dergleichen sich keine Nation in den schönen Zeiten ihrer Literatur hat zu Schulden kommen lassen." Alle diese Uebel sind auf unsre Sprache und Literatur gekommen, weil es den Deutschen Provinzen — nicht an Witz und andern Fähigkeiten — sondern an der feinen Empfindung des wirklich Schönen, mit Einem Wort an Geschmack fehlt; und das einzige Mittel sie davon zu befreien, ist, daß wir zu den Mustern, die uns Obersachsen in den Jahren 1740 bis 1760 gab, zurückkehren, und uns auf die Sprache der obern Classen in dieser Provinz, welche sich der gute Geschmack zu seinem Sitz erwählt hat, lediglich einschränken. Denn (sagt Herr Adelung) entweder hat Obersachsen den guten Geschmack von 1740 — 1760 gänzlich verfehlt, oder die Wege, welchen man seitdem in den Provinzen gefolgt ist, sind Abwege und Verirrungen.

Dieß ist nun eine so kurz als möglich zusammengezogene, und beinahe durchaus in Herrn Adelungs eignen Worten ab-

gefaßte Darstellung seiner Meinung von dem, was Hochdeutsch, d. i. was die wahre reine und richtige Deutsche Sprache ist, welche von allen, die nicht zum Pöbel gehören wollen, gesprochen und geschrieben werden soll; und dieß sind die Schranken, innerhalb welchen der Genie, der Witz und die Empfindung aller Deutschen Dichter und Prosaisten sich halten muß, wenn sie nicht mit dem Zeichen des schlimmen Geschmacks gebrandmalet und zu den Sächsischen Schriftstellern von 1740 bis 60 in die Schule geschickt werden wollen.

Meine Absicht ist keineswegs, weder dem was in diesen Behauptungen wahr und treffend ist, widersprechen zu wollen, noch mich in eine umständliche Untersuchung derselben einzulassen; welches, wie ich glaube, eine sehr überflüssige Arbeit seyn dürfte. Ich habe, eben darum, alles das übergangen, was Herr Adelung in dem Eingang seiner Abhandlung über die Frage was ist Hochdeutsch? zur Erläuterung derselben von dem Beispiele der Athenischen, Römischen und Toscanischen Mundart beigebracht; weil die genaue Bestimmung, was es damit für eine Bewandtniß gehabt, und inwiefern diese Beispiele auf uns anwendbar sind, Erörterungen, die für meine Absicht viel zu weitläufig wären, erfordern, und am Ende doch bei der Action, welche Herr Adelung gleichsam im Namen des südlichen Obersachsens gegen die Provinzen angestellt hat, nichts entscheiden würden.

Ich begnüge mich also (außer einigen Anmerkungen, die ich mir zum Schlusse vorbehalte) meine Zweifel gegen diese Behauptungen bloß in folgende Fragen und unmaßgebliche Beantwortungen derselben zu verfassen.

1. Befand sich die Deutsche Sprache, so wie sie in dem Zeitraum der Schwäbischen Kaiser im südwestlichen Deutschland gesprochen und geschrieben wurde, und wie sie sich uns

in den Gedichten der Minnesinger, in den Werken Wolframs von Eschilbach, Heinrichs von Ofterdingen, im Winsbecken, und in vielen andern Ueberbleibseln dieses goldnen Alters unsrer alten Sprache und Literatur darstellt, nicht in einem vollkommnern Stande als in den nächst auf die Ausrottung des Hohenstaufischen Hauses folgenden Zeiten? Hat Herr Bodmer (der wahrlich ganz andre Verdienste um unsre Sprache hat als Gottsched) nicht in der bekannten, wiewohl leider noch so wenig benützten Zürchischen Ausgabe der Manessischen Sammlung von Minnesingern gezeigt, daß die alte Schwäbische Sprache an Regelmäßigkeit, Biegsamkeit und Wohlklang sehr wesentliche Vorzüge vor der Sprache des funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, ja selbst vor unsrer jetzigen gehabt habe? Kann man also nur so schlechtweg, ohne Unterschied und Einschränkung, sagen: daß sich die Schriftsprache des blühenden Zeitraums der Schwäbischen Kaiser bis gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts in ihrem Ansehen erhalten habe? und ist nicht vielmehr, aus Vergleichung der Deutschen Schriften des funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts mit den noch übrigen Dichtern aus Friedrichs I und Friedrichs II Zeiten, augenscheinlich, daß die Sprache nach der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts von ihrer bereits erreichten Stufe der Verfeinerung, Ausbildung und Regelmäßigkeit wieder herabgesunken, und mit der wieder überhandnehmenden Barbarei und Zerrüttung des Deutschen Reichs in Verfall gerathen sey? Es war mehr als Stillstand, es war wirklicher Abfall. — Und da ein erweislicher wesentlicher Unterschied, in Absicht der Beugungsformen, Constructionen u. s. w. zwischen der Sprache der Minnesinger und der neuern Hochdeutschen wahrzunehmen ist; kann man mit genugsamem Grunde so schlechthin sagen, die Obersächsische Sprache des sechzehn-

ten Jahrhunderts habe ihre ältere Schwester, das ehmalige Hochdeutsch (d. i. die Altschwäbische Sprache), weit hinter sich gelassen?

2. Womit kann bewiesen werden, daß das südliche Obersachsen von der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts bis zum Jahre 1760 der Sitz des guten Geschmacks in der Deutschen Literatur, und also auch die Mundart dieser Provinz die ächte Hochdeutsche Sprache gewesen sey?

Ich unterschreibe von ganzem Herzen alles was Herr Adelung von den Verdiensten des großen Luthers um die Deutsche Sprache sagt; — wiewohl Herr Adelung selbst in der Lutherischen Bibel-Uebersetzung so viel Veraltetes und Oberdeutsches (d. i. nach seinen Grundsätzen Undeutsches) findet, daß er derselben kein classisches Ansehen unsrer Schriftsprache zugestehen kann. Aber wo sind dann die Obersächsischen Deutschen Schriftsteller vom ersten Rang im siebzehnten Jahrhundert? Waren unsre besten Dichter und Prosaisten derselben Zeiten, Opitz, Dach, Flemming, die Gryfiusse, Wernicke, Logau, Moscherosch (Philander von Sittewald), Lohenstein u. a., vor allen aber der erhabne Verfasser der Octavia und Aramena, waren sie Obersachsen? Ich sage nicht, daß irgend einer dieser Schriftsteller für classisch gelten könne, und es findet sich auch in Absicht des Geschmacks ein großer Unterschied unter ihnen. Aber wie will man erweisen, daß Opitz unter den Dichtern und Herzog Anton Ulrich von Braunschweig unter den Prosaisten bloß deßwegen eine bessere Sprache haben als andere, weil sie die Sprache der obern Classen in Wittenberg, Meißen, Leipzig, Dresden u. s. w. studirt und zu ihrem Muster genommen? Die Schriftsprache des vorigen Jahrhunderts in Deutschland war ein wahres Babel; jeder schrieb was ihm recht däuchte. Die berühmte fruchtbringende

Gesellschaft bestand aus Mitgliedern von sehr ungleicher Art aus allen Provinzen und Winkeln Deutschlands. Ihre mannichfaltigen und unermüdeten Bemühungen verursachten eine Gährung in unsrer Sprache, wodurch zwar ihr ganzer Reichthum an Worten und Ausdrucksarten zu Tage kam, aber woraus auch der seltsamste Mischmasch von Schreibarten in der Literatur überhaupt entstehen mußte. Jeder bildete sich seine Schriftsprache nach Maßgabe seines Witzes, Gefühls, Geschmackes, und vornehmlich der alten oder neuern, auswärtigen und einheimischen Muster, die er am meisten kannte und schätzte; wiewohl, natürlicher Weise, bei jedem die allgemeine Sprache, die Schriftsprache der Deutschen Scribenten, die vor ihm gelebt hatten und am meisten gelesen worden waren, zum Grunde lag. Niemand wird läugnen wollen, daß schon lange verstorbene Schriftsteller, die zu Berlin, Dresden, Halle, Leipzig u. a. O. lebten, in der ersten Hälfte des gegenwärtigen Jahrhunderts einige Verdienste um die Reinigung der Sprache und des Geschmacks gehabt haben: aber verhoffentlich wird auch niemand, der die Geschichte der Fortschritte derselben kennt, läugnen wollen, daß Männer, welche größtentheils in Hamburg lebten, daß die Hamburgische Patrioten-Gesellschaft zu dieser glücklichen Veränderung den ersten kräftigen Stoß gegeben. Was den Professor Gottsched betrifft, wenn man gleich seiner betriebsamen Eitelkeit das Verdienst zugestehen muß, der Deutschen Sprache und Literatur einige Dienste geleistet zu haben, so ist doch gewiß, daß er als Muster unter der Mittelmäßigkeit, als Lehrer meistens ein bloßes Echo Französischer Kunstrichter, als Anführer und Haupt einer Partei der Beschützer, Aufmunterer und Lobredner aller Dunse seiner Zeit, und also in keiner Betrachtung ein Mann war, auf den das Deutsche Athen stolz zu

seyn Ursache hat, noch (so viel ich weiß) zu haben glaubt. Nicht der Bergbau in den kursächsischen Landen, nicht die Manufacturen, die darin blühen, noch die Leipziger Messe, noch die Pracht der Höfe der Sächsischen Auguste, an welchen wahrlich wenig Deutsch gesprochen und geschrieben wurde, sondern ein von diesem allem sehr unabhängiger Zusammenfluß von Umständen war die Ursache, daß sich zwischen den Jahren 1740 und 1760 eine Anzahl junger Köpfe in Leipzig zusammenfanden, welche, nach einem ziemlich öffentlichen Abfall von Gottscheden, dem damaligen Koryphäus des schlimmen Geschmackes oder vielmehr Ungeschmackes, den Anfang machten, unsrer Literatur eine bessere Gestalt zu geben, und sich durch Werke des Geistes, die zum Theil mit dem Stempel des Genie's bezeichnet waren, hervorzuthun. Aber die wenigsten von ihnen blieben in Leipzig: die meisten schlugen ihren Sitz in Niedersachsen auf; einige wurden sogar außer Deutschland verschlagen. Der siebenjährige Krieg war hieran unschuldig; und sehr wahrscheinlich würde das Deutsche Athen, auch ohne ihn, die stolze Benennung weder mehr noch weniger verdient haben.

3. Sind es die guten Schriftsteller einer Nation, welche die Schriftsprache derselben ausbilden, reinigen, poliren, und zum möglichsten Grade von Vollkommenheit bringen? Oder sind es die obern Classen der Einwohner der blühendsten Provinz der Nation, die alles dieß leisten und die allein dazu berechtigt sind?

Bisher, wenn ich nicht sehr irre, hat man bei allen Völkern, die sich einer vorzüglichen Stufe von Cultur und Aufklärung rühmen können, das erste geglaubt. Ich will jetzt bloß die Französische Sprache zum Beispiel anführen. Diese befand sich ungefähr in eben dem Zustande, worin sich die

unsrige in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts befand, als auf einmal in einem Zeitraum von dreißig bis vierzig Jahren eine Veränderung mit derselben vorging, wodurch sie zu einer der vollkommensten, und zugleich zu der beliebtesten und allgemeinen Sprache von Europa wurde. Wem eine so schnelle und große Veränderung zuzuschreiben sey, ist unter den Franzosen selbst keine Frage. Die ganze Nation ist nur Eine Stimme, sie nicht der Pracht des Hofes unter Ludwig XIV, nicht dem Weinbau, Seidenbau, den Manufacturen und der Handlung, die damals in Frankreich blüheten, nicht dem Zusammenfluß glücklicher Umstände, welche sich zum glänzendsten Wohlstande des Französischen Reichs in der ersten Hälfte der Regierung jenes großen Königs vereinigten, sondern den Arnaud, Pascal, Bourdaloue, Fenelon, Bossuet, La Bruyere u. a. unter den Prosaisten, und den Corneille, Racine, Molière, Boileau und La Fontaine unter den Dichtern, zuzuschreiben, welche sich, nach des Schicksals Schluß, zusammen fanden, und durch ihre Werke die goldne Epoche der Französischen Literatur hervorbrachten. Und wodurch wurden alle diese Männer die classischen Schriftsteller ihres Volkes, und die Muster der besten Schreibart? Etwa dadurch, daß sie sich nach dem Geschmacke der obern Classen in Paris bildeten, und die Sprache schrieben, welche jene redeten? Pascal, dessen Lettres Provinciales bis auf diesen Tag für das vollkommenste Muster der schönsten Französischen Sprache und Schreibart gelten, hatte von Jugend auf in einer großen Abgeschiedenheit gelebt, und zu seiner Zeit war die Clelie, der große Cyrus und andre Werke dieser Art noch die Modelecture der obern Classen in Paris. Der große Corneille war nichts weniger als was man einen Weltmann nennt; er lebte in seinem Cabinet und im Schooße seiner

Familie; mit den hohen Charaktern und Idealen des alten Roms und Griechenlandes besser bekannt als mit dem Adel zu Paris. Mit welchem Grunde sollte man also von diesen und den übrigen großen Schriftstellern der schönsten Zeit Ludwigs des XIV sagen können, daß sie den guten Geschmack, der ihnen vor ihren Vorgängern einen so großen Vorzug gibt, von ihren Zeitgenossen erhalten hätten? anstatt daß alle Welt bisher gerade das Gegentheil geglaubt hat. Freilich reden die ersten guten Schriftsteller eines Volks keine unerhörte, selbst erfundene Sprache: und ihre vortrefflichen Werke setzen voraus, daß die Sprache schon durch eine Menge Stufen nach und nach zu einem großen Reichthum an Worten und Redensarten, und selbst zu einigem Grade von Ausbildung und Politur gekommen sey. Viele gute Schriftsteller mußten vorher an der Französischen Sprache gearbeitet haben, ehe sie von den besten der Vollkommenheit nahe gebracht werden konnte. Aber wodurch thaten diese letztern es in allen Fächern ihren Vorgängern so sehr zuvor? Etwa dadurch, daß sie ihren Geschmack nach den obern Classen ihrer Nation, oder dadurch, daß sie ihn nach den besten Mustern der Alten bildeten? Man braucht sie nur zu lesen, nur ihr eignes Geständniß zu hören, um von dem letztern überzeugt zu werden. Die Calpreneden, die Boyers, Pradons u. s. w., diese waren die Leute, die sich nach dem Geschmack ihres Publicums richteten, und dadurch die vergängliche Ehre eines augenblicklichen Beifalls erschlichen. Aber die Corneille und Racine schlugen einen ganz andern Weg ein; sie erhoben sich durch ihren mit der reinsten Blüthe classischer Gelehrsamkeit genährten Genie, durch einen Geschmack, den sie sowohl an den vollkommnen Mustern der Alten als an den fehlerhaften Werken ihrer Vorgänger und Zeitgenossen geschärft hatten,

über den Geschmack ihres Publicums, wurden die Gesetzgeber desselben, anstatt seine Sklaven zu seyn. Die Zeit, worin alle diese großen Männer blühten, wurde also, nicht durch die Anstalten des despotischen Richelieu, sondern durch den Reiz der Werke, die mit dem Stempel des Genie's, des ächten Witzes und des feinsten Geschmacks bezeichnet waren, die schönste Epoche der Französischen Sprache. Man mußte so schreiben, wie die Urheber dieser Werke schrieben, wenn man gefallen wollte. Aber eben dadurch geschah es, daß die Sprache, was sie auf der einen Seite an Verfeinerung und Regelmäßigkeit gewann, auf der andern an Reichthum, und — indem man der Politur keine Gränzen setzte, endlich auch an Stärke verlor. Man fühlte endlich, daß auch die großen Schriftsteller aus Ludwigs XIV Zeiten der Nachwelt noch etwas zu thun übrig gelassen hatten. Mit immer zunehmender Aufklärung des Verstandes und Verfeinerung der Empfindung, mit dem Erwerb neuer, größerer, lichtvollerer Ideen, muß sich auch die Sprache erweitern und verändern. Die Pariser schrien über Neologismus, und hatten nicht immer unrecht; aber der Mißbrauch der Nachahmer und Witzlinge konnte dem unverlierbaren Rechte der Schriftsteller von wahrem Genie und Talente nichts benehmen; und ein Crebillon (der Vater), ein Montesquieu, ein Buffon, ein J. J. Rousseau mußten eben dadurch, daß sie ihren Genie, ihre Gedanken und Empfindungen in die Sprache drückten, ihr manche Formen geben, die sie noch nicht gehabt hatte. Unstreitig hat dieses Recht, das alle aufgeklärten Völker von jeher ihren großen Schriftstellern eingestanden haben, seine Gränzen: aber diese Gränzen werden vielmehr durch die Natur der Sprache und durch die allgemeinen Grundsätze des richtigen Denkens und der guten Schreibart, als durch die Mundart der obern

Classen in der blühendsten Provinz festgesetzt. Wollte man dieser letztern die Kraft eines allgemeinen Gesetzes für die Schriftsprache beilegen: würde nicht eben daraus eine unaufhörliche und höchstwillkürliche Veränderung der Sprache natürlich folgen müssen? Der blühende Stand einzelner Provinzen ist eine sehr zufällige und wandelbare Sache. Vor sechzig Jahren war Hamburg das Deutsche Athen; dreißig Jahre später war es Leipzig: warum sollte die Reihe nicht auch noch an Wien, München, Mannheim, Nürnberg, Augsburg, Stuttgart u. s. w. kommen können? Und werden die obern Classen in den verschiednen Provinzen, worin diese Städte die Hauptstädte sind, alsdann nicht eben das Recht haben, die Schriftsprache oder das wahre, reine Hochdeutsch, festzusetzen, welches Herr Adelung dem Deutschen Athen von 1740—1760 eingeräumt wissen will? — Ich muß mich sehr irren, oder es bleibt gegen die Babylonische Sprachverwirrung, die hieraus entstehen müßte, kein besseres Mittel, als es bei dem alten Grundsatze zu lassen: daß es die guten Schriftsteller sind, welche die wahre Schriftsprache eines Volkes bilden, und (so weit als die Natur einer lebenden und sich also nothwendig immer verändernden Sprache zuläßt) befestigen.

Dieses letztere, insofern es jemals bei einer Sprache statt findet, kann vermöge der Natur der Sache ganz allein durch die besten Schriftsteller in allen Fächern bewirkt werden. Sie allein sind dazu geschickt; denn ihre Werke bestehen, da hingegen die Volkssprache, auch bei den obern Classen der blühendsten Provinzen, wenigstens alle Vierteljahrhunderte allerlei Veränderungen erleidet, und überhaupt einen immerwährenden Hang hat, unregelmäßig zu werden und sich zu verderben. Aber wenn es wahr ist, daß jede lebende Sprache,

so vollkommen sie auch seyn mag, niemals für ganz vollendet angesehen werden kann, so lange noch ein höherer Grad von Aufklärung und Politur bei der Nation möglich ist, so lange noch neue Ideen erworben, neue Empfindungen entwickelt, neue Schattirungen (nuances) der einen und andern gemacht werden, und also hierzu entweder neue Wörter, oder neue Redensarten, ungewöhnliche Metaphern, Figuren und Constructionen nöthig seyn können: um wie viel mehr muß

4. Alles dieß nöthig seyn, wenn eine Sprache noch kaum vor wenig Jahrzehnten mit Geschmack geschrieben zu werden angefangen hat, wenn ihre schöne Literatur erst noch im Wachsen begriffen ist, und wenn es ihr noch in verschiednen wichtigen Fächern an einer hinlänglichen Anzahl wahrer Meisterstücke fehlt? Es scheint schon unschicklich genug (um nichts Stärkeres zu sagen), die Sprache einer der ersten Nationen des Erdbodens in die Schranken der Aufklärung, des Witzes und des Geschmacks einer einzigen kleinen Provinz, und des kleinen Zeitraums, worin diese sich einiger wirklicher Vorzüge vor den übrigen rühmen konnte, einschließen zu wollen: aber wie unfüglich wird dieß Unternehmen erst dadurch, wenn erweislich ist, daß die Literatur der Nation in dem engen Zeitraum von zwanzig Jahren, binnen welchem man ihre Sprache durch eine einzige Provinz auf ewig fixirt wissen will, von ihrer höchsten Stufe noch weit entfernt war, und nur noch in wenigen Fächern solche Meisterwerke, die auch von Ausländern, auch von der Nachwelt dafür erkannt werden können, hervorgebracht hatte! Daß dieß der Fall unsrer Sprache sey, braucht wohl bei unparteiischen Schätzern unsrer Literatur keines andern Beweises, als eines hellen Blicks auf ihren Zustand in den Jahren von 1740—1760, und auf die Früchte des Witzes

und Geschmacks, womit uns der Südlich-Sächsische Boden in diesem Zeitraum beschenkte. Ich bin weiter, als vielleicht manche die jetzt mitten in Sachsen leben, von dem Gedanken entfernt, vielen dieser Früchte ihre Schönheit und ihren guten Geschmack absprechen zu wollen: aber ich müßte auch keinen Begriff von dem haben, was andere Nationen in diesem Stücke geleistet haben, was uns damals noch fehlte, was uns zum Theil noch jetzt fehlt, und was unsre Literatur noch werden kann und muß, um mit der Literatur anderer Völker auf gleichem Fuße zu stehen, wenn ich eingestehen wollte, daß der Zeitraum, in welchen Herr Adelung den guten Geschmack unsrer Schriftsprache einschließt, das non plus ultra der Vollkommenheit derselben sey. Das Maß von Genie, Witz, Gefühl, Wissenschaft, Weltkenntniß und Geschmack, welches den Obersächsischen Schriftstellern jenes Zeitraums zu Theil worden war, ist doch wohl nicht das größte, das sich denken läßt? Und wenn dieß nicht ist: mit welchem Rechte könnte ein Schriftsteller (wenn sich jemals ein solcher fände) der mehr von allen jenen Geisteskräften und Eigenschaften als irgend ein Obersächsischer Schriftsteller von 1740—1760, und also das Vermögen besäße, sie in vielen Stücken zu übertreffen — mit welchem Rechte könnte er angehalten werden, seinen Geist in ein Maß, das für ihn zu klein wäre, einzwängen zu lassen, und ein bloßer Nachahmer zu bleiben, wenn er sich fähig fühlte, Original zu seyn? Und die Sprache des Dichters, des Geschichtschreibers, des Philosophen, der mehr als ein bloßer Nachhall seiner Vorgänger seyn will, auf die Volkssprache einer einzelnen Provinz, auf die Schriftsprache einer kleinen Anzahl von Autoren in einem Zeitraum, wo die Literatur nur erst zu blühen anfing, einschränken — heißt dieß nicht dem Fortgang der Literatur selbst, der

gewissermaßen ohne Gränzen ist, die engesten Schranken setzen?

Ich sage nicht, daß es nicht auch in der Sprache gewisse Gränzlinien gebe, welche theils durch die Natur derselben, theils durch die Grundgesetze der Logik und Aesthetik gezogen werden, und über welche auch der größte, feurigste und freieste Genie nicht hinausschweifen darf, ohne sich gerechten Tadel zuzuziehen. Auch begehre ich nicht zu läugnen, daß einige, sogar vortreffliche Schriftsteller (von denen, die seit 1760 sich hervorgethan haben) zuweilen über diese Gränzen weggeflogen oder auch weggeschlendert sind; und daß *theils* das servum pecus der Nachahmer, theils verschiedene Aspiranten von noch ungebändigtem Genie, denen es bei großen Fähigkeiten noch stark an Gelehrsamkeit, Geschmack, Welterfahrung und besonders an Sprachkenntnissen mangelt — auf Beispiele, die keine Muster seyn dürfen sich steifend — sich Freiheiten sowohl gegen die gesunde Vernunft als gegen die Deutsche Sprachlehre und die Gesetze der guten Schreibart erlaubt haben, die auf keine Weise zu rechtfertigen sind. Aber ich behaupte, so lange bis ich des Gegentheils durch überwiegende Gründe überzeugt werde, a) daß die Hochdeutsche Schriftsprache oder die Frage, was ist Hochdeutsch? sich nicht durch die Mundart irgend einer blühenden Provinz, sondern ganz allein aus den Werken der besten Schriftsteller bestimmen lasse; b) daß hiervon auch die Schriftsteller des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts nicht ausgeschlossen werden dürfen; c) daß die Zeit noch nicht gekommen sey, wo die Anzahl der Schriftsteller, welche den ganzen Reichthum unsrer Sprache enthalten, für beschlossen angenommen werden könnte: und daß d) bis dahin die ältern Dialekte noch immer als gemeines Gut und Eigenthum der ächten Deutschen Sprache,

und als eine Art von Fundgruben anzusehen seyen, aus welchen man den Bedürfnissen der allgemeinen Schriftsprache, in Fällen, wo es vonnöthen ist, zu Hülfe kommen könne.

II.

Unter allen Europäischen Nationen sind wir (meines Wissens) die einzige, bei der es noch die Frage ist, welches ihre Schriftsprache sey? Die Ausländer, welche, durch den Ruhm unsrer neuern Schriftsteller verleitet, sich von dem blühenden Zustand unsrer Literatur eine große Vorstellung gemacht haben, werden auf einmal sehr viel von dieser hohen Meinung nachlassen müssen, und zuletzt gar nicht wissen, was sie von uns denken sollen, wenn sie hören, daß einer unsrer angesehensten Sprachgelehrten die Frage: was ist Hochdeutsch? mitten im Jahre 1782 aufzuwerfen nicht nur nöthig gefunden, sondern sie auch auf eine Art beantwortet hat, wodurch er mit allen Deutschen Provinzen außer Kur-Sachsen, und also wenigstens mit neun Zehntheilen der Nation (nach seinem eignen Ausdruck) es völlig zu verderben besorgen mußte. Das Uebel ist indessen bei weitem nicht so schlimm als es scheint; und so wie die Deutschen noch immer sehr gut gewußt haben, wer ihre besten Dichter und Prosaisten sind: so werden auch die Ausländer, die unsre Sprache lernen, in Ermangelung eines Deutschen Athens (welches wohl, wenn wir's genau nehmen wollen, erst noch gebaut werden soll), sich, neben Herrn Adelungs Wörterbuch und Sprachlehrbüchern, an diejenigen Schriftsteller halten, für welche die allgemeine Stimme des Publicums sich erklärt

hat; und wenn in diesen auch zuweilen Wörter oder Redensarten vorkämen, die bei Herrn Adelung vergebens gesucht würden, so werden sie sich durch Frischens Deutsch-Lateinisches oder Schwans Deutsch-Französisches Wörterbuch zu helfen suchen müssen.

Wie es indessen, aus den Gründen die ich in dem vorstehenden Aufsatz über diese Frage beigebracht, den Anschein gewinnen möchte, als ob Herr Adelung die Reinheit der Hochdeutschen Sprache zu sehr auf Unkosten ihres Umfangs und Reichthums zu erhalten suche; so ist hingegen auch nicht zu läugnen, daß das servum pecus der Nachahmer, und eine Menge junger Scribenten in Oberdeutschland, vielleicht auch manche in Ober- und Niedersachsen, auf der andern Seite ausschweifen. Viele um die Richtigkeit der Sprache gänzlich unbekümmert, schämen sich nicht, beinahe auf allen Blättern ihrer Schriften Sprachschnitzer zu begehen, die nur dem unerzogensten Theile des Volkes zu verzeihen sind. Andre scheinen, ich weiß nicht aus welchem unzeitigen Provincial-Patriotismus, sich's recht geflissentlich zur Pflicht gemacht zu haben, ohne alle Noth, und ohne das mindeste dadurch für den Nachdruck oder die Naivetät oder irgend eine andere Erforderniß ihres Styls zu gewinnen, veraltete, oder Provincialwörter, die dem größten Theile der Nation unverständlich sind, oder niedrige Sprecharten, die man selbst an dem Geburtsort des Autors nur im Munde des gemeinsten Pöbels findet, in ihre Schriftsprache einzumengen. Die Nachlässigkeit der einen, und der Unfug der andern geht wirklich so weit, daß mich's nicht wundert, wenn einem Manne, der den besten Theil seines Lebens mit kritischer Erforschung unsrer edeln Sprache zugebracht hat, die Geduld dabei ausgeht. Indessen scheint es doch, daß wir wenig Ursache haben, uns die Furcht,

daß derselben viel Nachtheil daraus erwachsen werde, beunruhigen zu lassen. Die Scribenten die ihre eigene Sprache nicht zu schreiben wissen, sind doch wohl nur elende Scribenten; sie leben einen Tag, und verschwinden wieder, ohne daß in dem Gehirn ihrer Leser mehr Spuren von ihrem kurzen Daseyn zurück bleiben als in den Jahrbüchern der Literatur. Ihre Sprachschnitzer, ihre grammatikalische Unreinlichkeit, ihr ekelhafter Mischmasch von Dialekten, wird schwerlich jemand, an dem etwas gelegen ist, verführen können. Aber Regeln, die einen Gelehrten von Ansehen und Einfluß zum Urheber haben, wenn sie auf eine willkürliche Beschränkung guter Schriftsteller und besonders eine mit der Natur der Dichtkunst unverträgliche Verengung der Dichtersprache abzielen, könnten in mehr als Einer Rücksicht von nachtheiligern Folgen seyn. Es scheint nicht, als ob unser verdienstvoller Sprachlehrer die gebührenden Vorrechte der Dichtersprache bisher noch in genugsame Betrachtung gezogen habe. Indessen wäre doch eine gründliche Untersuchung derselben um so nöthiger, da sie zwar von jeher stillschweigend anerkannt, aber so viel ich weiß noch nie in das gehörige Licht gesetzt und so bestimmt worden sind, daß zu Verhütung aller zwischen Dichtern und Grammatikern daher entstehenden Collisionen, so genau als möglich festgesetzt wäre, wie weit jene gehen, und wo diese den Schlagbaum vorziehen dürften. Vielleicht kann das, was ich noch bei seinen Folgerungen in dieser Rücksicht zu erinnern habe, ihn veranlassen, diese Materie selbst vor die Hand zu nehmen: einige seiner Regeln genauer zu bestimmen und das noch immer schwankende königliche Vorrecht der Dichter, ohne sich daran zu vergreifen, in seine gebührenden Schranken zu setzen. Vorher aber sey mir erlaubt, die erste der besagten Folgerungen noch etwas näher zu beleuchten.

1. „Jede Schriftsprache im weitesten Verstande des Wortes, mit Einfluß der gesellschaftlichen Sprache der obern Classen, ist allemal die Mundart der blühendsten Provinz, wo der gute Geschmack am meisten und allgemeinsten verbreitet ist. Folglich ist es die Hochdeutsche auch" — sagt Herr Adelung auf der 25sten Seite seiner Abhandlung was ist Hochdeutsch?

Mir däucht, dieß sey nicht sowohl eine Folgerung aus seinen vorhergehenden Behauptungen, als die erste und einzige Grundlage derselben. Wie dem aber auch seyn mag, so wird dieser Satz schon durch diesen einzigen Umstand widerlegt, daß der blühende Zustand einer Stadt oder Provinz (denn es gibt einzelne Städte, die in dieser Betrachtung mancher ansehnlichen Provinz den Vorzug streitig machen) eine zufällige und vorübergehende Sache ist. In einem Umfang von etlichen Jahrhunderten kann die Reihe nach und nach an jeden Kreis des Deutschen Reichs kommen, und so müßte sich, diesem Grundsatz zufolge, unsre Schriftsprache noch oft verändern. Auch möchte die Frage: welches seit fünfundzwanzig Jahren die blühendste Stadt oder Provinz in Deutschland gewesen sey, ohne Parteilichkeit so leicht nicht zu entscheiden, und weil die rationes dubitandi et decidendi unendliche Untersuchungen, Abmessungen, Abwägungen und Berechnungen zu erfordern scheinen, wohl in die Classe der Processe ohne Ende zu verweisen seyn. Wenn Volksmenge, Kunstfleiß, Handlung, Schifffahrt, Wohlstand, Reichthum, Pracht, Gelehrsamkeit (und warum nicht auch Freiheit, die große Springfeder des Wohlstandes von Athen, Rom und Florenz, auf deren Beispiel Herr Adelung sich so oft bezieht?), mit Einem Worte, wenn der blühendste Zustand einer Stadt ihre Mundart zur Schriftsprache der ganzen Nation machen soll: welche Deutsche

Stadt hätte in unserm Jahrhundert einen gegründetern Anspruch an diese Ehre zu machen als Hamburg? — Oder (wenn ja die Vortheile eines großen Hofes in diesem Punkte die Vortheile der Freiheit zu Boden wägen sollen) warum sollte nicht die Mundart von Berlin die Gesetzgeberin der Hochdeutschen Sprache seyn? Und wie lange wird es noch währen, bis keine Deutsche Provinz der Oesterreichischen an allen Ursachen und Wirkungen des blühendsten Wohlstandes den Vorrang wird streitig machen können? Was die Welt nur bloß seit zwei Jahren mit Erstaunen gesehen hat, läßt unter einem Beherrscher wie Joseph II das Unglaublichste erwarten. Nach dem obigen Grundsatze wird also, aller Wahrscheinlichkeit nach, im Jahre 1800 die Oesterreichische Mundart — freilich um einige Grade verfeinert, aber doch immer Oesterreichische Mundart — die Deutsche Schriftsprache seyn, und die Sonnenfels und Denis, welche die ihrige nach Obersächsischen Mustern gebildet haben, wären dann (zu ihrem eignen Nachtheil) zu voreilig gewesen. Dafür wird es aber auch ihnen, und allen übrigen Schriftstellern, auf welche die Nation seit vierzig Jahren stolz gewesen ist, nicht besser ergehen als den alten Minnesingern, deren Sprache vor sechshundert Jahren die Hochdeutsche Schriftsprache war — weil Schwaben damals die blühendste Provinz des Reichs ausmachte. Sie werden in wenigen Jahrhunderten für unsre Nachkommen seyn, was jetzt das „Liet der Niebelungen" für uns ist. Vergebens könnten sie sich damit trösten wollen, daß gleichwohl (nach Herrn Adelungs mehrmaliger Behauptung) jede Schriftsprache ein Werk des Geschmackes sey. Der Geschmack, der hier gemeint ist, ist eine eben so wandelbare Sache als der Wohlstand. Er hängt von der Verfeinerung der obern Classen ab — und was kann wohl Unbestimmteres und Wandelbareres seyn als die

Verfeinerung der obern Classen? Vor lauter Verfeinerung der obern und untern Classen in Paris würde die Französische Sprache schon lange einem wieder ins Leben zurückkehrenden Schriftsteller aus Ludwigs XIV blühenden Zeiten unverständlich seyn: wenn nicht noch immer Leute von Talenten gewesen wären, die sich dem Strome der Verfeinerung entgegengestellt, und ihre eigne Sprache und Schreibart, der Mode zu Trotz, nach den Mustern jener bereits veralteten Zeiten gebildet hätten. Dieß kann nun freilich bei den Franzosen stattfinden, bei denen es (wenigstens noch bisher) eine angenommene Sache ist: daß die reine Französische Schriftsprache aus den Werken der besten Schriftsteller des Jahrhunderts von Ludwig XIV und derer, die sich in der Folge nach jenen gebildet, geschöpft werden müsse. Aber wenn bei uns Deutschen zum Grundsatz angenommen würde, die Mundart der höhern Classen in der blühendsten Provinz müsse entscheiden, was Hochdeutsch sey: so würde nichts in der Welt jene furchtbare Verwandlung unsrer Sprache, die ich im Geiste vorhersehe, verhindern können. Zwar sagt Herr Adelung mit gutem Grunde: „so wie sich der Geschmack in einer Provinz verfeinert, so wird die schon vorhandene Schriftsprache nach und nach die Gesellschaftsprache der obern Classen" und dieß könnte unsern nach Unsterblichkeit dürstenden Schriftstellern noch einige Hoffnung machen. Aber diese Hoffnung wird leider durch das unmittelbare Folgende sogleich wieder zu Boden geschlagen. Die schon vorhandene Schriftsprache nämlich wird in den besagten obern Classen „nach dem Maße des steigenden Geschmacks und Wohlstandes verfeinert: und nach dieser Verfeinerung denn auch als Schriftsprache von den übrigen Provinzen angenommen" u. s. w. Da der Wohlstand und Geschmack der obern Classen ohne Ende steigen können:

so hat folglich auch die Verfeinerung der Sprache keine Gränzen: und da nichts willkürlicher ist als der Geschmack der Vornehmsten und Reichsten, so ist auch nichts willkürlicher als die Art, wie sie in Verfeinerung der Sprache zu Werke gehen. Es geht damit wie mit dem was in Kleidung, Putz, Bijour, Hausgeräthe und dergleichen Mode ist; und das Beispiel unsrer Nachbarn jenseits des Rheins setzt dieß ins helleste Licht. Immerhin mag also das künftige Oesterreichische Hochdeutsch auf die jetzt vorhandne Obersächsische Schriftsprache gepfropft seyn: es wird nicht nur immer etwas vom Geschmack des wilden Stammes zurückbleiben, sondern dieses neue Hochdeutsch wird auch durch die unzähligen Stufen von Verfeinerung, durch welche es der Geschmack der obern Classen in Wien, Prag, Linz, Klagenfurt u. s. w. nach und nach hindurch führen wird, so lange modificiret werden: bis unser jetziges Hochdeutsch, zu dem was in zweihundert Jahren diesen Ehrennamen tragen mag, sich verhalten wird, wie das Hochdeutsch in Kaisersbergers Postille zu dem in Rabners satyrischen Schriften. — Ich gestehe, daß ich beinahe lieber in meine sehenden Augen ein Mißtrauen setzen, als glauben möchte, ein so einsichtsvoller Mann, wie der mit dem ich es hier zu thun habe, sollte diese Unbequemlichkeiten seiner Hypothese nicht so gut als irgend jemand gesehen haben. Indessen stehen seine dürren Worte sichtbar da; und so angenehm es mir seyn wird, belehrt zu werden, daß sie einen bessern Sinn zulassen, so unmöglich ist mir's, vor der Hand einen andern darin zu finden.

2. Nur noch ein Wort über die obern Classen im südlichen Kursachsen, auf deren Mundart und Geschmack Herr Adelung das ächte Hochdeutsch einschränkt. „Wem noch einige Zweifel übrig bleiben sollten, daß unsre höhere Schrift- und

Gesellschaftssprache in dem südlichen Kursachsen einheimisch ist, der komme und überzeuge sich durch den Augenschein. In keiner Provinz Deutschlands wird sie so allgemein, und in den Städten selbst in den untersten Classen gesprochen, daher sie hier wohl nicht ein Fremdling seyn kann." — Ich wage es abermal kaum meinen Augen zu trauen. Die Sprache, die im südlichen Kursachsen gesprochen wird, soll aus keinem andern Grunde das wahre Hochdeutsch seyn, als weil dieser kleine Theil von Deutschland die blühendste Provinz desselben ist, und weil der gute Geschmack schon vorlängst seinen Sitz darin aufgeschlagen hat — und falls jemand daran zweifeln wollte, so soll er kommen und sehen — und was? — daß man in Kursachsen — Kursächsisch spricht. Allerdings wird er dieß sehen, oder vielmehr hören; aber wird er auch sehen, daß die Mundart, die er dort in den obern und untern Classen von den Meisten sprechen hören wird, unsere höhere Schrift- und Gesellschaftssprache sey? — Dieß ist es eben was zu erweisen war.

Daß man in Kursachsen von dem großen Haufen (d. i. bei weitem von der größern Anzahl) in den untern Classen Beene und Kleeder und korschame Diener, so viel man nur will, zu hören bekomme, und daß eben dieser große Haufe, unrein, und oft affectirt spreche, seine Provincialausdrücke habe u. s. f., das gesteht Herr Adelung selbst in seiner zweiten Abhandlung S. 34 und 37 willig ein. Allein die obern Classen! — „die müßte man gar nicht kennen, wenn man ihnen dergleichen zur Last legen wollte." — Aber was für eine Rangordnung sollen wir zu Hülfe nehmen, um die unbestimmten und unbestimmbaren Wörter „obern und untern Classen" recht ins Klare zu setzen? wo fangen diese an, und wo hören jene auf? Schreiber dieses hat viele Gelegenheit

gehabt mit Kursächsischen Herren und Damen, die ganz zuverlässig in die obersten Classen gehörten, zu sprechen — und unglücklicherweise mußte er fast immer auf solche treffen, welche eine Ausnahme von Herrn Adelungs Versicherung machten, und (von den Beenen und korschamen Dienern nichts zu sagen) so viel Provincialausdrücke in ihre Sprache mischten, als die Personen ihres Standes größtentheils in allen übrigen Deutschen Provinzen zu thun pflegen. Personen, welche viele Jahre zu Dresden oder überhaupt in Kursachsen gelebt haben, versichern ihn, daß es ihnen eben so gegangen sey. Also nicht diejenigen, welche unrichtig und provincialisch sprechen, sondern diejenigen, die immer reines ächtes Hochdeutsch reden, sind für Ausnahmen zu halten: und das letztere wird, meines Wissens, nirgends in ganz Deutschland von den obern Classen durchgehends völlig rein und richtig gesprochen; ja, nach unserer dermaligen Verfassung, kann es auch nicht wohl anders seyn, so seltsam dieses in den Ohren eines Ausländers klingen muß.

Was ich hier sage, gilt ganz besonders von den meisten Personen der obersten Classen. Diese lernen ihr Deutsch größtentheils von den Wärterinnen, Kammerfrauen, Bedienten u. dgl., und wie wenig noch bis auf diesen Tag bei Erziehung der vornehmen Jugend, in Sachsen wie im übrigen größten Theile von Deutschland, darauf gesehen werde, sie ihre Muttersprache rein und richtig sprechen und schreiben zu lehren, ist eine weltkundige Sache. Deutsch, denkt man, lernt sich, so viel man dessen vonnöthen hat, von selbst. Das Französische hingegen, welches beinahe an allen Deutschen Höfen und in allen Gesellschaften der obersten Classen die eigentliche Hof- und Gesellschaftssprache ist, muß mit Fleiß erlernt, und wenigstens im Sprechen zum möglichsten Grade

der Fertigkeit und Richtigkeit gebracht werden. Da die Gränzen zwischen a, b, c, d, in den obern Classen sehr schwankend sind, und d sich so eng als möglich an c, c an b, und b an a andrückt: so ist es sehr wahrscheinlich, daß es, in Residenzstädten wenigstens, auch in den Classen die zunächst an die obersten gränzen, nicht viel besser mit der Deutschen Sprache stehen werde. Eine genaue Untersuchung der Sache ist schwer, wo nicht gar unmöglich. Aber wenn auch dabei auf die unwidersprechlichste Art herauskäme, daß in einigen Kursächsischen Städten eine Mundart herrsche, die der dermaligen Hochdeutschen Schriftsprache weit näher komme als die Mundart irgend einer andern Provinz: so würde damit noch lange nicht bewiesen seyn, was Herr Adelung beweisen will; wie ich bereits hinlänglich gezeigt zu haben glaube. Im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert dachte noch niemand daran Hochdeutsch und Südlich-Kursächsisch für gleichbedeutende Dinge zu nehmen. Die meisten der beliebtesten Deutschen Schriftsteller dieser Jahrhunderte waren keine Kursachsen; und die Lutherische Bibelübersetzung selbst, welche sonst immer ein classisches Ansehen in dem protestantischen Deutschland behauptete, wird von Herrn Adelung in seinem Wörterbuche unzähliger theils Oberdeutscher, theils in Kursachsen veralteter Redensarten überwiesen. Auch die besten und beliebtesten Deutschen Schriftsteller dieses Jahrhunderts, bis auf die Zeit, da die Gottschedische Schule empor kam, waren keine Kursachsen. — Im Gegentheil wird sehr leicht zu erweisen seyn, daß es größtentheils Kur- und Obersächsische Bücherschreiber waren, die den unausstehlichen Unfug, der mit Einmischung Lateinischer, Französischer und Italienischer Wörter getrieben wurde, am meisten beförderten; so wie es nachmals meistens Kursachsen von Gottscheds Zucht waren,

die, um die Sprache theils von dem ausländischen Unrath, theils von dem sogenannten Lobensteinischen, Miltonisch-Bodmerischen und Hallerischen Schwulst zu reinigen, eine so geschmacklose und unkräftige Wasserbrühe daraus machten, daß sie weder zu Poesie noch Prose mehr zu gebrauchen war. Die Wenigen, die sich heutzutage der Gottschedischen Literargeschichte und der unartigen Streitigkeiten mit den Schweizerischen Gelehrten Breitinger und Bodmer noch erinnern, wissen gar wohl, daß es Gottsched und seine erste eigentliche Schule war die nichts für Hochdeutsch gelten lassen wollten, wenn es nicht solches Deutsch war, das alle Ladendiener und Jungemägde in Leipzig verstanden und sprachen; daß, nach der Schätzung dieses Mannes (den man neuerlich so unverdienterweise wieder zum großen Wiederhersteller der Deutschen Sprache machen will) Schwarzens Aeneis und Schönaichs Hermann Meisterstücke der Deutschen Sprache, und ein ganzer Troß von poetischen und prosaischen Schöpsen deren Namen und Werke kein Mensch mehr kennt, die großen Lichter unserer Literatur — hingegen Haller, Bodmer, Kleist, Klopstock, Ramler, Lessing u. s. w. Sprachverderber und Unsinnschreiber hießen; und daß, wofern es ihm möglich gewesen wäre, unsre Literatur auf dem Grade von Geschmacklosigkeit und Bathos zu erhalten, wozu er sie heruntergebracht hatte, wir mit einer ziemlich reinen Kursächsischen Mundart (so gut wenigstens als im Jahre 1740 von obern und untern Classen in Leipzig gesprochen wurde) eine Literatur hätten, um die uns gewiß keine Nation bis ans Ende der Welt beneiden würde.

Die Rede ist hier bloß von der Frage, was ist Hochdeutsch? und ich glaube nicht, daß irgend eine Deutsche Stadt, so viele Vorzüge sie auch haben mag, Complimente

auf Unkosten aller übrigen von mir erwarten wird. Ich sehe leicht voraus, daß Herr Adelung (vermuthlich ganz wider seine Absicht) dem übelverstandnen Patriotismus in allen Deutschen Provinzen einen großen Tummelplatz eröffnet hat: und, sehr wahrscheinlich, wird die Sache in kurzem (wie es bei dergleichen Volkshändeln der gewöhnliche Lauf ist) mit

— stipitibus duris sudibusque praeustis

ausgemacht werden. Aber, was ich gewiß weiß, ist, daß er, so wenig als ich, Lust haben wird, sich in Fehden von so handfester Art einzulassen. Ich meines Ortes bin weit davon entfernt, einer der vornehmsten Deutschen Städte, die sowohl in Ansehung ihrer weitausgebreiteten Handlung und ihres, von seiner Stiftung bis auf diesen Tag, weltberühmten Musensitzes, als wegen der Cultur und feinen Lebensart ihrer Einwohner schon lange eine Zierde Deutschlands war, das mindeste von ihren Vorzügen und Verdiensten streitig zu machen. Wer wird ihr den Ruhm mißgönnen, eine unter den Städten zu seyn, wo unsre Sprache am schönsten gesprochen wird? Aber keiner ihrer Patrioten, so eifersüchtig er auch über ihren Ruhm seyn mag, kann sich beleidigt finden, wenn ich ihr ein Vorrecht abspreche, das ich keiner andern Stadt in Deutschland zugestehe.

3. Die Sprache ist eine Tochter des Bedürfnisses und ein Pflegekind der Geselligkeit; ihre Bildung und Bereicherung das Werk der Zeit; ihre Verschönerung die Arbeit des Geschmacks, und zu ihrer höchsten Vollkommnung müssen alle Musen vereinigt helfen. Die Schriftsprache einer großen Nation, die aus dem Stande der rohen Natur durch alle Grade der Barbarei sich langsam, und bloß durch Nachahmung anderer, zu immer höhern Stufen von Cultur emporhebt,

hat eine Reihe von Jahrhunderten nöthig, bis sie nur zu einigem Grade von Vollkommenheit ausgearbeitet ist. Eine Menge günstiger Umstände (wie Herr Adelung sehr richtig behauptet) müssen sich hierzu vereinigen. Indessen sind und bleiben es doch ihre Gelehrten, und unter ihren Gelehrten die Schriftsteller von Genie, Talenten und Geschmack, ihre Dichter, Redner, Geschichtschreiber und populären Philosophen, die zu ihrer Bereicherung, Ausbildung und Polirung das Meiste beitragen; und diese Männer finden sich durch alle Provinzen der Nation verstreut. Der Geschmack ist, so wenig als Verstand und Witz, an eine Hauptstadt, oder an die blühendste Provinz gebunden. Die Anlage dazu, das feinste Gefühl der Seele, ist ein freies Geschenk der Natur; die Entwicklung und Ausbildung, ein Werk glücklicher Umstände, vortrefflicher Muster, und eines langwierigen Studiums. Alles dieß kann sich in irgend einem unbekannten Winkel beisammen finden; und ein Schriftsteller kann aus der verborgensten Einsamkeit mit einem richtigern Geschmack hervorgehen, als er mitten in der feinsten und elegantesten Weltgesellschaft hätte erlangen können. Aber bis eine Nation eine beträchtliche Anzahl sehr vortrefflicher Werke in allen Arten des Styls und der Composition aufzuweisen hat, mag das, was man Geschmack nennt unter ihren obern Classen so fein und gut seyn als man will: ihre Schriftsprache ist doch immer erst im Wachsen begriffen, sie ist noch unvollendet, sie kann noch neue Wörter und Redensarten aufnehmen, veraltete wieder ins Leben zurückrufen; der ganze Schatz der Sprache, von mehrern Jahrhunderten her, steht ihr offen; die Mundarten aller Provinzen gehören ihr zu, und sie kann daraus nehmen und gleichsam in ihren eigenen Boden verpflanzen, was sie benöthigt ist, und was darin fortkommt.

Erst alsdann, wenn sie mit Meisterstücken in allen möglichen Arten des Styls versehen ist, kann man, so zu sagen, ihr Wörterbuch als vollzählig annehmen, und eine feste Gränzlinie zwischen der allgemeinen Schriftsprache (welche zugleich die Sprache der guten Gesellschaft in allen Provinzen ist) und den besondern Mundarten der einzelnen Provinzen ziehen. Die guten Schriftsteller in jeder Schreibart entscheiden alsdann was Hochdeutsch in der höhern Redner- und Dichtersprache, was Hochdeutsch in der komischen Sprache (die sich wieder in die edlere, launenhafte und burleske abtheilt), was Hochdeutsch in der Sprache der Wissenschaften und Künste, und was Hochdeutsch in der täglichen Gesellschaftssprache der obern Classen ist. Jeder dieser Sprachdistricte (wenn ich so sagen darf) hat wieder sein eignes Gebiet, seine eigne Verfassung, Gesetz und Gerechtsame, so wie seine eignen Gränzen: und nur aus ihnen allen zusammengenommen besteht die Schriftsprache einer durch Künste und Wissenschaften gebildeten Nation. Alles dieß ist, däucht mir, Natur der Sache, und bedarf keines mühsamen Erweises. Zur Erläuterung kann uns abermal die Französische Sprache dienen. Ungeachtet ein vielleicht allzugroßer Eigensinn des Geschmacks ihre Dichtersprache in weit engern Schranken hält, als man bei irgend einem andern Volke finden wird, so ist doch gewiß, daß ein sehr merklicher Unterschied zwischen der Sprache ihrer Tragödie und ihrer hohen lyrischen Poesie, zwischen der Sprache der edlern Komödie, oder der guten Gesellschaft und der scherzhaften Sprache des sogenannten style de Marot ist. Sprachrichtigkeit, Schicklichkeit uud Eleganz sind bei ihnen, wie billig, wesentliche Erfordernisse einer jeden Sprach- und Schreibart: aber jede Schreibart hat darum nicht minder ihre eignen Befugnisse, die ihr niemand streitig macht. Es ist

noch keinem Französischen Kunstrichter in den Sinn gekommen, die Sprache der Helden des Corneille und Racine schwülstig zu finden, weil ein Marschall von Frankreich lächerlich wäre, der an der Toilette seiner Dame oder im Vorzimmer des Königs sprechen wollte wie Mithridates oder Burrhus: oder den Styl und die Sprache der Pucelle d'Orléans für barbarisch und geschmacklos zu erklären, weil kein Frauenzimmer von Lebensart sich wie die schöne Agnes Sorel ausdrückt.

Man sieht bereits aus dem bisher Gesagten, was ich bei der sechsten, siebenten und achten Folgerung des Herrn Adelung zu erinnern habe.

So wenig ich ein unreinliches Gemengsel aller Mundarten, oder die Einmischung solcher Provincialwörter, die in der allgemeinen Deutschen Schriftsprache bisher nie üblich gewesen, und für welche sich in derselben bereits gleichbedeutende allgemein verständliche Wörter finden, gut heißen kann: so wenig kann ich zu einer unbedingten Verdammung aller veralteten und Provincialwörter meine Stimme geben; wiewohl ich gestehe, daß sich für die meisten von denjenigen, welche seit ungefähr zwanzig Jahren mehr oder weniger gäng und gebe worden sind, außer der launenhaften, komischen und burlesken Schreibart (wozu noch diejenige kommen mag, welche sich für eigentliche Deutsche Volkslieder und Volksmährchen schickt, und ihren eignen, von jeder der eben genannten Schreibarten verschiedenen Charakter hat) schwerlich ein anderer schicklicher Platz finden möchte. Indessen gilt auch hier die allgemeine Regel Quintilians: „alle Wörter (diejenigen, welche die Schamhaftigkeit beleidigen, ausgenommen) sind irgendwo die besten: denn zuweilen hat man auch niedrige und gemeine (solche die sonst nur das gemeine

Volk braucht) vonnöthen; und Wörter, die an einem andern Platze unanständig seyn würden, werden schicklich und eigentlich, sobald sie an ihrem rechten Orte stehen.“ Dieser große Römische Kunstrichter verbietet zwar (und wer wird ihm darin nicht beipflichten?) dem Redner alle ungewöhnlichen Wörter, alle zu kühnen Metaphern, alle veralteten, oder nur der poetischen Freiheit erlaubten Redensarten: aber dieses Verbot bis auf die Dichter auszudehnen, fiel ihm nicht ein; vielmehr wird es über diesen Punkt immer bei dem Ausspruch eines Alten bleiben, dem noch niemand den feinsten Geschmack streitig gemacht hat:

— — oft wird ein Vers
Vortrefflich, bloß wenn ein alltäglich Wort
Durch eine schlaue Stellung unverhofft
Zum neuen wird. Wo neu entdeckte Dinge
Zu sagen sind, da ist's mit Recht erlaubt
Auch unerhörte Wörter zu erfinden,
Wenn diese Freiheit mit Bescheidenheit
Genommen wird. — —
Was kann der Römer einem Plautus und
Cäcil gestatten, das Virgil und Varius
Nicht wagen durfte? u. s. w.
— — — Immer war's und bleibt's
Erlaubt, ein ungestempelt Wort
Von gutem Korn und Schrot in Gang zu bringen u. s.
Viel abgestorbne Wörter werden wieder
Ins Leben kehren, viele andre fallen
Die jetzt in Ehren sind, so wie der Brauch
Es fügen wird, bei welchem doch zuletzt
Allein die Macht, hierin Gesetz zu geben, steht.

Schriftsteller von Geschmack, d. i. von feinem, gelehrtem und sicherm Urtheilsgefühl des Schönen und Schicklichen, wissen immer am besten was sie zu thun haben, und wie weit sie gehen dürfen: fehlen sie aber, so kommt es einem wahren Aristarch (der dem Homer selbst nichts übersieht) allerdings zu, zu zeigen, wie, worin und warum sie das Schickliche verfehlt haben. Aber nie kann ihm die Anmaßung gestattet werden, willkürliche Gesetze zu geben, und dem Genie, dem Witz, der Laune, Fesseln anzulegen, so lange sie die Freiheit, das Element worin sie allein leben können, nicht auf offenbaren Mißbrauch ziehen. Dem Dichter sind die Worte — Farben, Rhythmen und melodische Töne zugleich. Nach Herrn Adelung ist die Verständlichkeit die einzige Absicht der Sprache (Magaz. der Deutschen Sprache 1. St. S. 57). Hätte er gesagt die erste, so wäre nichts dagegen einzuwenden: daß sie die einzige sey, wird ihm kein Dichter zugestehen. Der will und soll mit seiner Sprache noch viele andre Absichten erreichen. Ein veraltet Wort, ein Provincialwort, wofür das sogenannte Hochdeutsche kein völlig gleichbedeutendes hat, ist zuweilen an dem Orte, wo er's braucht, gerade die einzige Farbe, die zu seiner bestimmten Absicht paßt, und wovon die Wirkung abhängt. Zuweilen ist das Oberdeutsche Wort um eine Sylbe kürzer oder länger, oder hat andre Vocalen, andre Consonanten u. s. w. als das Hochdeutsche, und gerade dadurch erhält der Dichter den höhern Wohlklang eines Verses, die schönere Rundung einer Periode u. s. f. Und wenn es denn überdieß ein Wort ist, das Luther oder Opitz schon gebraucht haben: wer kann ihm zumuthen, daß er es bloß deßwegen verwerfen soll, weil es im südlichen Kursachsen von 1740—60 nicht im Umlauf war?

Die vorstehenden beiden Aufsätze über die von dem berühmten Adelung vor achtzehn Jahren in seinem Magazin der Deutschen Sprache aufgeworfene und (wie es mir damals schien und noch scheint) gar zu einseitig beantwortete Frage, was ist Hochdeutsch? — erschienen im November und December des Deutschen Mercurs 1782 unter dem Namen Musophilus, in Form von Briefen an den Herausgeber, wiewohl sie diesen selbst zum Verfasser hatten. Sie veranlaßten ein Paar polemische Abhandlungen im 4ten Stück des 1sten Bandes gedachten Magazins, welche so beschaffen waren, daß Musophilus sie nicht mit Stillschweigen übergehen zu dürfen glaubte. In der That schien es vielen unparteiischen Lesern, daß Herr Adelung in dieser kleinen literarischen Fehde nicht kaltblütig genug geblieben sey, und den Schein, als ob er seinen Gegner ein wenig zu vornehm und übellaunig behandle, nicht genugsam vermieden habe. Indessen, da Musophilus in seiner (in den April des Deutschen Mercurs 1783 eingerückten) Antwort auch etwas wärmer geworden war als nöthig ist, und eine Verlängerung dieses Streits zu nichts mehr gut seyn konnte, trat der Herausgeber des Mercurs in seiner eignen Person, aber zugleich als Friedensstifter zwischen den streitenden Parteien, hervor, und erklärte sich über die Frage, worüber gestritten wurde, auf eine Art, die, wie wir glauben, aller Fehde billig ein Ende machen mußte. Wiewohl nun der sogenannte Nachtrag des Musophilus bloß darum, weil der Streit persönlich zu werden anfing, hier keinen Platz findet: so hat man doch für gut gefunden, dem besagten letzten Aufsatz, seiner guten Sentenz und der mehreren Vollständigkeit wegen, den wenigen Raum, den er hier einnimmt, nicht zu versagen.

III.

Musophilus hat, wie uns dünkt, sehr wohl daran gethan, daß er einen Streit abgebrochen, wobei man unvermerkt wärmer wird als man anfangs werden wollte; und wobei, weil sich zuletzt doch immer Empfindlichkeit und Rechthaberei ins Spiel mischt, die Wahrheit gemeiniglich nicht viel gewinnt. Wie viel er mit seiner Appellation an das Publicum gewinnen werde, weiß ich nicht; wenigstens bescheide ich mich gern, daß, nachdem er dieses Rechtsmittel auf seine Gefahr ergriffen hat, es mir weniger als jemals anständig wäre, mich zu einem Schiedsrichter in diesem Streit aufwerfen zu wollen. Indessen mag es doch erlaubt seyn, einen Vorschlag zur Güte zu thun, und zu versuchen, ob die Parteien nicht geneigt seyn möchten, beiderseits von der Strenge ihrer Forderungen so viel nachzulassen, als zu Bewirkung eines billigen Vergleichs nöthig ist. Ich habe um so viel mehr Hoffnung, diesen Versuch nicht vergebens zu thun, da es mich beinahe unmöglich dünkt, daß Herr Adelung und mein pseudonymer Correspondent, sobald sie sich gelassen und freundlich gegen einander erklären wollten, am Ende nicht in der Hauptsache zusammentreffen sollten. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist Herr Adelung durch einen sehr gültigen und patriotischen Beweggrund vermocht worden, die Frage was ist Hochdeutsch? zu einer Zeit aufzuwerfen, wo ihre Erörterung für unsre Literatur nützliche Folgen haben kann. Die Freiheiten, welche sich die meisten Bücherschreiber seit ungefähr zehn Jahren mit der Sprache nehmen; die groben Fehler wider die Grammatik, wovon es in vielen neuen Büchern und Broschüren wimmelt; die überhandnehmende Anmaßung sich über allen Sprachgebrauch und über alle Regeln wegzusetzen; kurz, die

lächerliche und die ganze Nation beschimpfende Sprachverwirrung, die daraus entsteht, daß nicht nur einige Magnaten unsrer gelehrten Republik (die dem Volk hierin mit keinem guten Beispiel vorgehen), sondern beinahe jeder, der etwas drucken läßt, sich eine eigne Sprache und eine eigne Unrechtschreibung macht — sind schon lange ein Gräuel in den Augen aller gesunden Köpfe; und da es die höchste Zeit ist diesen Mißbräuchen entgegen zu wirken: wem stand es besser an, die Hand an dieses löbliche Reformationswerk zu legen, als dem Herrn Adelung?

Da nun die Sprachverwirrung, über welche seit einigen Jahren so viel Klagens ist, ohne daß gleichwohl der Sache abgeholfen wird, sondern das Uebel vielmehr immer größer zu werden scheint, lediglich von den Schriftstellern herkommt: so war auch, aus diesem Grunde schon, nothwendig, daß Herr Adelung bei Beantwortung der Frage was ist Hochdeutsch? oder, welches ist die Sprache deren sich die Schriftsteller zu bedienen haben? einen Grundsatz aufsuchte und festsetzte, wodurch die Sprache von der Willkür der Schriftsteller unabhängig gemacht würde. Die Verwirrung schien ihm (mit Rechte, däucht mich) nicht anders aufhören zu können, als wenn die Schriftsteller aus dem gesetzlosen Stande, wo jeder thut was ihm beliebt, zu einem gemeinschaftlichen Panier zurückgerufen würden. Dieses fand er in der Obersächsischen Mundart, vornehmlich wie sie von den obern Classen des südlichen Kursachsens gesprochen wird. Seiner Meinung nach muß für jede lebende Sprache eine Hauptstadt oder wenigstens eine Provinz seyn (und natürlicherweise ist es die cultivirteste und blühendste), welche gleichsam der Depositaire der Sprache ist; und wenn dieß auch von Deutschland gilt, welcher andre Kreis desselben könnte dem Obersächsischen diesen Vorzug streitig machen wollen?

Gleichwohl ist der Grundsatz des Herrn Adelung so wie er ihn in seiner Abhandlung vorgetragen und ausgedehnt hat, mit allen den Folgen die er daraus gezogen, so neu und unerhört, daß er (wie er selbst vorhersah) allen seinen Lesern außerhalb Kursachsen auffallen mußte. Verständige Männer, welche die regellosen Anmaßungen vieler neuern und neuesten Buchmacher eben so thöricht finden als er, aber auch die nachtheiligen Folgen des übertriebenen Purismus der Gottschedischen Secte noch nicht vergessen haben, glaubten, die Sprache des gesellschaftlichen Umgangs der obern Classen im südlichen Kursachsen könne weder als eine hinlängliche noch zuverlässige Regel für alle Arten von guten Schriftstellern angesehen werden. Denn, wenn man auch sagen kann, wo diese obern Classen anfangen: wer getraut sich wohl die Linie zu ziehen, wo sie aufhören? und wer scheut sich nicht vor dem Gedanken, den Geist der ersten Schriftsteller seiner Nation in die engen Schranken der Gesellschaftssprache einer einzigen Stadt, und wenn es selbst die Hauptstadt des ganzen Reiches wäre, eingezwängt zu sehen? Was würde aus einem Aeschylus, einem Pindar, einem Aristophanes, geworden seyn, wenn sich die obern Classen in Athen und Thebä eines solchen Vorrechts über den Genie ihrer größten Schriftsteller hätten anmaßen wollen?

Ohne Zweifel waren es Betrachtungen dieser Art, die unsern unter dem Namen Musophilus verborgnen Correspondenten zum Widerspruch gegen den Grundsatz des Herrn Adelung bewogen.

Allein, so wenig als es jenem einfallen könnte, die Sprache der Willkür der Schriftsteller Preis zu geben: so gewiß halte ich mich, daß es Herrn Adelungs Meinung niemals war — wie ihn Musophilus beschuldigt — ohne alle Einschränkung und Ausnahme kein Wort, keine Redensart, keine Redefigur,

keine Versetzung, keine Auslassung, keine Wendung u. s. w. gelten zu lassen, die man nicht in der täglichen Gesellschaftssprache der Personen von Erziehung und feinerer Lebensart im südlichen Kursachen zu hören bekommt.

Er hat Recht, alle Arten von Mißbräuchen desjenigen, was, nach Horazens bekannter Regel, den Schriftstellern jederzeit erlaubt gewesen ist, zu rügen: aber seine Meinung kann nicht seyn, ihnen auch den sparsamen, klugen und zweckmäßigen Gebrauch dieser Vorrechte zu untersagen. Auch wird er schwerlich in Abrede seyn, daß unsere Literatur, die erst seit vierzig Jahren sich zu heben anfängt, noch immer im Steigen ist; daß der gegenseitige Einfluß der lebendigen Sprache auf die Schriftsteller, und der Schriftsteller auf die Sprache, in der Natur der Sache so nothwendig gegründet ist: daß weder die obern Classen der blühendsten Provinz noch die Schriftsteller nach dreißig bis vierzig Jahren völlig eben dieselbe Sprache reden und schreiben, die ihre Vorfahren vor dreißig oder vierzig Jahren sprachen und schrieben: daß man also (wie Musophilus mit Recht zu behaupten scheint) die Hochdeutsche Schriftsprache noch nicht für ganz vollendet annehmen kann; und daß, so wie eine Menge fremder Wörter durch den Gebrauch

quem penes arbitrium est et jus et norma loquendi.

einheimisch worden sind, eben so auch manche, die ehemals provincial waren, durch den verständigen Gebrauch guter Schriftsteller Beifall gefunden haben, und aus der Schriftsprache unvermekt in den Mund der Hochdeutschen gekommen und im Gebrauch geblieben sind.

Wir zweifeln nicht, daß wenn Herr Adelung sich über alles dieses näher erklärt haben wird, den zeitherigen Wider=

sprechern gegen seine löblichen Bemühungen, Gleichförmigkeit und Ordnung in unsrer Schriftsprache wiederherzustellen, wenig oder nichts einzuwenden übrig bleiben werde.

Zu diesem Ende wünschen wir, daß es ihm gefallen möchte sich über folgende Fragen ausführlicher und bestimmter vernehmen zu lassen:

1) Wie weit erstreckt sich das Recht, das die Schriftsteller (besonders diejenigen, welche nach der Baconischen Abtheilung in die Classe der Einbildungskraft gehören) über die Sprache haben, insofern solche als eine geschmeidige Masse betrachtet werden kann, welcher sie die Empfindungen und Gedanken ihrer Seele eindrucken? Herr Adelung gesteht ihnen bereits nicht nur das Recht ein, sondern macht es ihnen (wie billig) zur Pflicht, in ihrer Sprache mehrere Sorgfalt, Aufmerksamkeit und Auswahl zu gebrauchen als die gewöhnliche Gesellschaftssprache zuläßt. Welches sind nun die Gränzen dieses Rechts? Wie weit gehen die Obliegenheiten dieser Pflicht? Sollte Aufmerksamkeit und Auswahl das Recht des Dichters an die Sprache ganz erschöpfen? Sollte die Sprache des lyrischen, epischen, tragischen und komischen Dichters so schlechterdings in die Gränzen der gewöhnlichen Gesellschaftssprache Obersachsens eingeschränkt werden können, wie Herr Adelung S. 85 seiner Antwort gegen Musophilus zu behaupten scheint?

2) Ist nicht, ungeachtet der beständigen Ebbe und Flut, welcher die lebenden Sprachen unterworfen sind, unstreitig, sowohl was die Wörter selbst als die Art ihrer Zusammensetzung betrifft, in jeder Sprache etwas Beständiges, etwas das wenigstens durch den Gebrauch ganzer Jahrhunderte zum allgemeinen, festen und gleichsam geheiligten Sprachgebrauch geworden ist? Kann man nicht dieses Feste und Allgemeine

in jeder Sprache, worauf sich ihre Regelmäßigkeit einzig gründet, die Natur der Sprache nennen? Und muß nicht diese Natur der Sprache schlechterdings jedem Schriftsteller heilig seyn?

3) Ist man hinlänglich begründet, ohne Ausnahme zu behaupten, daß alle veralteten, d. i. in der Obersächsischen Gesellschaftssprache außer Gebrauch gekommenen Wörter dieses Schicksal nur darum gehabt hätten, weil man sie entbehrlich gefunden? Können nicht eine Menge zufälliger Umstände daran Schuld haben, aus welchen man gegen den Werth dieser Wörter nichts beweisen kann? Und wenn sie auch in der gemeinen Gesellschaftssprache entbehrlich wären: sind sie es darum auch dem Schriftsteller von Geschmack, und besonders dem Dichter, der nicht selten in dem Falle ist, synonyme Wörter, die aber in sehr feinen Nuancen von einander verschieden sind, nöthig zu haben? Hat man nicht in andern und in unsrer eignen Sprache Beispiele, daß dergleichen Wörter, die von guten Schriftstellern mit Wahl und Absicht wieder zurückgerufen worden, Beifall gefunden haben, und wieder in Umlauf gekommen sind? Ist nicht dieß der Fall, wovon Horaz spricht:

Multa renascentur, quæ jam cecidere, cadentque
Quæ nunc sunt in honore vocabula, si volet usus.

Und wenn dieß seine Richtigkeit hätte, wer wäre geschickter als Herr Adelung, uns entweder ein Verzeichniß derjenigen außer Uebung gekommenen Wörter, welche der Wiedereinführung würdig sind, zu geben: oder (was ein noch größeres Verdienst wäre) jedem derselben das übliche Hochdeutsche Wort, welches völlig eben dieselbe Bedeutung hat, entgegenzustellen?

4) Gilt nicht eben das von vielen Wörtern, welche, wiewohl sie in der erhabensten Schreibart und in der edelsten

Sprechart nicht brauchbar sind, dennoch deßwegen nicht ohne allen Unterschied für niedrig und unedel erklärt werden können, sobald Schriftsteller von Geschmack sie durch die Art, wie sie von selbigen Gebrauch gemacht, gleichsam geadelt und der Zulassung in die gute Gesellschaft fähig gemacht haben? und ist's nicht dieß, was Horaz (dessen Brief an die Pisonen billig allen Dichern und Kunstrichtern für ein Gesetzbuch gilt) im Sinne hatte, wenn er sagt:

Ex noto fictum carmen sequar, ut sibi quivis
Speret idem etc. — Tantum series juncturaque pollet,
Tantum de medio sumtis accedit honoris!

welches ich richtig so übersetzt zu haben glaube:

Aus lauter jedermann bekannten Wörtern
Wollt' ich mir eine neue Sprache bilden, so
Daß jeder dächt' er könnt' es auch; allein
Wenn er's versucht, und viel geschwitzt und lange
Sich d'ran gemartert hätt', es doch zuletzt
Wohl bleiben lassen müßte. Lieben Freunde,
So viel kommt auf die Kunst des Farbenmischens an!
So viel kann dem Gemeinsten bloß die Stellung
Und Nuancirung Glanz und Würde geben!

5) Sollten die Versuche, die von einigen unsrer neuern Schriftsteller hier und da gemacht worden, uns eine Art von launisch-komischem Styl zu schaffen, der uns das wäre, was den Franzosen der Style de Marot, worin Chaulieu, Hamilton, Voltaire u. a. so vielen Beifall erhalten haben — sollten diese Versuche mit hinlänglichem Grunde unter die geschmacklosen Thorheiten der nächstverflossenen zwanzig Jahre gerechnet werden können? Und wenn Herr Adelung dieß (wie ich ihm zutraue) nicht behaupten wird: müßte dem Dichter von

Geist und Geschmack, der in dieser Gattung sich hervorzuthun fähig wäre, nicht gestattet werden, von dem ganzen Reichthum der Deutschen Sprache, und von allen ihren Dialekten zu Bildung dieser Art von launisch-scherzhafter Sprache mit Bescheidenheit und feiner Auswahl, Gebrauch zu machen? Einen höchst unglücklichen Versuch dieser Art haben wir vor einigen Jahren an den drei hübschen Mährchen gesehen, welche freilich keinen Beifall erhalten konnten, da der Verfasser ohne alles Gefühl des Schicklichen dabei zu Werke ging, und die Sprech- und Schreibarten von sechs oder acht Jahrhunderten auf eine Art durch einander sudelte, die jedem Leser von Geschmack ekelhaft seyn mußte. Unstreitig gehört ein Schriftsteller von den vorzüglichsten Gaben und dem auserlesensten Gefühl dazu, um in einer Art von Poesie glücklich zu seyn, wo es schwerer ist das „nie zu viel" und „nie zu wenig" immer zu beobachten, als in irgend einer andern, wenn man für ein Publicum arbeitet, das schwerer zu befriedigen ist, als das Römische zu Horazens oder das unsrige in unsern Zeiten. Aber, müßten einem solchen Schriftsteller nicht alle die Freiheiten gestattet werden, zu welchen ihn die Natur der Sache und sein Genie berechtigen? Und wenn (um nur ein einziges Beispiel zu geben) der allgemeine Beifall der Nation Bürgers Leonore gekrönt hat: mit welchem Grunde könnte man dieses Meisterstück einer schönen Volks-Romanze mit allen den elenden Nachahmungen der Kunstjüngerlein, quibus cacatum pictum est, in Einen Kessel werfen, und alles zusammen als geschmackwidrigen Unrath in den Ausguß schütten?

Die Titanomachie

oder

das neue Heldenbuch.

Ein burleskes Gedicht in so viel Gesängen als man will.

1775.

Erster Gesang.

Hoch auf der hohen Himmelsburg
Saß Jupiter der Demiurg,
Mit seinen Söhnen, Neffen, Vettern,
Allerseits unsterblichen Göttern,
Und ihren Frauen, hochgemuth,
Matronen mit ewig jungem Blut,
Zechten an einer Tafelrunde
Bis an die frühe Morgenstunde.
Dem Donnerer sein Ganymed,
Hebe den andern, den Nektarbecher
Oft füllen und fleißig credenzen thät.
Die Götter Homers sind weidliche Zecher,
Halten auf pocula rorantia
Nicht halb so viel als auf spumantia.
Fehlt ihnen auch nicht, wie leicht zu denken,
An Kurzweil und an feinen Schwänken;
Denn, glaubt mir, ihr gravitätischen Herr'n,
Gescheidte Leute narriren gern.
Wundert ihn das, Herr Doctor Duns?
Will's ihm erklären, doch, unter uns;
Das macht sie haben beim Narriren
Mehr zu gewinnen als zu verlieren.

Sokrates in der Schellenkapp'
Bleibt Sokrates, wird drum kein Lapp;
Nimm aber dem Esel sein Löwenvisir,
Da steht er und ist ein Müllerthier!

Die Götter lachen der menschlichen Sachen;
Kindsköpf' ereifern sich, Götter lachen;
Ursach' warum? Weiß euch geschwind
Keine bess're als weil sie Götter sind.
Thätet ihr auf Jupiters Adler sitzen,
Würdet vor Bosheit oft donnern und blitzen,
Weil's hienieden nicht immer so geht,
Wie ihr's gern hättet und versteht.
Glaubt mir indeß, es ist so besser,
Ihr machtet, bei Gott! das Loch nur größer.
Der Schuster bei seinem Leisten bleib'!
Und küsse jeder sein eigen Weib
Wie's ihm beliebt, nur's Weltkutschiren
Laßt seyn! ihr möchtet die Zügel verlieren,
Renntet wie toll über Stein und Stock,
Und müßtet doch endlich herab vom Bock.

Also, um wieder zur Sach' zu kommen,
Saßen, wie ihr bereits vernommen,
Die Götter in größter Lustbarkeit
Wie an Vulcans berühmter Hochzeit,
Wo jeder von seinen G'sellen dacht'
Er hätte selber Hochzeit gemacht.
Nektardunst füllte schon Leber und Hirn,
Alter und Weisheit entrunzeln die Stirn,
Minerva vergißt ihr trutzig Gesicht,
Verderbt den Spaß zum erstenmal nicht;

Wird laut gelacht und frei gescherzt,
Die Nachbarin baß gedruckt und geherzt,
Der Freude gelassen freier Lauf
Und alles zum besten genommen auf.
Apollo und seine Musen neun
(Denn wer kann ohne sie fröhlich seyn)
Sangen es ging durch Mark und Bein:
Auch tanzten um Amors Mutter her
Die Grazien ein Ballet von Nowär,
Schwammen und schwebten so lüftig daher,
Spielten so artig mit Füßen und Händen,
Und wußten so flink sich zu drehn und zu wenden,
Daß es der dicken Ceres beinah
Ergangen wär wie der Tuscia,
Als sie zu Rom den hübschen Schranzen
Bathylln thät sehen die Leda tanzen,
Wie Juvenalis in Satiris
Mit mehrerm uns berichtet dieß.
  Nun höret an wie's weiter ging!
Da sie denn so beisammen saßen,
Schäkerten, lachten, tranken und aßen,
Und aller Weltsorge so ganz vergaßen
Als schwämme gar kein solches Ding
Wie unser Globus terraqueus
Im himmlischen Oceanus:
Spricht zu Nachbarin Arianen
Silen, das alte Nektarfaß:
Frau Nachbarin, welch ein Lärm ist das?
Hört ihr nicht meinen Esel yahnen?
Ich ließ ihn unten auf der Terraß;
Glaubt mir er schreit nicht so zum Spaß. —

Krack! — alle Tausend! Was krachte da?
Ruft Meister Mulciber — es war ganz nah,
Aechzt zitternd die Mutter der Liebesgötter
Und kriecht schier in den Mars hinein;
Es kracht als schlüge das Donnerwetter
In alle Cedern des Pelion ein,
Schreit Bruder Bacchus. — Alle Götter
Laufen ans Fenster. Zeus allein
Bleibt ruhig auf seinem Sopha flacken,
Kneipt Ganymeden in die Backen,
Reicht ihm den Becher und, Junge, schenk' ein!
Nun möchtet ihr, merk' ich wohl, verstahn
Was denn die Götter durchs Fenster sahn?
Wollt daß ich gleich ein Maler wär'
Wie Michel-Engel oder Homer,
Sollt m'r dann leicht seyn 'n G'mäld zu machen,
Daß euch vergehen sollt' das Lachen.
Aber non omnia possumus,
Sagt schon der weise Virgilius.
Käm' auch nicht viel heraus dabei
Wenn lauter Michel-Engel wären,
Müßten viel hübscher Pinslerei,
Viel Augen- und Herzenslust entbehren;
Hätten dann keinen Titian,
Keinen Correggio, keinen Alban,
Hätt'n kein'n Rembrandt, kein'n Tintoret,
Keinen Dieterich, keinen Vernet,
Keinen Schalken, noch Gerhard Dow,
Van der Werf, Ostade, noch Watteau,
Auch keinen Greuze — wo käm' das hin?
Hätten's, beim Velten! schlechten G'winn!

Thät'n bei all den hohen Gesichten
Von Engelsschlachten und jüngsten Gerichten
Die Kinnlad auseinander gähnen,
Und uns nach Adrian Brower sehnen.

Doch, liebes Gäulchen, so kommen wir nie
An Ort und Stelle, mein gutes Vieh!
Mußt lernen fein auf dem Kühweg bleiben,
Nicht immer bald da, bald dorthin treiben.
Der Henker reit' auf diesen Fuß,
Wo man all' Augenblick wenden muß!

Was ich denn sagen wollt'! — Bildet euch ein,
Ihr führet in einer Barke fein;
Könnt sie meinthalben schnitzen, lackiren,
Herrlich vergülden, bewimpeln, verzieren,
Noch schmucker, als die Galee, worin
Vor Zeiten die schöne Zigeunerin
Kleopatra ihrem Antonius
Entgegen kam auf'm Cydnusfluß;
Möget auch lauter glatte Knaben
Und hübsche Mädchen zu G'spannen haben!
Köstlichen Essens und Trinkens viel,
Mit Flöten, G'sang und Saitenspiel;
Schwämmet so auf dem stillen Meer
Sorglos bei lieblichen Lüftlein einher,
Und wäret, trunken von Griech'schem Wein,
Vor lauter Wohlleben geschlummert ein;
Läg't da, wie weiland Endymion
In süße Träume geküßt vom Mon:
Auf einmal weckt 'ch ein gräulich Getümmel,
Seht's ganze Schifflein im Gewimmel,

Zittern und Zagen und Zetergeschrei
Um und um, glaubt nicht anders als sey
Der liebe jüngste Tag vorhanden:
Höret das Klirren von Ketten und Banden;
Türken und Heiden mit großen Knebel=
Bärten und blankem gezücktem Säbel
Stürzen herein, haben's Schiff erstiegen,
Machen Nasen und Ohren fliegen,
Und schrei'n euch an: ergebt euch gleich,
Oder 's bleibt kein Gebein von euch!
  Alles dieß stellt euch dar, so gut
Ihr's respective vermögen thut,
Und fragt euch dann: wie wär' mir z'Muth,
Schwebt' ich in einer solchen Fahr?
So wißt ihr wie's den Göttern war,
Als ihnen in ihrem Zeitvertreib
Die Riesen fielen auf den Leib;
Denn kurz, es war jetzt drum und dran,
Daß sie erstiegen den Himmelsplan.
  Dieß wundert euch, wie ich merken thu,
Denkt, wie kommen die Riesen dazu?
Möchtet durch jede Kategorie,
Wie billig, wissen warum und wie?
Geduld — nur 'n halb Schock Jährchen lang,
Sollt alles vernehmen im zweiten G'sang.

Anmerkungen.

Ueber Dow's Nachrichten.

S. 3. Alexander Dow, ein Schottländer, der eine Reihe von Jahren als Obristlieutenant in Diensten der Ostindischen Compagnie gestanden hatte, fügte jedem Bande seiner History of Hindostan, translated from the Persian of Muh. Cus. Ferishta, London 1768, eigne Abhandlungen bei. Diese erschienen sowohl in Frankreich als in Deutschland abgesondert übersetzt, und auf diese: Abhandlungen zur Erläuterung der Geschichte, Religion und Staatsverfassung von Hindostan, Leipz. 1773, beziehen sich Wielands Bemerkungen. Je mehr Dow fast auf allen Seiten mit Holwell u. A. in Widerspruch gerieth, desto begieriger mußte man auf die Entscheidung werden, auf welcher Seite sich die reinere Wahrheit befinde. Dow ist fast allgemein für unkritisch anerkannt worden, und selbst Sonnerat, der von allen Büchern über Indische Mythologie das von Dow am meisten empfohl, fand hierin wenig Beistimmung.

Die Fakirn, von denen er hier redet, sind eigentlich die Sannyassi, Brahmanen, die in den Stand der Einsiedler, und zwar von der strengsten Observanz übergetreten sind, worin man durch vielerlei, zum Theil höchst raffinirte, körperliche Selbstpeinigungen auf die Vereinigung mit der Gottheit vorzubereiten meint. Wie weit hierin die Schwärmerei gehen könne, lehrt uns ja auch unsre Religionsgeschichte.

Dow von der Religion der Braminen.

Als Wieland im J. 1775 diese Warnung schrieb, konnte er noch nicht ahnen, daß im darauf folgenden Jahrzehnt durch eine zu Cal-

cutta gestiftete gelehrte Gesellschaft so viele Entdeckungen würden gemacht, und von Indischer Literatur so viel würde verbreitet werden, daß wir nicht nur ganz neue Ansichten, sondern daß auch die Resultate der angestellten Untersuchungen einen so außerordentlichen Einfluß auf die gesammte Literatur- und Culturgeschichte erhalten würden, als sie jetzt nach beinahe einem halben Jahrhundert erhalten hat, und nach aller Wahrscheinlichkeit immer mehr erhalten wird. Es könnte daher nicht ganz billig scheinen, Wielanden nach den gegenwärtigen Ansichten zu richten und zu verurtheilen. Gleichwohl ist dieß geschehen, und zwar von einem Manne, der mir durch seine Schrift eine reine Achtung für sich eingeflößt hat, von Niklas Müller in seinem Werke: Glauben, Wissen und Kunst der alten Hindus in ursprünglicher Gestalt und im Gewande der Symbolik (Bd. I. Mainz 1822). Ich theile die Wieland betreffende Stelle (S. 57. fg.) mit und werde sie mit einigen Anmerkungen begleiten.

„Unser, mit rechtlicher Anerkennung seiner wissenschaftlichen vielseitigen Ausbildung und seines Dichtergeistes, hochgewürdigte Wieland hat an der, die moderne Geschmackslehre beleidigenden Indischen Symbolik, und an der seinen Grazien und Danae-Phryne-Laidionischen genußreichen Freudengeistern anekelnden, einen ernsten Büßergeist athmenden praktischen Lebensweisheit der Jünger Brahma's einen lebendigen Abscheu eingesogen (den, wie auch gesagt wird, Goethe mit ihm theilt). In diesem Gefühle befeindet er auf seine satyrische Weise — die er seinem Horaz und Lucian abgelernt hat — das Religionssystem, den Cultus des Brahmanismus und die Brahmanen selbst; ohne sich indessen über die Indische Literatur näher einzulassen, die ihm bis auf einige fragmentarische Uebersetzungsversuche fremde blieb. (Sehr natürlich!) Er geht, mit seiner Art die Klinge zu führen, gegen Alex. Dow's Nachrichten von der Religion der Brahmanen los. Der gewandte griechisch-gallische Fechtmeister gibt Täuschungsstöße und sucht unverwehrte Stellen auf. Aber eine von innerer Pietät vermiedene frivole Philosophie hat nie eindringliche Spitze und Schneide; und das Fallstaffische ecce signum! kann kein Vertrauen erwecken. Was der gelehrte Mann von der geheimen Theologie der Priesterkaste spricht, das mögen ihm die sachkundigen Paolino, Creuzer, Heeren und Andere (— die aber alle erst 15—30 Jahre später schrieben! —) widerlegen, indem in Hindostan nur das Lehramt Privilegium ist, die Lehre selbst aber auch der niedrigsten Kaste, als das heiligste Gemeingut, ertheilt wird, und zwar

die reine Symbolik, wie sie aus der Vedalehre erkannt werden kann, welche aber unser großer geistreicher Dichter und Gelehrter „einen metaphysisch-allegorisch-phantastischen Plunder“ zu nennen beliebt; indem es ihm gefällt (lies: indem er nicht umhin konnte), an die einseitigen, von politischer Egoistentendenz dictirten Berichte der Malabarischen Missionäre — gegen Herders (spätere) Warnung — sich gläubig anzuschließen; weil es ihm eine innere Behaglichkeit gewährt (?), den äußeren, zum Theil grobmaterial herabgesunkenen Cultus der Ostindier einen höchst abgeschmackten Götzendienst zu nennen. Was hie und da eine unrechtliche oder unbeholfene Duldung der Brahmanen, aber im Grunde nur ein Werk des zum Aberglauben hinneigenden Hindupöbels ist, das darf noch lange nicht mit den äußeren Cultformen vermengt werden, welche der spirituellen Speculation jener urmütterlichen Weltweisheit plastisch-analog und vernunftgemäß conventionell, seit Jahrhunderten, entsprechen. Freilich steht das hochantike Hinduistische Weltanschauungssystem — das sich im innigen Vereine mit frommem Glauben wohl befindet — in scharf contrastirendem Gegensatze mit jener Aristipp-Epikur-Zeno'schen Weltweisheit, welche unser weiser Dichter in succum et sanguinem aufgenommen hat. Mit demselben und mit noch größerem Rechte dürfte Herr Wieland das Christenthum schmähen, wenn er sein Urtheil auf Schein und Außenseite gründet, weil auch hier der lichte, reine Geist im leidigen Ritualwesen hie und da obscurirt und trivialisirt wird. Mißdeutung einer guten Sache ist relativ, Entadelung derselben ist positiv schädlich; und bei den Hindus ist diese Mißdeutung nicht so allgemein als bei uns, weil unser Priesterthum unter stärkeren Versuchen gelitten hat, als das Brahmanische, welches mindestens den Aberglauben nicht so meisterhaft als Milchkuh zu behandeln versteht. Will aber Wieland mit den Französischen Zeloten, welche in ihren lettres édifiantes — wie schon Jones und vor ihm ihr eigener Landsmann le Gentil klar dargethan hat — ein Heer von Entstellungen und Unwahrheiten aufstellen; absichtlich die reine Höhe vermeiden und in dem Pöbelkehricht rühren, um Gestank zu machen; so mag in Hinsicht auf den von ihm so schnöde behandelten Dow sein eigenes Sprüchelchen auf ihn bezogen werden: er hängt dem Autor die Krätze an, um sich an ihm reiben zu können. Das so fromme als sinnreiche bekannte Symbolbild, Brahma auf dem Lotusblatte, stellt unser lieblicher Mährchendichter neben seine Mährchen der Mutter Gans. Dürfte er nicht, auf solcher Oberfläche mit Witz spielend, mit gleichem Rechte das christliche Mystenbild der

Dreifaltigkeit, oder jenes der unbefleckten Empfängniß, neben seinen Prinzen Biribinker setzen."

Der Herausgeber gehört zu denen, die an allem, was von Indischer Literatur bekannt wird, ein sehr großes Interesse haben, und die recht viel davon erwarten. Er theilt z. B. mit Hrn. Müller die in seiner Vorrede S. XX ausgesprochene Ueberzeugung: „daß die Geschichte der Philosophie durch die Beleuchtung des Brahmanismus eine merkwürdige Bereicherung, und im Grunde die wesentlich wichtige Einleitung in ihrem ganzen Befang erhalte," so ganz, daß er bereits seit zwölf Jahren, wie mancher auch den Kopf darüber schüttelte, dieser Geschichte in seinen Vorträgen gerade diese Einleitung gegeben hat. Um so unverdächtiger, hofft er, werden seine Bemerkungen seyn.

Ich fürchte sehr, daß der treffliche Müller gegen einen bloßen Schatten streitet; denn offenbar hat er den Gesichtspunkt Wielands gar nicht bemerkt. Weit entfernt, den uralten Brahmanismus anzutasten — dem er so viel Gerechtigkeit widerfahren läßt, als nach dem, was er damals davon wissen konnte, möglich war — richtet er sein Augenmerk lediglich auf die Religion der Hindu, wie sie unter den Brahmanen gegenwärtig beschaffen ist, und — Jahrtausende lang beschaffen war. Davon, sollte ich meinen, wäre nun doch nicht sonderlich viel zu rühmen, und wenn Wieland sich dagegen erklärt, so verdient er, gesetzt auch er hätte geirrt, doch Achtung, denn er führte die Sache der Menschheit, und nicht mit solchen Waffen, wie Müller ihm vorwirft: denn ich sehe zwar wohl, daß er für die Sache der Menschheit ziemlich warm wird, und in dieser Wärme vielleicht auch hie und da ein Wort mehr und stärker sagt, als er bei kaltem Blute gesagt haben würde, allein ich sehe nichts von allem dem, was Hr. Müller bemerkt haben will. Ich kann aber auch nicht zugeben, daß Wieland in dem was er wahrhaft gesagt hat, nicht was er gesagt haben soll, geirrt habe, und um sich davon zu überzeugen, lese man das, was Niemeyer in dem Anhange seiner Beobachtungen auf Reisen Bd. 2. S. 453 fgg. aus Engländischen Missionsblättern mitgetheilt hat, und vergleiche damit eine in diesem Monat (October 1822) in der Berliner Zeitung bei Haude und Spener eben über diesen Gegenstand eingegangene Nachricht, wenn es anders noch einer andern Erinnerung bedarf als der, daß die Wittwen mit ihren Männern sich entweder verbrennen oder lebendig begraben lassen müssen, und daß Mütter ihre Kinder opfern.

Den Unterschied, den Wieland zwischen geheimer Theologie und Volksreligion macht, werden Heeren und Creuzer schwerlich wegbringen, und wegbringen — wollen. Woher aber hat es Müller, daß in Hindostan nur das Lehramt Privilegium sey, die Lehre selbst aber Gemeingut? Die alten Verordnungen darüber muß er doch wohl gekannt haben. Vermuthlich hat er sie sich also anders ausgelegt als andre Leute. So setze ich ihm aber eine Mittheilung des Obristen Polier entgegen. Dieser schreibt unterm 22 Mai 1789 an Sir Joseph Banks: „Ob man gleich mehr Offenherzigkeit bei den gelehrten Hindus antrifft, als man gewöhnlich glaubt, so ist auf der andern Seite doch auch wahr, daß nach ihren Religionsgesetzen das Lesen der Vedas außer den Braminen jedermann verboten ist, und daß außer den Kättris (der Kriegerkaste, zu der auch die Könige gehören) keine andere Volksclasse dem Vorlesen und Erklären derselben beiwohnen darf. Man muß sich daher um so mehr wundern, daß die Braminen diese Bücher, die ihren Landsleuten und Glaubensgenossen verweigert werden, ungläubigen Fremden mitzutheilen kein Bedenken tragen. Sie wissen zwar diesen anscheinenden Widerspruch zu heben, indem sie sagen, wir wären jetzt in dem Kal-Jog, oder in dem vierten Weltalter, in welchem die Religion in die tiefste Verachtung sinken werde; in diesen Tagen des Verderbens sey es also sehr gleichgültig, die heiligen Bücher von jedermann lesen zu lassen, da es nach dem Rathschluß des höchsten Wesens nun einmal so bestimmt sey. — So sagen sie; doch habe ich nicht bemerkt, daß sie es auch in Ansehung ihrer Landsleute für gleichgültig hielten, oder daß sie die beiden niedrigsten Volksclassen der Erklärung dieser heiligen Bücher zuhören ließen." Womit will Herr Müller dieses Zeugniß entkräften, das Zeugniß eines Mannes, der viele Jahre in Ostindien lebte, und der sich angelegentlich um diese Angelegenheit bekümmerte? Kann aber dieses Zeugniß nicht entkräftet werden, so stehen auch alle Folgerungen, welche Wieland aus dem, was dasselbe betrifft, zog, fest, und ich kann Herrn Müller nur beklagen, daß er sich hier zum Vertheidiger einer schlimmen Sache aufgeworfen, an Wieland aber offenbar versündigt hat.

Ueber eine Anekdote aus Rousseau's Leben.

1.

S. 25. Herr B., der Erzähler der Anekdote — Wilhelm Gottlieb Becker, welcher nachmals durch sein Augusteum, seine Erzählungen, die Herausgabe der Erholungen und des Taschenbuchs für geselliges Vergnügen, dem Publicum hinlänglich bekannt worden ist.

S. 27. Entschuldigungen und Versicherungen ihrer Unschuld — ein rührendes Gemälde! Aber auch alles dieß ist bei Creaturen dieser Art oft eben so gut die Wirkung der überraschten Schuld als der verschüchterten Unschuld. W.

2.

S. 32. Dieselbe Kraft, die dieses Laster hervorgebracht — Physion. Fragmente, II. B. S. 38. W.

S. 53. Anthropomorpha — Wesen mit menschlicher Gestalt.

Nachtrag.

S. 65. In einer — — Entschuldigung — Sie kam nur ein wenig zu spät, und entschuldigte nichts; wie im August des Deutschen Merkurs 1780. S. 146. u. f. deutlich dargethan wurde. Sie war offenbar (wiewohl sich der Verfasser nicht das Geringste davon merken ließ) durch die im April und Mai des Deutschen Merkurs 1780 erschienene und mit allgemeiner Aufmerksamkeit und Beistimmung vom Publicum aufgenommene Apologie für Rousseau veranlaßt, aber mit einer Verlegenheit geschrieben, welche sich ein Mann ersparen kann, dessen Herz sich mit seiner Eigenliebe ein-für allemal abgefunden hat, und der aufrichtig und geradezu gestehen darf, daß ihm was Menschliches begegnet sey, ohne ängstliche Furcht, daß er dadurch in den Augen edler und guter Menschen verlieren werde. W.

S. 66. Zuletzt alles was ihn tentirte — Geld und Sachen von Werth ausgenommen. — Je ne bornai pas longtems ma friponnerie au comestible; *je l'étendis bientot à tout ce qui me tentait;* et si je ne devins pas un voleur en forme, c'est que je n'ai jamais

été beaucoup tenté d'argent, etc. etc. *Confess.* de J. J. R. L. I. p. 88. seqq. Edit. de Genève de 1782. W.

S. 67. Gegen den gleichwohl mein barbarisches Herz aushielt — Man vergesse nicht, daß Rousseau hier sein eigner Ankläger ist; daß eine Phantasie wie die seinige bei einer solchen Gelegenheit sich stark ausdrückt, und daß der beredteste Sachwalter des armen Mariechens nichts Stärkeres hätte sagen können. Wir, als die Richter in der Sache, müssen uns durch niemands Beredsamkeit, am allerwenigsten durch die seinige, bestechen lassen. W.

S. 68. Diese Mäßigung — — that ihr Schaden — Aber was für Richter mußten das seyn, die so urtheilen konnten? Also gerade das, was der stärkste Zug, der unzweideutigste Charakter der Unschuld und Herzensgüte ist, war das, was einem Mädchen, die immer im besten Rufe gestanden hatte, gegen den entschlossnen Ton ihres Anklägers (das zweideutigste unter allen äußerlichen Zeichen der Unschuld) Schaden that! — Und doch, besorge ich, ist diese Art in dergleichen Fällen zu urtheilen die gewöhnlichste. Die Ursache liegt nicht tief. Die meisten Leute gerathen, wenn ihnen Unrecht geschieht, in große Hitze; man hat sich also mechanisch angewöhnt, die Hitze in solchen Fällen für Natursprache der gekränkten Unschuld zu halten; unvermerkt ist eine allgemeine Erfahrungsregel daraus geworden, womit man sich in vorkommenden Fällen behilft, und sich dadurch die Mühe erspart, auf das, worin ähnliche Fälle verschieden sind, Acht zu geben, um diese Differenz, auf welche oft so viel ankommt, mit in Rechnung zu bringen. In Sachen, wo es nur um anderer, zumal geringer Leute Wohl oder Weh zu thun ist, bemüht man sich nicht gern mit so genauen Berechnungen, und macht lieber kurze Arbeit. W.

S. 70. Der allen Mädchen so gut war — — ohne dabei Arges zu denken — Er bekennt ja aufrichtig: daß auch damals die Ruthe, die er als Knabe von sieben oder acht Jahren von der ältlichen Mademoiselle Lambercier und von der kleinen Mademoiselle Goton (Gretchen) bekommen hatte, die einzige große dernière faveur war, wovon seine Imagination eine Vorstellung hatte; und daß z. B. alles, was, seinem Wahne nach, Armide ihrem Rinaldo zu Liebe thun konnte, weder mehr noch weniger war, als ihm recht oft und tüchtig die Ruthe zu geben. W.

Ich weiß nicht, ob die Pädagogik hierauf Rücksicht genommen; wenn sie es aber noch nicht gethan hat, so sollte sie es thun.

S. 70. Je mehr ich mein Verbrechen erschwerte — Nämlich durch das halsstarrige Beharren auf der falschen Anklage. W.

S. 72. Traurige Nachrichten — — wenn er sich genau nach ihr erkundigt hätte — Rousseau sagt nicht, daß er dieses jemals gethan habe. Unmittelbar nach der That ließ es ihm die mächtigste der Furien, die Scham, nicht zu; und nachdem er einmal wieder über die Gebirge war, hatte er keine Gelegenheit mehr dazu. Auch kann man einem Menschen von seiner Gemüthsart mit moralischer Gewißheit zutrauen, daß in der Folge die bloße Furcht, traurige Nachrichten zu hören, hinlänglich gewesen wäre, ihn von genauen Nachfragen abzuhalten, wofern er auch in die Lage gekommen wäre, den Aufenthalt und die Umstände einer in der Welt so wenig bedeutenden Person auszukundschaften. W.

Gegen diese Aufsätze Wielands erschien in Lichtenbergs und Forsters Göttingischem Magazin der Wissenschaften und Literatur vom Jahr 1781 (zweiten Jahrgangs drittem Stücke) ein Schreiben: An Herrn Hofrath Wieland über die Anekdote von Rousseau in den Ephemeriden der Menschheit, von W. G. Becker, welches Wielanden vielleicht nicht zu Gesicht gekommen ist, denn sonst würde er diese in einem würdigen Tone abgefaßte Erklärung eines Mannes, dem es an Talent psychologischer Entwickelung nicht gebrach, schwerlich ganz mit Stillschweigen übergangen haben. Wem solche Entwickelungen über problematische Punkte nicht gleichgültig sind, der wird auch jetzt noch Beckers Erklärung nicht ohne Interesse lesen.

Ueber die ältesten Zeitkürzungsspiele.

S. 77. Sehr alte Art mit den Fingern zu rechnen — Beda Venerabilis, ein Brittischer Mönch, der im siebenten Jahrhundert lebte und für den gelehrtesten Mann seiner ungelehrten Zeit galt, hat einen Tractat über diese Art zu rechnen geschrieben, nach dessen Anweisung ein gewisser Johann Bogard die sämmtlichen Figuren derselben von 1 bis 1000000 in Kupfer gestochen im J. 1544 zu Paris herausgegeben hat; aus welchem Werke sie in der Folge in verschiedene andere, die von geheimen Künsten handeln, gekommen sind. W.

S. 78. Gerad oder Ungerad — Man kann darüber noch vergleichen die Abhandlung von den Fingern, deren Verrichtungen und symbolische Bedeutung, aus aller Art Alterthümer erwogen. Leipz. u. Eisenach 1756. S. 74. fgg.

S. 79. Dürftigkeit zur Mutter der Liebe — Dieses Gleichniß hinkt ein wenig zu sehr, denn in dem Sinne, wie Platon die Dürftigkeit und die Liebe nahm, ist es nichts weniger als unnatürlich, jene zur Mutter von dieser zu machen.

S. 79. Herodot erzählt des Atys sinnreiche Erfindung Buch I. Kap. 94.

S. 79. Aus Homers Odyssee, I. 106 fgg.

S. 79. Athenäus, Buch I, Kap. 14.

S. 80. Der nun die Penelope vorstellte — So verstehe ich wenigstens den Text des Athenäus, und begreife nicht wie er anders verstanden werden könne: wiewohl Herr Jakob Daleschamp, der Lateinische Uebersetzer, Mittel gefunden hat, aus der ganz klaren Erzählung des Textes etwas zu machen das gar keinen Sinn hat. Ich weiß nichts zu seiner Entschuldigung zu sagen, als daß dieß so ziemlich gewöhnlich bei ihm ist. W.

S. 80. Sortilegium — d. i. eine Art von Anfrage bei dem Schicksal durch gewisse Handlungen, deren Erfolg für eine Antwort desselben aufgenommen wurde. W.

S. 81. Perser — — nicht die Erfinder — S. Hyde de Ludis orientalium und Freret de l'origine du jeu des Echecs, im Vol. III. de l'Histoire de l'Acad. des Inscript. de 1731. W.

S. 82. Nassir, Dahers Sohn — Die Araber nennen ihn Sissa. W.

S. 83. Sagte Behram zu ihm — So erzählt Hyde aus dem Munde eines ungenannten Rabbinen. W.

S. 85. Alles Korn im Reiche nicht hinlänglich — Man hat ausgerechnet, daß die ganze Summe nicht weniger erfordern würde als sechzehn tausend dreihundert vier und achtzig Städte, in deren jeder ein tausend vierundzwanzig Kornhäuser, in jedem Kornhause hundert vierundsiebzig tausend sieben hundert zweiundsechzig Maß Weizen, und in jedem Maß zweiunddreißig tausend siebenhundert achtundsechzig Körner wären; welches mehr Weizen wäre, als alle Kornböden des ganzen Erdbodens seit Erschaffung der Welt enthalten haben mögen. W.

S. 86. Saumaise — ohne den Schatten eines Beweises — Wenigstens hat er einen Beweis gegeben, wie sehr gelehrte Leute zuweilen beweisen. Hier ist die Stelle. Notavi aliquando calculorum ludum Graecis recentioribus ζατρικιον appellari, eamque dictionem origine Graecam esse demonstravimus. Quid esset explicavimus. Id non placuit viris quibusdam eruditis, qui a Persico vocem illam deducere maluerunt, quibus *Xatreng* vel *Xatrang* hodie appellatur latrunculorum ludus. Adeo inquam haec observatio cuidam bella visa, ut palmariam censeat. Mihi contra videtur. Potius crediderim Persicum illud Xatreng ex Graeco ζατρικιον fictum fuisse, quam Graecum ex Persico. Ζατρικιον dictionem esse mere Graecam — — Lexicon vetus regiae bibliothecae mihi confirmavit. — — Postremo quis nescit hujus ludi inventionem Graecis deberi? A Graecis igitur ad Persas res ipsa cum nomine transiit.

S. 86. Bei den Assyrern — So nannten die Griechen damals die Araber, die im Besitz des alten Assyrischen und Persischen Reichs waren. W.

S. 87. Kurfürst von Sachsen Johann Friedrich — Robertsons Geschichte Karls V. Th. 3. S. 184. Diese Anekdote bringt mir eine andre ins Gedächtniß, welche Seneca von Canius Julus erzählt, einem edeln Römer, den der blutdürstige Tollhäusler Caligula, ohne eine andre Ursache, als weil Canius noch eine alte römische Seele hatte, ermorden ließ. Caligula hatte es ihm zehn Tage vorher gesagt, daß sein Name auf der Todesliste stehe, und er war der Mann, dem man so was glauben konnte. Als nach zehn Tagen der Hauptmann, der den Canius nebst einigen andern zum Tode führen sollte, in sein Haus kam, fand er ihn ganz ruhig beim Soldatenspiele. Folge mir, rief ihm der Hauptmann zu, und wies seinen Befehl. Canius steht auf, zählt seine Steine, und — daß du mir nicht, sagt er zu seinem Cameraden, nach meinem Tode sagst du habest gewonnen! — Hier, spricht er zum Hauptmann, sey du Zeuge, daß ich einen Stein mehr habe als er. Seneca de tranquill. animi cap. XIV. Die Anekdote ist eben so herrlich, als die moralische Brühe abscheulich ist, welche Seneca darüber gießt. W.

S. 89. Dinar — Goldmünze, die unsern Ducaten am nächsten kommt.

S. 89. Beschreibung eines Schachbrets, die in einem romantischen Gedichte u. s. w. — Don Juan di Austria (Philipp des Vierten Sohn) soll einen Schachsaal von der nämlichen

Einrichtung gehabt, und sich zum Spielen statt der Steine lebendiger hierzu abgerichteter Personen bedient haben. War dieß Nachmachung des Schachspiels der Fee Floribelle? Es ist kaum zu vermuthen, daß Don Juan dieses Fabliau, welches Sainte-Palaye erst kürzlich aus einer Handschrift ans Licht gezogen, gekannt haben sollte. W.

S. 91. So geschickt wie Homers Vulcan, der, nach Ilias, 18, 375, sich selbst bewegende Dreifüße verfertigte.

S. 94. August, Herzog von Braunschweig-Lüneburg, geb. 1579, gest. 1666, zeichnete sich aus durch seine Liebe zu den Wissenschaften. Er war wirklicher Rector der Universitäten Rostock und Tübingen gewesen, bei welchen Gelegenheiten er mehrere Reden hielt. Unter seinen Schriften befindet sich auch ein Tractatus de ludo latronum seu Schachiae, welches zu Leipzig 1616 unter dem verdeckten Namen Gustarus Selenus und dem Titel vom Schach oder Königsspiel erschien. S. Herrmann Conring de bibliotheca Augusta p. 151. fgg.

S. 98. *Latrunculi* — Man hatte deren von Glas, Elfenbein, Gold und Silber. Ramler übersetzte dieses Wort sehr treffend durch Buben.

S. 99. Bot Gelegenheiten dar, seinen Gegner in die Enge zu treiben u. s. w. — Man sehe des Martialis Epigramme 14, 20.

S. 99. Es wurden zwei erfordert, um Einen zu nehmen — S. Ovid Ars amandi 3. 357.

S. 99. Jeder vorrückende — — bedeckt seyn —

Nec tuto fugiens incomitatus eat.

Id. Trist. II. v. 480.

S. 99. Was sie anbinden nannten —

Ut niveus nigros, nunc ut niger alliget albos.

Ecloga ad Pisonem, in Catalectis Vet. Poetar.

S. 101. *Sive latrocinii* etc. — Die ganze Stelle bei Ovid de arte amandi 2, 203—208 (nicht 307) heißt: Spielt sie, und wirft mit der Hand die elfenbeinernen Zahlen, so wirf du schlecht, und zahle für deinen schlechten Wurf; beim Knöcheln (Würfelspiele) nimm von der Besiegten nicht die Strafe, und mache, daß du öfters den schädlichen Hund wirfst (der schlechteste Wurf hieß der Hund, und daher die Redensart: auf den Hund kommen); marschiren aber die Steine als Buben auf, so mache, daß dein Bube vom gläsernen Feinde (der Figur der Gegenspielerin) genommen werde.

S. 101. Aus Stellen des Seneca — Persequi singulos longum est, quorum aut latrunculi, aut pila, aut excoquendi in sole corporis cura, consumpsere vitam. Sen. de Brev. Vitae c. XIII. W.

Die Aëropetomanie.

S. 107. *Académicien de Marseille* — *Mr. Gudin de la Brenellerie*, in einem Gedicht *sur le globe ascendant.* W.

S. 107. Yoriks Parisischer Haarkräusler — Aber ich fürchte, mein Freund, sagt' ich, diese Locke wird nicht stehn. — „Sie können sie, versetzte er, in den Ocean tauchen, und sie muß doch stehn." — Wie doch in dieser Stadt alles in die Höhe geschraubt ist! dacht' ich. Der höchste Schwung der Ideen eines engländischen Perückenmachers hätte nicht weiter reichen können, als: „Stecken Sie sie in einen Eimer Wasser." — Welch ein Unterschied! Er verhält sich wie die Zeit zur Ewigkeit. Yoriks Reisen.

S. 110. Elastische Harz — Es wird aus einem Baume gezogen, der in verschiedenen Gegenden von Südamerika, um den Amazonenfluß und in Cayenne, häufig anzutreffen ist. Die Indier nennen dieses Harz Kautschuk, und bereiten daraus eine Art von Wasserstiefeln, weil es so zäh und dehnbar als Leder ist, und kein Wasser eindringen läßt. Die Indierinnen machen einen andern Gebrauch davon, dessen, wer Lust hat, sich aus den Recherches Philosoph. sur les Américains, Tom. I. p. 66 belehren kann. W.

S. 112. Zu einer beträchtlichen Höhe gestiegen — Diese Höhe wurde in der Folge durch die Berechnungen eines Mathematikers auf zweitausend siebenhundert und zehn Fuß angegeben.

S. 116. Der sich erkühnen würde ihr zu nahen — Dieß war vermuthlich auf Herrn Charles gemünzt. W.

S. 116. *Il a de la pesanteur* etc. — Er brach endlich die Kette der Schwere. — Aus dem oben angezogenen Gedichte des Herrn Gudin de la Brenellerie. W.

S. 124. Molinisten und Jansenisten — Zwei theologische Parteien, deren erste Jesuitische den Namen von dem Spanier Molina, die zweite jener entgegenwirkende von dem Bischof Jansenius hatte. Sie begannen im 16ten Jahrhundert.

S. 124. Gluckisten und Piccinisten — Zwei musikalische Parteien, Anhänger von Gluck und Piccini.

S. 125. *D'un nouvel Ocean* etc. — Ihr neuen Argonauten eines neuen Oceans, übertrefft die Thaten eines Columbus und Cook! Folgt diesem Montgolfier, der mit sicherer Hand die Kette der Schwere endlich gebrochen. Geht, fliegt und sucht in den azurnen Gefilden eine minder wechselreiche Luft, einen reineren Horizont. Mit leichtem Fluge eilt zu jenem südlichen Eise und erfreut euch in den nördlichen Gluten.

S. 127. Von nützlicher Anwendung ihrer Maschine — Der Duc de Crillon-Mahon, in dessen Imagination die glühenden Kugeln von Gibraltar noch immer zu spielen scheinen, hat bei Gelegenheit des prächtigen Festes, das er am ersten October wegen der Geburt der beiden Infanten von Spanien im Boulogner-Holze gab, noch einen andern Gebrauch der aërostatischen Kugeln gezeigt, an welchen die ersten Erfinder nicht gedacht zu haben scheinen; indem er seinen Gästen nach dem Souper einen aërostatischen Ballon von 6 Fuß 4 Zoll zum Besten gab, an welchem ein Transparent hing, auf dessen beiden Seiten ein Quatrain, das sich mit vive Charles! vive Louise! anfängt, deutlich zu lesen war. Nachdem der Ingenieur, der den Globus verfertigt, ihn einige Minuten lang in einer Höhe von 2 bis 3 Klaftern erhalten, und verschiedene beliebige Bewegungen hatte machen lassen, ließ man ihm endlich seine Freiheit. Der Globus erhob sich unter dem Schall einer prächtigen Musik, majestätisch, beinahe in gerader Linie in die Luft; welches (wie man dem Geschichtschreiber dieser Fête im Journal de Paris gern glauben wird) eine unbeschreiblich schöne Wirkung that. — Woraus also zu sehen war, daß man, Dank sey dem Herrn Montgolfier, oder vielmehr dem Herrn Charles und dem Baron von Beaumanoir, künftig ein sehr prächtiges Feuerwerk mit sehr mäßigen Kosten geben könne. — Von den Coeffures und übrigen Siebensachen à la Montgolfier sagen wir nichts, weil sich das von selbst versteht. Natürlicherweise muß jetzt in Frankreich alles à la Montgolfier seyn, wie noch vor kurzem alles à la Marlborough war. Glückliches Volk, das alles seines Elendes so leicht über jedem neuen Spielzeuge vergessen kann!

Die Aëronauten.

I.

S. 133. Erfolge, welche sie für unmöglich erklärt hatten — Es ist gleichwohl einiger Trost für diese Herren, daß sie diese residirenden Glieder der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften in London selbst, öffentlichen und nicht widersprochnen Nachrichten zufolge, dem Könige durch ihren Präsidenten eben so frühzeitig ihr Wort gegeben haben sollen, daß die Montgolfierische Erfindung nicht den geringsten Nutzen haben könne. Aber daß sich auch noch jetzt, da dem Unglauben kein Ausweg mehr übrig gelassen scheint, Gelehrte mitten unter uns finden, welche steif und fest dabei beharren, die ganze Sache mit der aërostatischen Kugel, die Versuche im Marsfeld, zu Versailles und La Muette, die Spazierfahrt der Herren Rozier und d'Arlandes, und die Luftreise der Herren Charles und Robert, seyen ein bloßes zur Lust erfundenes Mährchen, womit eine Gesellschaft müßiger Spaßvögel zu Paris ganz Europa zum Besten haben wolle, das ist ein so unglaubliches Beispiel von skeptischem Starrsinn und vorsetzlicher Blindheit des Vorurtheils, daß wir zur Ehre der Nation wünschten, es möchte nicht von Deutschen gegeben worden seyn. Die Engländer sind bei aller Nationaleifersucht über die Franzosen gelehriger gewesen; wenn anders die Palinodie, welche Sir Joseph Banks in einem Briefe an einen seiner Correspondenten in Paris angestimmt hat, so authentisch ist, als ihre Einrückung in das Journal de Paris vermuthen läßt. W.

S. 135. Werk genau berechneter Natur — Nämlich so genau als damals möglich war. Denn man hatte alle Ursache zu erwarten, daß die aërostatische Kugel selbst zu neuen Beobachtungen, wovon die Vervollkommnung der Aëronautik das Resultat seyn wird, Gelegenheit geben werde: wie sie zum Theil schon gethan hat. W.

II.

S. 138. Der Nation kostbarere — Experimente vorzuweisen — Dieß sind die eigenen Worte der Herren Robert, in ihrem Schreiben an die Herausgeber des Journal de Paris vom 24 September. W.

S. 146. Zum Tempel des Ruhms mit empor geschleppt zu werden — Auch sogar der wackere Herr Giroud de la Villette, der

(als Adjunct der königlichen Fabrik, deren Vorsteher Herr Reveillon ist) auch einmal „die Ehre hatte," dem Herrn von Rozier das Gegengewicht zu halten, konnte sich das Vergnügen nicht versagen, der Welt im Journal von Paris von dem, was er, bei dieser Erhöhung, aus einer Oeffnung seines Korbes mit einem Paar gesunder frischer Augen gesehen hatte, und von seinen dabei angestellten Reflexionen über den Nutzen, den diese Maschine bei einer Armee oder Flotte schaffen könne, Rechenschaft zu geben. Sein Brief ist wirklich lustig zu lesen. W.

III.

S. 153. Dem Pindars Grazien hold sind — Die Grazien, ohne welche kein Virtuoso (σοφος), kein Edler noch hervor glänzender Mann wird. Olymp. XIV. 9. W.

V.

S. 165. Vorgebirge der Nasen — S. Tristram Shandy im vierten Bändchen.

S. 168. Ovation — Der kleinere Triumph, der den Römischen Feldherren bei minder wichtigen Kriegen und Siegen zuerkannt wurde.

S. 168. Die Maschine, welche — — sehr fatiguirt war — Très fatiguée — Welch ein erwünschter glücklicher Ausdruck! Die gute Maschine hätte auch von Stahl und Eisen seyn müssen, um von so vielen auf sie einstürmenden Feinden nicht fatiguirt zu werden. — Die beste Charakteristik eines Volkes ist seine Sprache. Die Französische ist beneidenswürdig reich an dergleichen versüßenden und einwickelnden Redensarten, die der leidenden Eitelkeit zu Hülfe kommen, und einen sanft bedeckenden Schatten auf Theile legen, denen ein volles Licht nicht günstig wäre. Der Styl des ganzen Briefes ist in dieser Hinsicht ein Meisterstück. W.

VI.

S. 175. Ikaromenippus — S. Lucians Werke übersetzt von Wieland Bd. I. S. 198.

S. 176. Ein junger Mensch mit bloßem Degen in die Gondel — Napoleon Bonaparte, der damals noch in der Kriegsschule zu Brienne war.

VII.

S. 189. 32,000 Fuß hoch in die Luft erhoben — Der berühmte Mathematiker de la Lande vermuthete in dieser Angabe einen merklichen Schreibfehler, weil die höchste Höhe, welche bisher von irgend einem Sterblichen erstiegen worden, nicht über 2434 Klafter betrage, und in einer Höhe von 5333 Klaftern, wo der Barometer auf 8 Zoll fallen würde, die Ausdehnung der Luft so groß seyn müßte, daß wahrscheinlich ein Blutsturz und der Tod die unmittelbare Wirkung davon wäre. Herr Blanchard erklärte sich hierüber kurz und gut: „Es bleibe bei den angegebnen 32,000 Fuß; was andere Leute erfahren hätten, könnte ihm nichts präjudiciren; er wolle, zwar nicht jetzt, aber künftig in einem Journal seiner aëronautischen Reisen hinlängliche Auskunft über die Sache geben, würde sich aber inzwischen ein Vergnügen daraus machen, den Herrn de la Lande, wofern er ihm die Ehre erweisen wollte, ihn bei seinem nächsten Aufsteigen zu begleiten, durch die Erfahrung zu überzeugen, daß die gründlichsten Raisonnements gegen die Gewißheit einer Thatsache nichts bedeuteten." W.

S. 190. *Parachyte* — Fallschirm, der die Gestalt eines sehr großen halbgeöffneten Regenschirms hat, wurde von Blanchard 1785 erfunden, um sich im Fall einer Gefahr aus dem Luftschiff herablassen zu können.

Zusatz.

S. 192. Die Luftballons — — aus der Mode — Zu Anfang dieses Jahres erschien gleichwohl eine Abhandlung von Herrn Carnus, Professor der Philosophie zu Rhodez, worin der Verfasser, ungeachtet des wenigen Nutzens, den die Erfindung der Aërostaten bisher geschafft, die um diese Zeit beinahe allgemein gewordene Meinung, daß es am besten wäre die Aëronautik gänzlich aufzugeben, ernstlich bestreitet. Er behauptet, sie könnte vielmehr in wenig Jahren so weit gebracht werden, daß sie viel sichrer, bequemer, angenehmer und weniger kostbar wäre als die Schifffahrt zu Wasser. Nur müßte vor allen Dingen den Luftballons mehr Solidität gegeben werden, als bei ihrer bisherigen Zubereitung zu erhalten sey. Er schlägt zu diesem Ende das Blech vor, und behauptet, ein Globus aus Blech von 15 bis 20 Klaftern im Durchmesser würde zwölf Personen mit dem nöthigen Geräthe und Lebensmitteln auf sechs Monate tragen können. Ja er geht so weit zu

zeigen, wie man eine Maschine von 100 Klaftern im Durchmesser luftleer machen könnte, welche im Stande wäre, eine Armee von zwanzigtausend Mann durch die Luft zú führen. Da die Ausführbarkeit der Sache (wie es scheint) bei diesem Theoretiker nicht in Anschlag kommt, warum sollte man auf diesem Wege nicht so weit gehen können, einen Aërostaten von Blech zu fabriciren, der groß genug wäre, um das Wunder der goldenen Kette des Homerischen Jupiters zu realisiren, und die ganze Erdkugel aus ihren Angeln empor zu ziehen? Nur Blech genug und Raum genug für die Maschine; das wäre die einzige Schwierigkeit! W.

S. 194. Mehrere hundert tausend Livres gekostet — Diese Angabe scheint sehr übertrieben zu seyn. W.

Nach 1797 haben noch manche Luftschifffahrten stattgefunden. Unter den Franzosen haben sich dadurch Garnerin, unter den Engländern Barly und Devigne, die im J. 1802 auch zu Konstantinopel eine Luftreise machten, Baldwin und Robertson, unter den Italienern der Graf Zambeccari besonders bekannt gemacht. Unter den Deutschen machte der Professor Jungius in Berlin 1805 und 1806 die ersten Versuche; nachher hat der Professor Reichard und seine Gattin mit Garnerin gewetteifert. Neues ist dabei bloß von dem Grafen Zambeccari versucht worden, der sich zur Bewegung der Maschine des Lampenfeuers bediente, aber über dem Adriatischen Meere seinen Versuch so unglücklich machte, daß er dem Schicksal des Pilatre de Rozier kaum entging.

Noch fehlt es an der Kunst, das Luftschiff in der horizontalen Bewegung nach Willkür zu lenken. Die Haude- und Spener'sche Berliner Zeitung vom Jahr 1822 enthält indeß unterm 17 October No. 125 folgende Nachricht. „Der Physiker Herr Ckaramuzzi zu Florenz will die Aufgabe, den Luftschiffen eine bestimmte Richtung zu geben, gelöset haben, und um den von der königl. Societät zu London auf die horizontale Richtung des Luftballons gesetzten Preis von 500,000 Franken zu erhalten, den Großbritannischen Minister mit seinem Plan bekannt machen. Seiner Versicherung nach läßt er sein Luftschiff nach Belieben steigen oder sinken, horizontal stehen oder stille stehen, ohne Wind und Sturm zu beachten; er verspricht, mit Lebensmitteln wohl versehen, mehrere Monate zwischen Himmel und Erde herumzufahren ohne ein einzigesmal sich herablassen zu wollen; von Gefahr bei dieser Reise

sey gar keine Rede. Er nennt sein Schiff Aërodrom (Luftwagen); es soll fürs erste jedoch nicht mehr als 20 Personen fassen. Die Erbauungskosten betragen 100,000 Franken."

Wofern er nun das Versprochene leistet, wäre noch Hoffnung vorhanden, dereinst auch den Riesen-Luftball zu erblicken, welchen Robertson projectirte, um über die ganze Oberfläche der Erde hinzuschweben.

Theages.

S. 222. Virtuoso war in dem Sinne des Grafen Shaftesbury das, was die Griechen einen Kalokagathos nannten, den, welcher mit dem Guten das Schöne in sich vereinigte.

S. 224. Der heilige Hieronymus so viel Schönes zu sagen weiß — Dieser Heilige hatte beinahe während seines ganzen Lebens gewaltige Kämpfe mit dem Teufel der Unkeuschheit, und eben deßwegen drang er so sehr auf ein keusches Mönchs- und Nonnenleben. Die Nonnen sollten auf Erden schon Engel werden, und man erräth nun, warum seine Phantasie in der Schilderung von dem Zustande derselben sich so ungemein gefiel.

S. 224. Katharina von Siena — Das Leben dieser mystischen Nonne, ein förmlicher geistlicher Liebesroman, der mit einer Vermählung mit dem höchsten Gegenstand ihrer Liebe endigt, dürfte nicht sonderlich geeignet gewesen seyn den heiligen Stand der ewigen Jungferschaft ganz rein zu bewahren. Dieß eben will aber auch Wieland hier andeuten, und ich will nur aufmerksam darauf machen, daß sich in Schilderungen dieser Art bereits im Jahr 1760 Ironie bei ihm einmischte.

S. 225. Elisa Rowe — Die engländische Dichterin, deren Briefe Wielanden die Veranlassung gaben, seine Briefe von Verstorbenen an ihre hinterlassenen Freunde zu dichten.

S. 228. Roman des Bischofs Heliodor — Der Phönicier Heliodor, der gegen Ende des vierten Jahrhunderts lebte, und Bischof zu Trikka in Thessalien wurde, hatte in früheren Jahren einen Roman in zehn Büchern unter dem Titel „Aethiopica„ geschrieben. Wir haben ihn übersetzt unter dem Titel „Theagenes und Chariklea", und so kann sich gegenwärtig jeder überzeugen, daß derselbe Wielanden sowohl bei seinem Agathon als seinem Oberon vorgeschwebt hat.

S. 232. Wirkungen eines Gedichts, in welchem die Tugend in Beispielen sichtbar wird — Diese Materie, worüber der Verfasser damals noch wie Bodmer dachte, ist seitdem durch schärfere und nicht so persönlich dabei betroffene Denker in das gehörige Licht gesetzt worden. Ein Gedicht, in welchem die Tugend in Beispielen sichtbar wird, kann auf zweierlei Art gute Wirkungen (wie es hier genennt wird) thun: entweder durch die bloße Kraft der Beispiele selbst, und in diesem Falle kommt nichts auf die Rechnung des Dichters als die Wahl seines Stoffes, durch welche allein er weder ein Dichter, noch ein vortrefflicher Dichter wird: oder durch den Reiz der Dichtkunst, d. i. die Schönheit des Gedichtes an sich selbst, und diese ist von der Wahl des Stoffes und der sittlichen Güte oder Nützlichkeit desselben unabhängig. Ein Kunstwerk hat, als solches, seinen Zweck in sich selbst; es verdient diesen Namen nur, oder ist nur alsdann was es seiner Natur nach seyn soll, wenn es schön ist; ob und in wiefern es auch nützlich seyn soll, wird durch ein anderes Gesetz bestimmt, von welchem zwar der Gebrauch der Kunst, aber nicht die Kunst selbst abhängt. W.

[Was diese Sujets für die bildende Kunst betrifft, so sehe man darüber in den Miscellaneen die Anmerkungen zu dem Aufsatze: Auch die Griechen hatten ihre Teniers und Ostaden.]

S. 232. Eine Sittenlehre in allegorischen Gemälden u. s. w. — Um diesen Zweck erreichen zu können, müßten solche Gemälde in einem ungewöhnlich hohen Grade vollkommen seyn; bedürften gleichwohl eines sehr scharfsinnigen Sokratischen Mentors zum Ausleger, und würden — am Ende doch nur wenig Frucht bringen. W.

S. 234. Thomsons Lavinia, in seiner Schilderung des Herbstes.

S. 239. Astroa oder Astrua — Sängerin aus Turin, die im Jahr 1747 zu Berlin, gleich nach ihrer ersten Probe, von Friedrich dem Großen mit einem Gehalt von 6000 Thalern als Hofsängerin angestellt wurde.

S. 240. Clarissa und Henriette Byron — Personen aus Richardsons Romanen, die damals so viel gelesen wurden als jetzt die von Walter Scott.

S. 246. Die Statuen des Dädalus hatten nach der gemeinen Sage die Eigenschaft sich bewegen zu können, welche Sage daher entstanden war, weil Dädalus die ersten Statuen mit nicht mehr an einander geschlossenen Füßen bildete.

S. 248. Seneca hat sogar das Herz u. s. w. — Est aliquid, sagt er, quo sapiens antecedat deum; ille naturae beneficio non timet, suo sapiens.

S. 250. Porus und Penia — Ueberfluß und Dürftigkeit.

Ueber das Verhältniß des Angenehmen und Schönen zum Nützlichen.

S. 258. Horaz behauptet u. s. w. — Gleich zu Anfange des zweiten Briefes im ersten Buche.

S. 258. Krantor gehörte zu den vorzüglichsten Lehrern der Platonischen Schule (Akademie) — Chrysippos wurde für die Stütze der Stoischen gehalten.

S. 259. Dieß letzte that Sokrates — S. das siebente Kapitel im 3ten Buche der Sokrat. Denkwürd. Xenophons. W.

S. 263. Palladio — ein berühmter Baumeister des 16ten Jahrhunderts und Schriftsteller über Architektur, aus Vicenza gebürtig.

S. 263. Von den drei Klötzen u. s. w. — Pausan. 9, 38. — Daß Praxiteles, berühmt durch seine Venusstatuen und seinen Amor, auch die Grazien gebildet hätte, weiß ich nicht; von allen seinen Werken rühmte man aber, daß sie durch Grazie sich auszeichneten.

Sendschreiben an einen jungen Dichter.

I.

S. 269. Camoens (Luis de), geb. zu Lissabon 1517, der durch sein großes episches Gedicht, die Lusiade, sein Vaterland feierte, ließ, um sein Leben zu fristen, einen treuen Sklaven des Nachts betteln, und starb 1579 im Hospital. Funfzehn Jahre nachher ward ihm ein prächtiges Denkmal errichtet.

S. 271. Die Musenwuth — ἡ απο Μουσων μανια. W.

S. 271. Zarte — — Seele u. s. w. — ψυχην ἁταλην και αβαπτον. W.

[Wielands ausführlichere Erläuterung der Stelle in Platons Phädros, auf die er hier anspielt, sehe man in seinen Anmerkungen zu Horazens Brief über die Dichtkunst S. 263—266].

S. 274. Herr Klinggut — S. dessen Episteln. Erstes Heft S. 22. u. f. W.

S. 276 λαθε βιωσας — Sey verborgen, so wirst du leben; qui bene latuit, bene vixit.

S. 276. Der unbemerkte schmale Pfad u. s. w.

Fallentis semita vitae. *Horat.* Ep. 18.

[Man vergleiche Wielands Anmerkung dazu S. 298.]

S. 277. Endymions-Traume — S. Bd. 5.

S. 278. Die Louisd'or und Zuckermandeln —

Und seine Louisd'or? Da steht's nun auch so so!
Mit Groschen hört man bei der Wasserflasche
Wohl einen Dichter in der Tasche
Noch klimpern, wenn er eben froh
Sein Schweißgeld zählt; doch Gold — ho! ho!
Ein Böhmisch Dorf! — Nein, Gold und Zuckermandeln,
Confecte, Wein und Ordensband
Sind unser einem nur dem Namen nach bekannt.

Episteln, S. 21.

S. 278 Ferney — Voltaire's Schloß in der Schweiz, um welches sich, als er es besaß, beinah eine kleine Stadt gebildet hatte.

S 280. *Grand - Diable* — Der große Teufel, wurde zu Paris ein ausgezeichneter Ballettänzer — ich weiß nicht welcher — genannt.

S. 284. Horazens Methode einschlagen — Im 19ten Briefe des ersten Buchs:

— — Ich gebe mir
Nicht die geringste Müh, die hohlen Stimmen
Des Pöbels unsrer leichten Dichterlinge
Und windigen Entscheider zu erjagen.
Liest einer unsrer angesehenen
Schriftsteller irgendwo mit großem Pomp
Ein neues Werk, so — weiß ich nichts davon,
Und bin nicht da, um mitzuklatschen, oder mich
Zu seinem Herold und Verfechter gegen
Den Zoilus dienstfreundlich aufzuwerfen;

Bin weder Haupt noch Glied von einem Club,
Und würd'ge unsrer hochgelahrten Meister
Der freien Künste keinen, mich zu seinem Stuhl
Zu drängen, oder seinen Beifall zu briguiren.

Wieland hat die drei Verse des Originals, wie man sieht, zu eigner Herzenserleichterung benutzt, und in der Einleitung fügt er noch Folgendes hinzu:

„Witzling und Kennerling, Dichterling und Leserling, sind von jeher Correlata gewesen, deren eines sich in dem andern spiegelt, und eines des andern werth ist; und so groß auch, aus mancherlei Ursachen, die innerliche Zwietracht des Reichs der Dummheit ist: so ist doch immer etwas, das sie, bei jeder Gelegenheit, gegen den gemeinschaftlichen Feind unter Eine Fahne vereinigt. Daher die mancherlei Coterien und Bureaux d'esprits, worin man für oder wider einen berühmten Mann Partei machte, und wo man Abrede nahm, wie viel oder wenig Werth man auf ein neuerschienenes Werk legen wollte; wo es schlechten Schriftstellern nie an Mitteln fehlen konnte, sich Bewundrer und Beschützer zu erwerben, und nur die guten, die solcher Unterstützungen nicht nöthig zu haben dachten, sich unvermerkt ohne Freunde, und dem unverständigen oder hämischen Tadel eingebildeter Kenner die sich verachtet, oder kleiner Nebenbuhler, die sich verdunkelt glaubten, preisgegeben sahen.

S. 286. Der große König sich — — mit dem Verdienste begnügte u. s. w. — Friedrich der Große fand freilich in der Zeit seines Aufblühens in der Deutschen Literatur wenig vor, was ihn hätte anziehen können; in seinem Zeitalter aber blühte diese immer schöner auf, und daß es dem großen Könige nicht an Gelegenheit fehlte, damit bekannt zu werden, beweist sein eben jetzt wieder gedrucktes Gespräch mit Gellert. (Gellerts Briefwechsel mit Dem. Lucius, Leipz. 1823. S. 632. fgg.) Er nahm indeß keine Notiz davon. Das war seine Sache, und geht niemanden etwas an. Daß er aber gegen Ende des Jahres 1780 die Schrift herausgab: De la Littérature allemande, des défauts qu'on peut lui reprocher; quelles en sont les causes; et par quels moyens on peut les corriger, dieß verdiente allen den Tadel, den es erfuhr, weil Friedrich doch auch getadelt, was kennen zu lernen er sich nicht die Mühe gegeben hatte. Schon im Jahre 1752 hatte Klopstock ausgerufen (an Gleim, Oden Bd. I. S. 150.):

Sagt's der Nachwelt nicht an, daß er nicht achtete,
Was er werth war, zu seyn!

und ich weiß nicht, ob das, was Dohm hierüber entschuldigend beibringt (Denkwürdigkeiten Bd. 5. S. 155.), die Sache nicht noch schlimmer mache. — Uebrigens ist's eine ganz andre Frage, ob nicht Friedrichs bloß negatives Verhalten zur Deutschen Literatur dieser ungleich förderlicher gewesen sey als alles, was er sonst hätte thun können.

II.

S. 299. Einem höhern Zweck den geringern wissentlich aufzuopfern — Zum Beispiel. Ein poetisches Gemälde (es sey nun darin um die Darstellung einer Naturscene oder eines Charakters oder einer Leidenschaft zu thun) kann, der Natur des Gegenstandes gemäß, und also vermöge des bestimmtesten Eindrucks, den der Dichter machen will, eine gewisse Austerität im Ton des Ganzen erfordern, die zuweilen mit dem wenigsten Nachtheil der übrigen Zwecke, am schicklichsten durch einige Härte in der Sprache und Versification erhalten werden kann. Oder diese Härte kann zu Charakterisirung einer gewissen Figur des Gemäldes, oder zu Bewirkung eines Contrasts oder einer feinen Schattirung nothwendig seyn, u. s. w. Eilfertige Kunstrichter, die doch auch zeigen wollen, daß sie zu tadeln wissen, schwatzen oft von Härte, oder bezeugen auch wohl eine sehr höfliche Verwunderung, wie ein Dichter, der sonst in dem Rufe des Gegentheils steht, in einen solchen Fehler habe fallen können; und sehen nicht (was Kunstrichter doch sehen sollten), daß der Mann den vermeinten Fehler mit sehenden Augen begangen und sich vielleicht wohl gar rechte Mühe gegeben hat, ihn zu begehen. W.

S. 300. Abraham della Palpa — Dieser Portugiesische Jude starb vor einiger Zeit auf seinem Landgut unweit besagter Stadt im hundertundvierzigsten Jahre seines Alters, und verordnete, aus Mangel näherer Erben, daß seine in dreihunderttausend Pfund Sterling bestehende Verlassenschaft an Werke der Barmherzigkeit und Wohlthätigkeit, ohne Rücksicht auf Verschiedenheit der Religion und Secte, verwendet werden sollte. W.

S. 302. Unsers Brockes — Alle hier angezogenen Brockischen Stücke befinden sich im ersten Theil seines irdischen Vergnügens in Gott, wo man überhaupt seine besten Sachen suchen muß. W.

S. 305. Ihm schlug sein Herz — Man hört die Art, wie es empor schlägt — stark und langsam — in diesen vier auf einander folgenden einsylbigen Wörtern, deren jedes eine lange Sylbe ist. W.

S. 307. Sprache sey — — melodiöser — Ich nenne eine Sprache melodiöser als eine andre, wenn sie sich allen Arten von Melodien, besonders den leichten und gefälligen, williger anschmiegt, und gleichsam von selbst in Melodie hinfließt — welches von der Wälschen im eigentlichsten Verstande gesagt werden kann. W.

S. 307. Temperirt das Schwerfällige — Und wie viel würden wir erst an Sanftheit gewinnen, wenn die Art, wie die Niedersachsen unser häßliches *Pf* und *Sch* aussprechen, so allgemein würde als sie es zu seyn verdient? W.

S. 312. *Difficilis etc.*

Schwer zu befried'gen, hat er immer was
Zu klagen, ist der ew'ge Leichenredner
Der weiland guten Zeiten, da er noch
Ein Knabe war, der ew'ge Censor und
Zuchtmeister aller jüngern, die jetzt sind
Was er, zu seiner Zeit, gewesen war.

Horaz. Episteln 2. Theil S. 215.

S. 314. Ein Tragödiendichter in Prosa — Ich theile sogleich noch eine andre Erklärung Wielands über diesen Gegenstand mit. Im Jahre 1792 schrieb er:

„Ich weiß nicht, wer unter dem großen Kunstrichter gemeint ist, den das Vorurtheil der Autorität verleitet haben soll, zu behaupten: das Trauerspiel in Versen sey (vermuthlich, wenn alles übrige gleich ist?) vollkommner als in Prosa. Ich, meines Orts, den bloß der Umstand, daß ich mich schon über vierzig Jahre selber mit den Musenkünsten abgegeben habe, verleitete, gelegentlich meine Gedanken über Gegenstände der ästhetischen Kritik zu sagen, bekenne gern, daß ich jener Meinung immer beigethan gewesen bin; und dieß (wenn ich anders recht weiß was in mir vorgeht) nicht aus Ansehen auf irgend jemandes Person, sondern aus einem Grunde, der mir so lange, bis das Versemachen durch irgend einen allgemeinen Convent des menschlichen Geschlechts auf ewig abgeschafft seyn wird, unwiderleglich scheint — nämlich eben darum, warum ich dafür halte, daß das epische Gedicht, die Ode, die Elegie, das Hirtenlied, die Erzählung, ja sogar das Epigramm, cæteris paribus, in Versen vollkommner ist als in Prosa. Gern will ich mich des Gegen

theils belehren lassen, falls ich mich mit den Erfindern und größten Meistern der dramatischen Kunst hierin irren sollte: aber dazu werden schärfer beweisende Gründe nöthig seyn, als solche, die mir auf sehr unbestimmten und nicht genug entwickelnden Begriffen zu beruhen scheinen. Der Grund, warum Personen, die sich in Versen unterreden, im epischen Gedichte dem Geschmack unanstößig sind, soll darin liegen, weil in der Epopöe alles, nicht wie es in der wirklichen, sondern wie es in einer ganz idealischen Welt vorgeht, vorgetragen werde. Wenn dieß auf die Ilias und Aeneis angewendet werden sollte, so käme heraus, daß man den Dichtern hier eine Entdeckung gemacht hätte, von welcher sich wohl keiner jemals etwas träumen ließ; denn bisher haben wir alle ohne Ausnahme geglaubt, gerade das, was in den epischen Werken dieser großen Meister dramatisch ist, die Reden und Dialogen, seyen auch das Natürlichste, mit dem ordentlichen Gange der menschlichen Dinge Uebereinstimmendste in den besagten Werken. Das Proton Pseudos scheint daher in der Unbestimmtheit dessen, was man unter der wirklichen und einer ganz idealischen Welt versteht, zu liegen. So viel ich weiß, ist die Welt, worin die Handlungen der Ilias und Odyssee vorgehen, nicht idealischer als die Welt des Sophokles und Euripides; und wenn die geschmackvollesten Griechen nichts Anstößiges daran fanden, daß Philoktetes in Versen wehklage, in Jamben mit Ulysses und Neoptolemos spreche, so kam es bloß daher, weil sie nicht anstößig fanden, den Achilles und Agamemnon einander in Hexametern ausschelten zu hören.

Kurz, Tragödie und Komödie sind immer für poetische Kunstwerke gehalten worden, und so lange sie das sind, wird die Versification an einem solchen Werke eine Vollkommenheit mehr seyn, an welcher, insofern wesentlichere Vollkommenheiten nichts darunter leiden, sich kein Mensch von Geschmack jemals stoßen wird; und eben so wenig kann durch dieselbe, wofern der Dichter uns sonst zu täuschen und zu rühren und der Schauspieler zu sprechen weiß, Täuschung und Rührung das Geringste verlieren; wie die Erfahrung längst bestätigt hat."

III.

S. 317. Ayrenhofs Postzug — Unter dem Wenigen, was Friedrich der Große von unserer Literatur kannte, war dieses Lustspiel, von welchem er in der genannten Schrift urtheilte, daß Molière den Gegenstand nicht besser behandelt haben würde.

S. 324. Goethe's Theaterstücke kann ich nicht gut heißen — Doch wohl den sehr regelmäßigen Clavigo ausgenommen? W.

[Man erinnere sich übrigens, daß, als diese Briefe geschrieben wurden, Goethe's Werke bei Göschen noch nicht erschienen waren, und daß Schiller eben erst mit seinen frühesten Stücken auftrat.]

S. 326. Meister Panglossens Lieblingssatz, den die Leser in Voltaire's Candide oder von der besten Welt finden.

S. 330. Daß eine ganze Nation das lebhafteste Wohlgefallen u. s. w. — Da die Anzahl der Dissentienten gegen die Majorität sich kaum wie eins zu hundert verhält, so sieht man wohl, daß sie hier gar nicht in Betrachtung kommen kann. W.

S. 333. Regeln — — local waren — So gründet sich, zum Beispiel, die Regel der Einheit des Ortes (deren Aristoteles nicht einmal erwähnt hat) bloß darauf, daß in der alten Tragödie der Chor, der immer auf dem Theater blieb, ein wesentlicher und unentbehrlicher Theil des Schauspiels war: wo er dieß nun nicht ist, da ist auch kein hinlänglicher Grund, diese Einheit zu einem Gesetze zu machen. W.

[Man vergleiche in den Miscellaneen den Artikel Chor.]

S. 334. Fehler — — die dem wahren Zweck der Schauspiele zuwider sind. — Dergleichen sind die Erregung solcher Erschütterungen, die, ohne einige Beimischung von Vergnügen, bloß Ekel, Grauen und peinliche Beklemmung verursachen — oder Aufstellung solcher Narren, dergleichen man allenfalls nur in Tollhäusern findet, und solcher Bösewichter, die man sich nur als eingefleischte Teufel möglich denken kann — die Ueberladung mit Episoden, unter welchen die Hauptfiguren erdrückt werden, u. s. w. W.

Was ist Hochdeutsch?

Adelung eröffnete mit Beantwortung dieser Frage im Jahr 1782 sein Magazin für die Deutsche Sprache, hierauf folgte sogleich der Aufsatz: Von der Nieder-Hochdeutschen Mundart und von Obersächsischen Sprachfehlern, und der fünfte Aufsatz: Auch etwas von der Deutschen Literatur, führte auf denselben Gegenstand zurück. Gegen Wielands Aufsatz erschienen im 4ten Stück jenes Magazins zwei Aufsätze Adelungs (S. 79. fgg.), und in des zweiten Jahrganges erstem Stück: Gesam-

melte Zeugnisse für die Hochdeutsche Mundart. Im zweiten Stücke lieferte v. Blankenburg einen Aufsatz über Deutsche Sprache und Literatur, welchen Adelung mit Anmerkungen begleitete. Der Ausfälle wurden viele gegen Adelung gemacht, von denen allen ohne Zweifel der stärkste der von Voß war in seiner Recension des Adelung'schen Wörterbuchs der Hochdeutschen Mundart in der Jen. allgem. Lit. Zeit. vom Jahr 1804.

I.

S. 547. Gegen eine Behauptung des Herrn Hemmers. In seiner Deutschen Sprachlehre (Mannh. 1775) hatte dieser gesagt: „So verschieden und streitend auch alle Deutschen Mundarten sind, so gehet doch eine gewisse Art zu reden in Deutschland im Schwange, die überall verständlich, überall in Hochachtung ist. Diese bindet sich an keine besondre Mundart, sondern nimmt das Gewöhnlichste und Beste aus allen Mundarten heraus. Das ist also eine ausgesuchte Sprache, eine auserlesene Mundart, welche billig den erhabenen Namen der Hochdeutschen verdient." Adelungs wörtliche Erklärung hingegen ist: „Unser gegenwärtiges Hochdeutsch, d. i. diejenige Deutsche Mundart, deren sich alle Deutschen Schriftsteller in ihren Schriften bedienen, ist nichts anders als die gewöhnliche Gesellschaftssprache Obersachsens in den obern Classen, welche von hier zu den Schriftstellern ausgegangen ist, und sich von der Schriftsprache in nichts unterscheidet, als daß diese mehrere Sorgfalt, Aufmerksamkeit und Auswahl nicht allein verstattet, sondern auch erfordert, als der schnell vorübergehende mündliche Ausdruck." Hätte Adelung, dem es, bei sonst unbestreitbaren Verdiensten, an poetischem Sinn mangelte, nicht den wunderlichen Eigensinn gehabt, auf einen historisch wahren Satz ein, die vorzüglichsten Schriftsteller beleidigendes und die Sprache selbst beeinträchtigendes, Privilegium zu gründen, und sich dadurch eine unleidliche Dictatur in die Hände zu spielen, so würde vielleicht auch keinem eingefallen seyn, ihm die historische Wahrheit selbst zu bestreiten. Hierin hat man von der andern Seite eben so gefehlt, wie Adelung auf seiner Seite.

S. 349. Die von Gottscheden gereinigte Sprache — Der Hamburgische Patriot und die Zürchischen Sittenmaler, die zu einer Zeit, da Gottsched noch ein unbedeutender Magister war, ihm schon so viel vorgearbeitet hatten, kommen also nicht in Betrachtung?

und der wässerigste, nachlässigste, geist- und geschmackloseste aller Deutschen Scribenten unsers Jahrhunderts soll noch immer im usurpirten Besitz der Ehre, die Sprache hauptsächlich gereinigt zu haben, erhalten werden? W.

S. 351. Ich habe darum alles übergangen u. s. w. — Hierüber beklagt sich indeß Adelung wohl nicht mit Unrecht, und man muß daher seine Gründe, wie er sie in der Entgegnung zusammengestellt hat (S. 83 — 92.) allerdings der Prüfung unterwerfen. In dem Aufsatz, welchen Wieland nicht mit aufgenommen hat, erklärt er sich hierüber so: „Daß die Mundart der Stadt Rom die Mundart der Stadt Rom war, ist sehr natürlich: und daß die römischen Schriftsteller Römisch schrieben, ist's auch: ich sehe aber nicht, was dieß für Deutschland beweisen soll. — Daß die Mundart der Stadt Athen die allgemeine Schriftsprache der Griechen gewesen sey, wird Herr Adelung doch wohl nicht behaupten wollen? — Also beweist auch diese nichts für ihn. Was die Toscanische betrifft, so ist bekannt, daß die ersten und besten Schriftsteller Italiens im 13ten und 14ten Jahrhundert Toscaner waren, und dieß allein erklärt auf eine sehr natürliche Art, wie die Toscanische Mundart zur herrschenden Schriftsprache Italiens werden konnte. Ich hatte also wohl so Unrecht nicht, zu sagen: das Beispiel der Attischen, Römischen und Toscanischen Sprache entscheide hier nichts.' Mir scheint, daß von beiden Seiten der wahre Gesichtspunkt verrückt worden sey. Adelung hatte Recht in dem, was gewesen war, Unrecht aber in der seltsamen Behauptung, daß es so bleiben müsse. Unsre Sprachforscher und Sprachlehrer, die Radloff, Kolbe, Grimm u. s. w. lassen solche Einseitigkeiten nicht mehr aufkommen.

II.

S. 368. Die schon vorhandene Schriftsprache — wird — Gesellschaftssprache — Und welche andere hauptsächliche Ursache läßt sich davon angeben, als das Lesen der besten Bücher die in dieser Schriftsprache geschrieben sind? W.

S. 377. Die allgemeine Regel Quintilians — Omnia verba, exceptis de quibus dixi (sc. parum verecundis) sunt *alicubi* optima: nam et humilibus interdum et vulgaribus opus est, et quae in cultiore parte videntur sordida, ubi res poscit propria dicentur. *Instit. orat.* X. c. I. W.

S. 378. Verbietet zwar dem Redner u. s. w. — Ibid. IV. c I. W.

S. 378. Oft wird ein Vers vortrefflich u. s. w.

Dixeris egregie, notum si callida verbum
Reddiderit junctura novum. Si forte necesse est
Indiciis monstrare recentibus abdita rerum:
Fingere cinctutis non exaudita Cethegis
Continget, dabiturque licentia sumta pudenter
— — — quid autem
Caecilio Plautoque dabit Romanus, ademtum
Virgilio Varioque? — —
— — — licuit, semperque licebit
Signatum praesente nota procudere verbum.
Multa renascentur quae jam cecidere, cadentque
Quae nunc sunt in honore vocabula, si volet usus,
Quem penes arbitrium est et jus et norma loquendi.

Horat. Arte Poet. v. 47—72.

III.

S. 383. Des übertriebenen Purismus der Gottschedischen Secte — Man erinnere sich nur des neologischen Wörterbuchs. W.

S. 386. Veraltete Ausdrücke — Adelung verlangte, daß man ihm den Satz einräume, „daß veraltete Mundarten nicht zur Verbesserung und Bereicherung neuerer gebraucht werden können, und daß Schriftsteller kein Recht haben, an der Sprache ihrer Zeit zu künsteln.“ S. 69.

S. 388. An den drei hübschen Mährchen — In dem ersten Abdruck steht: drey hüpschen Mährchen, so daß sie das Gepräg des hervorgesuchten Alterthümlichen gleich an der Stirn tragen. Vergeblich habe ich mich bemüht, etwas Näheres über sie zu erfahren, worauf mich diese Stelle begierig gemacht hatte, denn auch ein mißlungener Versuch kann lehrreich werden, besonders durch Vergleichung mit ähnlichen Versuchen aus späterer Zeit.

Die Titanomachie.

Dieses Gedicht schrieb Wieland, wie er sagt, als eine Probe von Deutschem Marottischen oder (wofern man lieber wolle) Hans Sachsischen Styl. Man sieht, daß es zur Erläuterung dessen dient, was in dem vorhergehenden Aufsatz beiläufig hievon gesagt wurde, und deßhalb hat der Herausgeber ihm diese Stelle angewiesen. Was Goethe in dieser Art gedichtet hat, ist bekannt genug, und es wäre wohl möglich, daß Wieland dessen Prolog zu den neuesten Offenbarungen und das neueröffnete moralische und politische Puppenspiel bei seinem Versuch im Sinne gehabt hätte. Diese beiden Burlesken Goethe's erschienen zuerst im Jahre 1774, und Wielands Titanomachie 1775. Flögel urtheilte über diese letzte, wir würden sie, wäre sie fortgesetzt worden — worauf es Wieland aber gar nicht angelegt hatte — sicher der Scarron'schen gleich setzen, oder gar vorziehen können.

S. 393. Nowär — Noverre. Kraft des Wiedervergeltungsrechts sind wir nur zu wohl befugt, uns dergleichen Freiheiten mit den Französischen Namen zu nehmen. W.

S. 393. Wie Juvenalis in *Satyris* —

Cheironomon Ledam molli saltante Bathyllo
Tuscia vesicae non imperat, etc.

S. 393. Arianen — Ariadne, Gemahlin des Bacchus.

S. 394. Mulciber — Vulcan.

S. 394. Pelion — Name eines dem Olympus, dem gewöhnlichen Sitze der Homerischen Götter, benachbarten Thessalischen Berges. Die Cedern (die man da nicht suchen würde) gründen sich auf das Zeugniß eines gewissen Dikäarchos. W.

S. 394. Michel-Engel — Michel Angelo Buonarotti.

Inhalt.

	Seite
Ueber Alexander Dow's Nachrichten von den Fakirn in Ostindien	1
Anmerkungen über Alexander Dow's Nachrichten von der Religion der Braminen	7
Briefe an einen Freund über eine Anekdote aus J. J. Rousseau's Leben	17
Ueber die ältesten Zeitkürzungsspiele	75
Die Aëropetomanie	105
Die Aëronauten	131
Timoklea. Ein Gespräch über scheinbare und wahre Schönheit	197
Theages. Ueber Schönheit und Liebe	219
Ueber das Verhältniß des Angenehmen und Schönen zum Nützlichen	255
Sendschreiben an einen jungen Dichter	267
Die Kunst aufzuhören	335
Die sterbende Polyxene des Euripides	339
Ueber die Frage: Was ist Hochdeutsch?	343
Die Titanomachie	389

Staatl. Bibliothek Passau

L

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wieland, Christoph Martin,

Vermischte Schriften

Leipzig 1840

Passau, Staatliche Bibliothek -- S nv/La (b) 425-33
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11342229-1
VD18 12428973-001